

Buch. 168 51 *Wallace*

D. MACKENZIE WALLACE M. A.

R U S S L A N D

EINZIG BERECHTIGTE,

VOM VERFASSER DURCHGESEHENE DEUTSCHE AUSGABE

NACH DER SECHSTEN AUFLAGE DES ORIGINALS

ÜBERSETZT VON

E. R.

BAND I. — ERSTE HÄLFTE.

LEIPZIG 1878.

VERLAG VON E. F. STEINACKER.

374 D
Die Käufer dieses Halbbandes verpflichten sich zur Abnahme des ganzen Werkes (vier Halbbände), das im Januar 1879 vollständig zu haben sein wird. Dem Schluss-Halbbande wird ein ausführlicher Index beigegeben.

RUSSLAND.

RUSSELL

D. MACKENZIE WALLACE M. A.

RUSSLAND.

EINZIG BERECHTIGTE,

VOM VERFASSER DURCHGESEHENE, DURCH EIN KAPITEL ÜBER
GEHEIME GESELLSCHAFTEN IN RUSSLAND VERMEHRTE
DEUTSCHE AUSGABE

NACH DER SECHSTEN AUFLAGE DES ORIGINALS

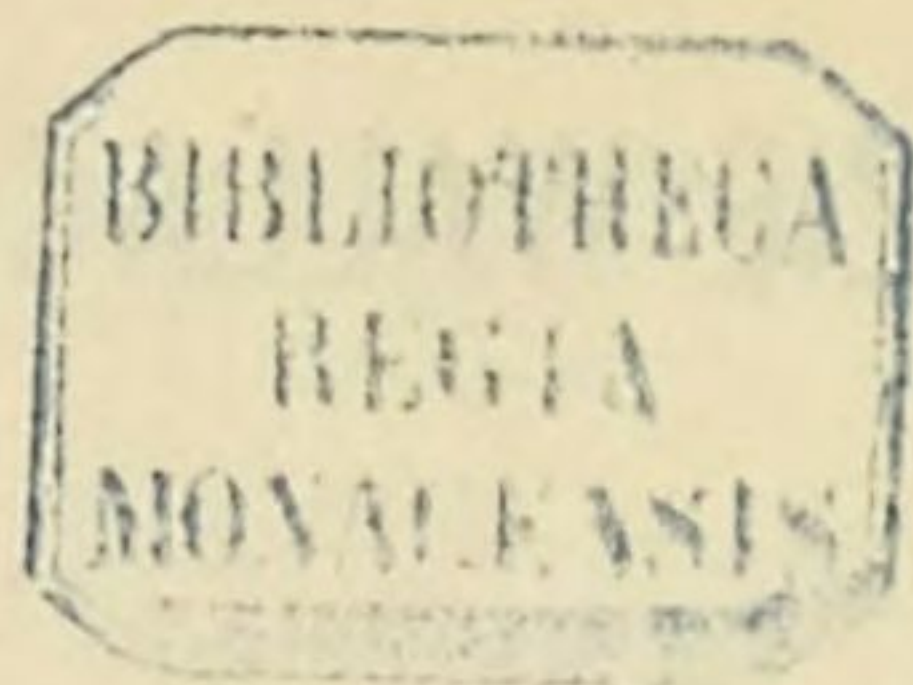
ÜBERSETZT VON

E. R.

BAND I.

LEIPZIG 1879.

E. F. STEINACKER.



Vorbemerkung.

Im März 1870 kam ich zum ersten Male nach St. Petersburg. Ich wollte nur wenige Monate in Russland verbringen, aber unversehrt stiess ich auf so viele Dinge, die mich zum Studium anregten, dass ich nahezu sechs Jahre verblieb — bis zum Dezember 1875. Während dieser Periode brachte ich die Winterszeit meistens in St. Petersburg, Moskau und Jaroslaw zu, während die Sommermonate gewöhnlich dazu verwandt wurden, im Lande umher zu wandern und von den örtlichen Behörden, Gutsbesitzern, Kaufleuten, Geistlichen und Bauern Mittheilungen zu sammeln. Seit der Zeit habe ich mit zahlreichen russischen Freunden einen beständigen Briefwechsel unterhalten, was mich in den Stand setzte, dem in der kurzen Zwischenzeit Vorgefallenen genau zu folgen.

In dem vorliegenden Werke habe ich aus der grossen Menge von Materialien über die Vorgeschichte und die gegenwärtige Lage

des Landes, die sich während dieser sechs Jahre in meinen Händen ansammelten, bloss diejenigen verwendet, die für das allgemeine Publikum am Meisten Interesse zu bieten schienen. Eingehende Forschungen über die ländliche Gemeinde, die verschiedenen Systeme des Feldbaues, die Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft, die gegenwärtige wirthschaftliche Lage des Bauernstandes, das Finanzsystem, den Volksunterricht, neuere geistige Bewegungen und ähnliche Themata behalte ich mir für einen späteren Band vor.

Wenn dem Werk einige Verdienste nicht abzusprechen sind, so müssen dieselben hauptsächlich dem Beistande zugeschrieben werden, der mir von Russen aus allen Ständen freigebig gewährt worden ist. Wollte ich eine Liste aller Personen geben, denen ich Dank schulde, so würde dieselbe viele Seiten füllen. Ich muss mich deshalb darauf beschränken, einige Wenige zu nennen, denen ich mich ganz besonders verpflichtet fühle. Sehr werthvolle Dienste leistete mir Herr Kapustin, der gelehrte und tüchtige Direktor der Rechtsschule in Jaroslaw, dann Herr Balkaschín und die anderen zu diesem vorzüglichen Institute gehörenden Herren; auch nenne ich Herrn Tschasláwsky, der zwei Sommer hindurch mein Reisegefährte war, ferner Herrn A. N. Gontscharóff, der mich auf meinen Reisen in der Provinz Ssamara begleitete, endlich den verstorbenen Herrn Eduard J. Morgan. Auch muss ich Frau von Nówikoff geborene Kiréjeff meine ergebene Dankbarkeit be-

zeugen für die Hülfe, welche sie mir bei meinen Bemühungen, die besten Gewährsmänner auf den verschiedenen Gebieten persönlich kennen zu lernen angedeihen liess, und Herrn E. J. Jakúschkin, der die Güte hatte, mir seine ausgedehnten Kenntnisse über den russischen Bauernstand zur Verfügung zu stellen. Von den verstorbenen Herren N. A. Miljutin und Ssamarin, und dem ebenfalls kürzlich verstorbenen Fürst Tscherkaski, sowie von Herrn Koschelëff, welche mir bei meinen Studien über die Aufhebung der Leibeigenschaft behülflich gewesen sind, habe ich in dem Kapitel über diesen Gegenstand bereits gesprochen. Den anderen Russen, welche mir darin beistanden, Materialien zu beschaffen und mir in jeder Hinsicht ein freundliches Entgegenkommen bewiesen, muss ich gemeinsam meinen Dank aussprechen. Sehr viele Ansichten und Meinungen dieser Freunde und Bekannten habe ich verwerfen müssen; aber ich habe mich stets erst nach sorgfältiger Ueberlegung dazu entschlossen und bin immer bestrebt gewesen, mein Urtheil unbeeinflusst und so unparteiisch als möglich zu bilden.

Ich will nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass dieses Werk ursprünglich für ein englisches Publikum gedacht und ausgearbeitet wurde.

Schliesslich kann ich nicht umhin, die Nachsicht des freundlichen Lesers zu erbitten. Der Gegenstand ist so umfassend und mannigfaltig, dass es nicht leicht ist, die Themata's zu wählen,

denen die grösste wahre Bedeutung innewohnt und dieselben in eine solche Form zu bringen, dass ein allgemeiner Begriff von Land und Volk gegeben wird. Einiges von dem hier Ausgelassenen hoffe ich in nicht allzuferner Zeit nachholen zu können.

Inhalts-Uebersicht.

Kapitel I.

Das Reisen in Russland.

Eisenbahnen. — Staatliche Einmischung. — Fluss-Kommunikationen. — Die russische „Grand Tour“. — Die Wolga. — Kasan. — Shigulinskija Gori. — Finnen und Tataren. — Der Don. — Schifffahrts-Schwierigkeiten. — Unbequemlichkeiten. — Ratten. — Gasthöfe. — Merkwürdige Sitten. — Landstrassen. — Brücken. — Das Aufgeben von Briefen. — Eine „Tarantass“. — Reise-Utensilien. — Das Reisen im Winter. — Durchgefroren. — Unangenehme Erlebnisse. — Eine Szene auf einem Post-Amt.

Kapitel II.

In den nördlichen Wäldern.

Ein Blick auf Russland aus der Vogelperspektive, — Die nördlichen Wälder. — Zweck meiner Reise. — Der Verkehr. — Der Weg. — Ein Dorf. — Ein Bauernhaus. — Dampfbäder. — Ein sonderbarer Brauch. — Ankunft.

Kapitel III.

Eine freiwillige Verbannung.

Iwanoffka. — Geschichte des Ortes. — Der Verwalter der Herrschaft. — Slavische und teutonische Gemüthsart. — Die Ansicht eines Deutschen über die Befreiung der Bauern. — Friedensrichter. — Eine neue Sittenschule. — Die russische Sprache. — Das Sprachtalent der Russen. — Mein Lehrer. — Eine starke Dosis Zeitgeschichte.

Kapitel IV.

Der Dorfgeistliche.

Die Namen der Geistlichen. — Kirchliche Heirathen. — Die weisse und die schwarze Geistlichkeit. — Warum das Volk den Ortspfarrer nicht achtet. — Geschichte der weissen Geistlichkeit. — Der Ortspfarrer und der protestantische Pastor. — In welchem Sinne das russische Volk religiös ist. — Heiligenbilder. — Die Geistlichkeit und die Volks-
erziehung. — Die kirchliche Reform.

Kapitel V.

Eine ärztliche Konsultation.

Unerwartete Krankheit. — Ein Dorfarzt. — Die sibirische Pest. — Meine Studien. — Russische Historiker. — Ein russischer Nachahmer von Dickens. — Ein gewesener Leibeigener. — Medizin und Hexerei. — Ein Ueberbleibsel des Heidenthums. — Leichtgläubigkeit des Bauernstandes. — Alberne Gerüchte. — Ein geheimnissvoller Besuch der heiligen Barbara. — Cholera an Bord eines Dampfers. — Krankenhäuser. — Irrenhäuser. — Unter Wahnsinnigen.

Kapitel VI.

Eine Bauernfamilie vom alten Schlage.

Gemeindeland. — System des Feldbaues. — Festlichkeiten. — Das Fasten. — Winterbeschäftigungen. — Jährliche Wanderungen. — Hausindustrie. — Der Einfluss von Kapital und Unternehmungen en gros. — Die Reichsbauern. — Hausleibeigene und eigentliche Leibeigene. — Abgaben der Leibeigenen. — Buckle's Geschichte der Zivilisation. — „Leute, die böse Streiche spielen.“ — Der ferne Norden.

Kapitel VII.

Der Bauernstand des nördlichen Russland.

Iwan Petroff. — Seine Vergangenheit. — Genossenschaftliche Vereine. — Die Zusammensetzung eines bäuerlichen Hausstandes. — Das Uebergewicht der wirthschaftlichen Rücksichten gegenüber den verwandtschaftlichen. — Bauernheirathen. — Die Vortheile, in grossen Familien zu leben. — Die Mängel dieses Systems. — Familienauflösungen und ihre Folgen.

Kapitel VIII.

Der Mir oder die Dorfgemeinschaft.

Die soziale und politische Bedeutung des Mir. — Eine Parallele zwischen Mir und Familie. — Die Theorie der Gemeindeordnung. — Praktische Abweichungen von dieser Theorie. — Der Mir ist ein gutes Beispiel einer konstitutionellen Regierung von äusserst demokratischem Charakter. — Die Dorfversammlung. — Weibliche Gemeindemitglieder. — Die Wahlen. — Vertheilung des Gemeindelandes.

Kapitel IX.

Auf welche Weise das Gemeindewesen sich erhalten hat und was es in der Zukunft leisten soll.

Durchgreifende Reformen im Anfang der jetzigen Regierung. — Protest gegen das Prinzip des *laissez faire*. — Furcht vor dem Proletariat. — Sanguinische Hoffnungen. — Ueble Folgen der Gemeinde-Einrichtungen. — Die Gemeinde der Zukunft. — Das Stadtproletariat. — Die jetzigen Zustände sind vorübergehende.

Kapitel X.

Finnische und tatarische Dörfer.

Ein finnischer Volksstamm. — Finnische Dörfer. — Verschiedene Stadien von Russifizierung. — Finnische Frauen. — Finnische Religion. — Eine Methode Geister zu „bannen“. — Ein merkwürdiges Gemisch von Christenthum und Heidenthum. — Bekehrung der Finnen. — Ein Tatarendorf. — Was sich ein russischer Bauer unter Muhamedanismus verstellt. — Das Christenthum in den Augen eines Muhamedaners. — Propaganda. — Der russische Kolonist. — Wanderungen von Völkern in dunkler Vergangenheit.

Kapitel XI.

Die Städte und die Handelswelt.

Nowgorod. — Der allgemeine Charakter der russischen Städte. — Die geringe Anzahl von Städten in Russland. — Warum das städtische Element in der Bevölkerung so klein ist. — Geschichte der russischen Städteverwaltung. — Erfolglose Anstrengungen, einen dritten Stand zu schaffen. — Kaufleute, Bürger und Handwerker. — Der Stadtrath. — Ein reicher Kaufmann. — Dessen Haus. — Sein Hang zur Grossthuerei. — Seine Auffassung von Aristokratie. — Offizielle Dekorationen. — Unwissenheit und Unehrllichkeit des Handelsstandes. — Anzeichen einer Umwandlung.

Kapitel XII.

Nowgorod, das Grosse.

Die östliche Hälfte der Stadt. — Der Kreml. — Eine alte Legende. — Die Bewaffneten von Rusj'. — Die Normannen. — Volksfreiheit in Nowgorod. — Der Fürst und die Volksversammlung. — Bürgerliche Uneinigkeit und Parteikämpfe. — Die Handelsrepublik wird von moskowischen Zaren erobert. — Iwan, der Grausame. — Der gegenwärtige Zustand der Stadt. — Provinzial-Gesellschaft. — Kartenspiel. — Zeitschriften. — „Ewige Ruhe.“

Kapitel XIII.

Die kaiserliche Regierung und die Beamten.

Die Beamten in Nowgorod mit Ausnahme des Vize-Gouverneurs unterstützen mich bei meinen Studien. — Die moderne, von Peter dem Grossen geschaffene Staatsverwaltung und die Entwicklung derselben durch seine Nachfolger. — Die Ansicht eines Slawophilen über die Regierung. — Kurze Beschreibung des Verwaltungssystems. — Die Tschinowniki oder Beamten. — Offizielle Titel und deren wirkliche Bedeutung. — Was die Regierung in der Vergangenheit für Russland gethan hat. — Die eigenthümlichen Beziehungen zwischen Regierung und Volk. — Die Grundübel der Regierung. — Bureaukratische Heilmittel. — Das komplizirte, formelle Gerichtsverfahren. — Die Gensd'armerie. — Meine persönlichen Beziehungen zu diesem Verwaltungszweige; Verhaftung und Freilassung. — Eine starke, gesunde, öffentliche Meinung als einzig wirksames Mittel gegen eine schlechte Verwaltung; wie dieser Grundsatz neuerdings in Russland zur Anwendung kam.

Kapitel XIV.

Die neue lokale Selbstverwaltung.

Günstige Gelegenheit, die Semstwo zu studiren. — Russische Selbstkritik. — Die parlamentarische Form der Semstwo. — Eine Bezirks-Versammlung. — Adelige und frühere Leibeigene. — Eine Provinzial-Versammlung. — Die Parteiführer derselben. — Das Wesen verschiedener Semstvos. — Ursprung und Zweck der Einrichtung. — Bureaukratische Gesetzgebung. — Ungewöhnliche Erwartungen. — Was die Semstwo geleistet hat. — Warum sie nicht lebensfähig ist. — Ein charakteristischer Vorfall. — Die Zukunft der Institution.

Kapitel XV.

Grundherren von der alten Schule.

Russische Gastfreundschaft. — Ein Landhaus. — Beschreibung seines Eigenthümers. — Sein Leben: Vergangenheit und Gegenwart. — Winterabende. — Bücher. — Verbindung mit der Aussenwelt. — Der Krimkrieg und die Befreiung von der Leibeigenschaft. — Ein dem Trunke ergebener, heruntergekommener Gutsbesitzer. — Ein alter General und seine Frau. — „Namenstage.“ — Ein sagenhaftes Ungeheuer. — Ein ehemaliger Richter. — Ein gewandter Schreiber. — Gesellschaftliche Nachsichtigkeit. — Ursachen des Sittenverfalls.

Kapitel XVI.

Gutsbesitzer von der neuen Schule.

Ein russischer petit-maître. — Dessen Haus mit Umgebung. — Verunglückte Versuche, die Landwirthschaft zu vervollkommen und die Lage der Leibeigenen zu verbessern. — Ein Vergleich. — Ein „liberaler“ Tschinownik. — Dessen Begriff von Fortschritt. — Ein Friedensrichter. — Dessen Ansicht über die russische Literatur. — Sein vermeintlicher

und sein wirklicher Charakter. — Tschinowniks und petits maîtres. — Ein äusserster Radikaler. — Unordnungen in den Universitäten. — Das Verwaltungsverfahren. — Die Fähigkeit Russlands, politische und soziale Entwicklungsperioden durchzumachen. — Ein Würdenträger auf seinem Landsitze.

Kapitel XVII.

Der Adel.

Die Adeligen in früheren Zeiten. — Die tatarische Herrschaft. — Das Zarthum Moskau. — Familienehre. — Reformen Peter's des Grossen. — Die Adeligen nehmen westeuropäische Anschauungen an. — Abschaffung des Dienstzwanges. — Der Einfluss Katharina's II. — Die russische Dworjánstwo, verglichen mit dem französischen Adel und der englischen Aristokratie. — Russische Titel. — Die wahrscheinliche Zukunft des russischen Adels.

Kapitel XVIII.

Gesellschaftliche Klassen.

Gibt es in Russland gesellschaftliche Klassen oder Kasten? — Genau unterschiedene gesellschaftliche Typen. — Klassen, die von der Gesetzgebung und der offiziellen Statistik anerkannt werden. — Ursprung und allmähliche Bildung dieser Klassen. — Die Eigenthümlichkeit der historischen Entwicklung Russlands. — Politisches Leben und politische Parteien.

Kapitel XIX.

Unter den Ketzern.

Die Molokáni. — Meine Fragemethode. — Alexandroff-Häi. — Eine unerwartete theologische Diskussion. — Lehre und kirchliche Organisation

der Molokáni. — Beaufsichtigung der Sitten und gegenseitige Hülfe. — Die Geschichte dieser Sekte. — Ein falscher Prophet. — Christenthum nach dem Nützlichkeitsprinzip. — Eintheilung der fantastischen Sekten. — Die Chlisti. — Das Verfahren der Regierung gegen die Sektirer. — Zwei Arten von Ketzerthum. — Die wahrscheinliche Zukunft der andersgläubigen Sekten. — Politisches Missvergnügen.

D. Mackenzie Wallace M. A.

Autobiographische Skizze.

Mein Leben ist so ereignisslos gewesen, dass es mir etwas schwierig wird, die von Ihnen gewünschten biographischen Daten zu geben. Nachstehend indess einige trockene Thatsachen: Ich bin zu Paisley in Schottland am 11. November 1841 geboren und erhielt in verschiedenen öffentlichen und Privatschulen meine erste Erziehung. Da ich meine Eltern früh verloren hatte, wurde ich nach dem in Schottland gültigen Gesetze bereits im 14. Jahre mein eigener Herr. Zu dieser Zeit fühlte ich plötzlich einen starken Drang zum Studium, vor welchem ich früher eine ebenso entschiedene Abneigung empfunden hatte, und beschloss, den Beruf zu erwählen, welcher das längste Studium verlangte. Dieser Beruf war der des Advokaten; ich studirte also Humaniora — besonders die Geschichte der Philosophie — fünf Jahre hindurch (ein Jahr an der Universität Glasgow und vier Jahre an der Universität Edinburgh) und erlangte den Grad eines M. A. (magister artium) im Jahre oder um 1859. Dann studirte ich die Rechte zuerst in Edinburgh, dann in Paris, darauf in Berlin und endlich in Heidelberg, wo ich den Grad eines Doctor juris utriusque erlangte. Dann arbeitete ich zwei Jahre in Heidelberg, in Gemeinschaft mit Dr. Georg Asher, über die Aristokratie des alten Rom — ein Werk, welches nie weiter als bis zur Sammlung von Materialien gedieh. Im Dezember 1869 kehrte ich in meine Heimath zurück und begab mich im März 1870 nach St. Petersburg. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Ich habe nie ein anderes Werk als „Russland“ veröffentlicht.

Diesen Mittheilungen kann ich nur hinzufügen, dass Herr Wallace — nach Schluss des Berliner Kongresses — seiner eigenen Neigung und dem Auftrage der „Times“ folgend, sich nach Konstantinopel begab, wo er noch jetzt lebt.

E. R.

Die Markierung der Hölzer

Die Markierung der Hölzer ist ein wichtiger Bestandteil der Forstwirtschaft. Sie dient dazu, die Hölzer zu identifizieren und zu verfolgen. Dies ist besonders wichtig bei der Ernte von wertvollen Holzarten. Die Markierung erfolgt in der Regel durch das Anbringen von Nummern oder Buchstaben auf dem Holz. Diese Markierungen können in verschiedenen Formen und Größen ausfallen. Sie können auch in verschiedenen Farben bemalt werden. Die Markierung der Hölzer ist eine wichtige Aufgabe für den Forstmann. Sie ermöglicht es ihm, die Hölzer zu verfolgen und zu kontrollieren. Dies ist wichtig, um die Nachhaltigkeit der Forstwirtschaft zu gewährleisten. Die Markierung der Hölzer ist auch eine wichtige Aufgabe für den Holzverkäufer. Sie ermöglicht es ihm, die Hölzer zu identifizieren und zu verfolgen. Dies ist wichtig, um die Qualität der Hölzer zu gewährleisten. Die Markierung der Hölzer ist eine wichtige Aufgabe für den Forstmann, den Holzverkäufer und den Holzverarbeiter. Sie ermöglicht es ihnen, die Hölzer zu verfolgen und zu kontrollieren. Dies ist wichtig, um die Nachhaltigkeit der Forstwirtschaft zu gewährleisten.

Die Markierung der Hölzer ist eine wichtige Aufgabe für den Forstmann. Sie ermöglicht es ihm, die Hölzer zu verfolgen und zu kontrollieren. Dies ist wichtig, um die Nachhaltigkeit der Forstwirtschaft zu gewährleisten.

Erstes Kapitel.

Das Reisen in Russland.

Eisenbahnen. — Staatliche Einmischung. — Fluss-Kommunikationen. — Die russische „Grand Tour“. — Die Wolga. — Kasan. — Shigulinskija Gori. — Finnen und Tataren. — Der Don. — Schifffahrts-Schwierigkeiten. — Unbequemlichkeiten. — Ratten. — Gasthöfe. — Merkwürdige Sitten. — Landstrassen. — Brücken. — Das Aufgeben von Briefen. — Eine „Tarantass“. — Reise-Utensilien. — Das Reisen im Winter. — Durchgefroren. — Unangenehme Erlebnisse. — Eine Szene auf einem Post-Amt.

Selbstredend ist das Reisen in Russland nicht mehr das, was es früher war. Während des letzten Viertel-Jahrhunderts ist ein ausgedehntes Netz von Eisenbahnen gebaut worden, und man kann jetzt in komfortablem Wagen erster Klasse von Berlin nach St. Petersburg oder Moskau reisen und von da nach Odessa, Sebastopol, nach der untern Wolga oder sogar bis zum Fusse des Kaukasus; und im Ganzen muss man gestehen, dass die Eisenbahnen leidlich bequem eingerichtet sind. Die Waggon sind entschieden besser als in England, und im Winter werden dieselben durch kleine eiserne Oefen*) geheizt, wie wir sie zuweilen auf Dampfern bemerken, ausserdem sind Doppel-fenster und Doppelthüren angebracht — eine sehr nöthige Vorsicht in einem Lande, wo das Thermometer oft tiefer als 30° unter Null fällt. Die Züge erreichen freilich keinen hohen Grad von Schnelligkeit — so meinen wenigstens Engländer und Amerikaner —, wir müssen indess dabei berücksichtigen, dass ein Russe selten eilig ist und häufige Gelegenheit zum Essen

*) Seit einigen Jahren ist auf den Hauptstrecken allenthalben Wasserdampfheizung eingeführt.

und Trinken liebt. In Russland ist Zeit nicht Geld — wäre die Zeit baare Münze, so würden fast alle Unterthanen des Zaren einen ziemlichen Vorrath davon haben. Es mag hier beiläufig bemerkt werden, dass ein Russe mit grossem Ueberfluss an baarem Gelde zu den Ausnahmen gehört, die man im wirklichen Leben selten trifft.

Indem die Eisenbahn-Gesellschaften die Passagiere mit einer Geschwindigkeit von 15—30 Werst*) per Stunde befördern, erfüllen sie wenigstens, was sie versprechen; aber in einer Hinsicht kommen dieselben entschieden ihren Verpflichtungen nicht genau nach.

Der Reisende nimmt ein Billet nach einer bestimmten Stadt, und indem er am Ziele seiner Reise angekommen zu sein glaubt, findet er häufig nur eine von Feldern umgebene Eisenbahnstation. Zu seiner Enttäuschung muss er erfahren, dass die Station keineswegs identisch mit der Stadt ist, von welcher sie ihren Namen entlehnt hat und dass die Eisenbahn (um mehrere Werst) ihre Verpflichtung — wie er dieselbe auffasste — nicht erfüllt hat. In der That kann gesagt werden, dass die Eisenbahnen in Russland als Regel die Städte meiden — ähnlich wie Kameeltreiber in gewissen östlichen Ländern.

Dieses erscheint beim ersten Anblick sonderbar. Man kann sich wohl vorstellen, dass der Beduine so vom Zeltleben und seiner nomadisirenden Lebensweise eingenommen ist, dass er eine Stadt wie eine Menschenfalle scheut — aber Civil-Ingenieure und Eisenbahn-Erbauer pflegen keine solche Furcht vor Ziegelstein und Mörtel zu haben.

Der wahre Grund liegt, wie ich vermuthe, darin, dass das Land im Stadtgebiet oder unmittelbar daran verhältnissmässig theuer zu stehen kommt und dass die Eisenbahnen, welche den kräftigenden Einfluss einer gesunden Konkurrenz nicht kennen, sich gestatten dürfen, die Bequemlichkeit der Reisenden als eine Sache von sekundärer Bedeutung anzusehen.

Es ist nicht mehr als billig, zu konstatiren, dass in einem bekannten Falle weder die Ingenieure noch die Bau-Unternehmer zu tadeln waren. Von St. Petersburg nach Moskau läuft die Lokomotive auf eine Entfernung von 400 Werst fast so wie eine

*) 1 Werst = 1,6093 Kilometer.

Krähe fliegt, d. h. sich weder rechts noch links wendend. Fünfzehn lange Stunden blickt der Passagier des Schnellzuges auf Wald und Morast und selten fällt sein Auge auf eine menschliche Wohnung. Nur einmal bemerkt er in der Ferne etwas, was eine Stadt genannt werden kann; es ist Twer, das so begünstigt wurde, nicht weil der Ort wichtig ist, sondern weil er zufällig in der Nähe der geraden Linie lag. Und warum wurde die Eisenbahn in dieser aussergewöhnlichen Weise gebaut? Der beste aller Gründe gab den Ausschlag — weil der Zar es so befahl. Als die Vorarbeiten gemacht wurden, erfuhr Kaiser Nikolaus, dass die mit der Aufgabe betrauten Beamten (und der Minister der Wegekommunikationen war darunter) mehr von persönlichen als technischen Rücksichten beeinflusst wurden und so entschloss er sich, den gordischen Knoten auf wahrhaft kaiserliche Weise zu zerhauen. Als der Minister ihm die Karte mit der Absicht vorlegte, die vorgeschlagene Route zu erklären, nahm der Zar ein Lineal, zog eine gerade Linie von dem einen Endpunkte zum andern und bemerkte in einem Tone, der jede Diskussion ausschloss: „Sie werden die Linie so bauen.“ Und die Linie wurde so gebaut, — wie St. Petersburg und die Pyramiden bleibt dieselbe ein prächtiges Denkmal autokratischer Gewalt. !

Früher wurde dieser wohlbekannte Vorfall häufig im Flüsterton erzählt, um die Uebel der autokratischen Regierungsform zu illustriren. Kaiserliche Grillen, so sagte man, werfen ernste ökonomische Rücksichten über den Haufen. In neuerer Zeit scheint sich jedoch die öffentliche Meinung geändert zu haben, und Einige wollen behaupten, dass diese sogenannte kaiserliche Grille ein Akt weitsehender Politik war. Da der bei weitem grössere Theil von Gütern und Passagieren die ganze Strecke befördert werden, so war es zweckmässig, dieselbe nach Möglichkeit zu kürzen und Zweigbahnen nach den links und rechts liegenden Städten zu bauen. Abgesehen von politischen Rücksichten muss man zugeben, dass zur Begründung dieser Ansicht Manches vorgebracht werden kann.

Die Bestätigung einer projektirten Eisenbahnlinie erfolgt in Russland nie ohne eine Anfrage an die militärischen Autoritäten, deren Meinung einen grossen Einfluss auf die endgültige Entscheidung hat. Die Folge davon ist, dass die Eisenbahnkarte

von Russland dem Taktiker von Fach Vieles zeigt, was einem gewöhnlichen Beschauer unverständlich ist.

Dieses ist eine Thatsache, welche auch dem Unerfahrenen durch den letzten türkisch-russischen Krieg deutlich geworden ist. Russland ist nicht mehr, was es während des Krimkrieges war, als Truppen und Vorräthe Hunderte von Wersten auf die primitivste Weise transportirt werden mussten. Zu jener Zeit hatte Russland nur etwa 750 Werst Eisenbahnen, jetzt hat es über 10,281 Werst, und jedes Jahr werden neue Linien gebaut.

Auch die Wasserkommunikationen sind in den letzten Jahren sehr verbessert worden. Alle grösseren Flüsse werden jetzt von ziemlich guten Dampfern befahren. Unglücklicherweise legt das Klima der Schifffahrt grosse Schwierigkeiten in den Weg. Fast sechs Monate im Jahre sind die Flüsse mit Eis bedeckt und während eines grossen Theils der übrigen Zeit hat die Schifffahrt mancherlei Hindernisse zu überwinden. Wenn Eis und Schnee schmelzen, so treten die Flüsse aus ihren Ufern und setzen einen Theil des niedrig gelegenen Landes unter Wasser, so dass manche Dörfer nur mit Bötten erreichbar werden; aber die Fluth lässt bald nach und das Wasser fällt so schnell, dass es im Hochsommer für grössere Dampfer sehr schwierig wird, sich zwischen den Sandbänken einen Weg zu suchen. Die Newa allein, diese Königin der nordischen Ströme, hat zu allen Zeiten Wasser in Fülle.

Ausser der Newa werden von Touristen gewöhnlich die Wolga und der Don besucht, dieselben bilden einen Theil der russischen „Grand tour“. Fremde, welche mehr als St. Petersburg und Moskau zu sehen wünschen, fahren gewöhnlich per Eisenbahn nach Nishnij-Nowgorod, wo sie die grosse Messe besuchen, und besteigen dann einen der Wolga-Dampfer. Für diejenigen, welche sich mit der wichtigen Thatsache zurecht gefunden haben, dass Russland keine schönen Landschaften besitzt, ist eine Reise die Wolga hinunter recht anziehend. Das linke Ufer ist so flach, wie die Rheinufer unterhalb Kölns, aber das rechte Ufer ist hoch, hier und da gut bewaldet und nicht ohne malerische Stellen. Früh am zweiten Tage erreicht der Dampfer Kasan, einst die Hauptstadt eines unabhängigen tatarischen Khanates; man findet hier noch eine zahlreiche tatarische Bevölkerung. Mehrere im untern Theile der Stadt gelegene mit

kleinen Spitzthürmchen versehene „Medschets“ (wie die muhamedanischen Gebethäuser genannt werden) zeigen, dass der Islam noch lebt, obgleich das Khanat bereits vor mehr als 300 Jahren mit Moskovien vereinigt wurde; im Ganzen trägt die Stadt eher ein europäisches als asiatisches Gepräge.

Wenn Jemand Kasan in der Hoffnung besucht, „einen Blick in den Orient“ thun zu können, so wird er schmerzlich enttäuscht sein, falls er nicht etwa einer jener phantasiereichen Touristen ist, welche immer das entdecken, was sie zu sehen wünschen, ganz besonders, wenn dasselbe später als packender Gegenstand in ihren „Reiseeindrücken“ verarbeitet werden kann. Und doch muss man zugeben, dass von allen Städten auf dieser Route Kasan die interessanteste ist. Obschon nicht orientalisch, hat es sein eigenartiges Gepräge, während alle andern Städte — Ssimbirsk, Ssamara, Ssarátow — ebenso uninteressant sind, wie die meisten russischen Provinzialstädte.

Die Tragweite und Bedeutung dieser Worte werden in der Folge erklärt werden.

Wahrscheinlich wird sich am dritten Tage gegen Sonnenaufgang etwas einer Gebirgskette Aehnliches am Horizonte zeigen. Es wird, um Enttäuschung zu vermeiden, gut sein, gleich zu erwähnen, dass in diesem Theile des Landes Nichts zu finden ist, was der Benennung „Berg“ würdig wäre. Die nächste Gebirgskette in jener Richtung ist der Kaukasus, der indess mehrere Hundert Werst entfernt liegt und folglich nicht vom Deck eines Dampfers aus gesehen werden kann. Die fraglichen Bodenerhöhungen sind einfach eine niedrige Hügelkette, genannt Shigulinskija Gori. Im westlichen Europa würden dieselben wenig Beachtung finden, aber „im Reich der Blinden ist“, wie das Sprüchwort sagt, „der Einäugige König,“ und in einem Flachlande wie Ost-Russland kommen diese Hügel zu grosser Geltung. Obgleich dieselben nichts Imposantes haben, so machen doch ihre dichtbewaldeten Abhänge, die sich bis zum Wasserrande erstrecken, besonders wenn dieselben mit den zarten Farben des jungen Frühlings oder dem reichen gelben und rothen Laubwerk des Herbstes bedeckt sind, einen Eindruck, der dem Gedächtnisse nicht leicht wieder entschwindet.

Mit aller gebührenden Achtung vor den Ansichten meiner patriotischen russischen Freunde muss ich es aussprechen, dass,

im Ganzen die Szenerie der Wolga die Zeit, Mühe und Ausgaben nicht lohnt, welche eine Reise von Nishnij nach Zarizin beansprucht. Hier und dort gibt es einige hübsche Stellen, aber deren sind „wenig und sie liegen weit auseinander“. 20 Liter Wasser mit einem Glase des allerbesten Weines gemischt geben ein sehr unschmackhaftes Getränk. Das Deck des Dampfers ist meist interessanter als die Ufer des Flusses. Man trifft da merkwürdige Reisegefährten. Die Mehrzahl der Passagiere sind russische Bauern, die stets zum Plaudern geneigt sind, ohne eine förmliche Vorstellung zu beanspruchen, und bereitwillig dem neuen Bekannten die einfache Geschichte ihres Lebens erzählen. Oft habe ich so die langen Stunden angenehm und nützlich verbracht und stets den Eindruck gewonnen, dass der Bauer bei einer halb-fatalistischen Resignation eine gutherzige Freundlichkeit und einfach klaren Menschenverstand besitzt; auch äussert sich bei ihm ein starker Drang, etwas über fremde Länder zu erfahren. In Folge dieser letzten Eigenschaft theilt er nicht nur mit, sondern stellt auch selbst Fragen, und wenngleich dieselben zuweilen kindlich erscheinen, so treffen dieselben doch meistens das Richtige. Unter den Passagieren finden sich gewöhnlich auch einige Vertreter der in diesem Theile des Landes wohnenden finnischen Stämme; dieselben mögen für Ethnologen, die Physiognomien studiren, Interesse bieten, doch sind sie bei weitem weniger gesellig als die Russen.

Die Natur scheint diese Leute schweigsam und mürrisch gemacht zu haben, während sie durch ihre Lebensverhältnisse scheu und misstrauisch wurden. Der Tatar hingegen ist fast immer ein lebhafter, erheiternder Geselle. In der Regel ist er Hausirer oder irgend eine Art von Kleinhändler. Das Bündel, auf dem er lehnt, enthält sein Waarenlager, das meist aus gedruckten baumwollenen Zeugen und hellfarbigen baumwollenen Tüchern besteht. Er selbst ist in einen weiten, schmutzigen „Chalat“ oder Schlafrock gehüllt und trägt eine Pelzmütze, auch wenn das Thermometer 30° im Schatten zeigt. Das schalkhafte Zwinkern seiner kleinen stechenden Augen kontrastirt stark mit dem düstern, unbelebten Ausdruck in den Augen des neben ihm sitzenden finnischen Bauern. Er hat Vieles über St. Petersburg, Moskau und vielleicht Astrachan zu erzählen — aber, wie ein echter Handelsmann, ist er betreffs der Geheimnisse

seines eigenen Gewerbes sehr zurückhaltend. Gegen Sonnenuntergang zieht er sich mit seinen Gefährten nach einem stillen Platze des Deckes zurück, um die Abendgebete herzusagen. Hier versammeln sich alle an Bord befindlichen guten Muhamedaner, streichen ihre Bärte, knieen auf ihren kleinen Teppichstreifen und werfen sich nieder, alle im gleichen Tempo, als führten sie unter den Augen eines strengen Unteroffiziers eine neue Exercirübung aus.

Wird die Reise gegen Ende September gemacht, wenn die Händler von der Nishnij-Nowgoroder Messe zurückkehren, so hat der Ethnologe eine noch bessere Gelegenheit zum Studium. Er wird alsdann nicht nur Vertreter der finnischen und tatarischen Rassen finden, sondern auch Armenier, Circassier, Perser, Bucharen und andere Orientalen, eine buntscheckige und malerische, aber wenig ansprechende Gesellschaft.

So gross auch die ethnologische Verschiedenheit an Bord sein mag, so wird der Reisende wahrscheinlich doch finden, dass vier Tage auf der Wolga vollständig für alle praktischen und ästhetischen Zwecke genügen und, anstatt bis nach Astrachan zu fahren lieber den Dampfer in Zarizin verlassen. Hier wird er eine etwa 50 Meilen lange Eisenbahn finden, die den Don mit der Wolga verbindet. Ich sage vorsätzlich eine Eisenbahn und nicht einen Zug, denn es gehen nur zwei Züge wöchentlich, sodass man 3 Tage warten muss, falls man den einen Zug versäumt. Kluge, nervöse Leute ziehen vor, den Landweg zu benutzen, und sie thun wohl daran, denn diese Bahn hat, glaube ich, die unbestrittene Ehre, die verrufenste in Europa zu sein. Aber vielleicht sollten wir trotz alledem hier den Grundsatz anwenden, dass alle Dinge weniger schrecklich sind, als sie scheinen. Die sonderbaren Püffe und der geheimnissvolle Lärm können allerdings einen nervösen Menschen beängstigen, aber ein mit gewöhnlichen Nerven ausgestatteter Mensch kann leicht seinen Gleichmuth bewahren, denn die Fahrt geht dermassen langsam, dass eine Entgleisung blos ein erheiternder Vorfall sein würde und sogar von einem Zusammenstoss kaum ernste Folgen zu erwarten wären.

Einige Zeit nach Ankunft des halbwöchentlichen Zuges in Kalatsch geht ein Dampfer nach Rostow ab, welche Stadt nahe der Mündung des Flusses liegt. Auf dem Don hat die Schifffahrt mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als auf der Wolga.

Der Fluss ist nämlich äusserst seicht und die Sandbänke verschieben sich beständig, sodass der Dampfer sehr häufig aufläuft. Zuweilen wird derselbe durch Rückwärtsarbeiten der Maschinen wieder flottgemacht, aber nicht selten geschieht es, dass diese Kraft nicht ausreicht und Hülfe geschafft werden muss. Dieses geschieht auf sonderbare Art. Der Kapitän gewährt nämlich stets einer Anzahl kräftiger Kosacken freie Fahrt unter der Bedingung, dass sie ihm den nöthigen Beistand leisten, und sobald das Schiff festsetzt, befiehlt er ihnen über Bord zu springen und an einem starken Zugseil den Dampfer wieder flott zu machen. Die Aufgabe ist keine angenehme, umsomehr, da die armen Burschen ihre Kleider nachher nicht wechseln können — aber dem Befehl wird stets mit heiterer Miene und ohne Murren Folge geleistet. Kosacken kennen, wie es scheint, weder Erkältungen noch Rheumatismus.

In den besten geographischen Handbüchern wird der Don als einer der Hauptflüsse Europas aufgezählt, und das ist durch seine Länge und Breite gerechtfertigt, aber an vielen Stellen steht seine Tiefe in komischem Missverhältniss zu seiner Länge und Breite. Ich entsinne mich, eines Tages gesehen zu haben, wie der Kapitän eines flachgehenden Dampfers sein Schiff langsam gehen liess, um einen Reiter nicht zu überfahren, der es versuchte, seine Bogen in der Mitte des Stromes zu kreuzen. Ein ander Mal passirte ein nicht minder charakteristischer Vorfall. Ein Kosack wünschte an einem Orte ausgesetzt zu werden, wo sich keine Anfahrt befand, und da man ihm mittheilte, dass es unmöglich sei, ihn an's Land zu setzen, sprang er kaltbütig über Bord und ging zu Fusse ans Ufer. Diese einfache Art des Aussteigens kann natürlich denen nicht empfohlen werden, welche keine genaue Kenntniss der Sandbänke und der tiefen Stellen besitzen.

Gute nützliche Gesellen sind diese Kosacken, welche den Dampfer von den Sandbänken forthelfen, und sie verdienen wohl eine freie Fahrt. Beide, sie und ihre reicheren Gefährten, welche sich gestatten können, Billete zu kaufen, sind angenehme, interessante Reisegenossen. Viele von ihnen können aus eigener Erfahrung und in einfacher, schmuckloser Weise aufregende Episoden aus wildem Kriegsleben erzählen, und einige der älteren wissen merkwürdige noch nicht veröffentlichte Begebnisse aus dem Krimkriege hinzu-

zufügen. Wenn sie zufällig in mittheilsamer Stimmung sind, so werden sie vielleicht ein Paar Geheimnisse über ihr einfaches, primitives Kommissariats-System offenbaren, — ich werde Gelegenheit haben, darüber später zu berichten. Mögen sie nun vertrauensvoll sein oder nicht, so wird der Reisende, welcher die Sprache kennt, seine Zeit nützlicher und angenehmer in einer Unterhaltung mit ihnen verbringen, als indem er sich in den Anblick der uninteressanten Landschaften versenkt, an denen er vorüberfährt.

Leider haben diese Don-Dampfer eine grosse Anzahl von anderen weniger harmlosen Frei-Passagieren an Bord; dieselben beschränken sich nicht auf das Verdeck, sondern finden ihren Weg in die Kajüten und hindern dünnhäutige Passagiere am Schlafen. Ich bin zu wenig in der Naturwissenschaft bewandert, um zu entscheiden, ob diese behenden, blutdürstigen Schmarotzer zu derselben Art gehören, welche anderswo den Beamten des Gesundheitsamtes ohne Auftrag beistehen, Unreinlichkeit zu bestrafen, aber ich kann sagen, dass ihr Geschäft im Wesentlichen dasselbe ist, und sie vollbringen es mit einer über alles Lob erhabenen Energie. Da ich selbst von ihren unzarten Aufmerksamkeiten glücklicherweise verschont bleibe und mich von jeder entomologischen Neugierde frei weiss, so könnte ich, wäre ich allein gewesen, ihr Vorhandensein übersehen haben, aber ich wurde beständig von weniger glücklich angelegten Sterblichen an ihr Dasein erinnert, und die Klagen der Dulder erhielten eine merkwürdige offizielle Bestätigung.

Am Ende der Reise angelangt, bat ich um die Erlaubniss, die Nacht an Bord zuzubringen, und ich bemerkte, dass der Kapitän meinem Ersuchen mit einer Wärme und Bereitwilligkeit Gehör gab, die nicht ganz zu seinem gewöhnlichen Betragen stimmte. Am andern Morgen wurde diese Thatsache vollständig erklärt. Als ich anfang meinen Dank für die gewährte Erlaubniss auszusprechen, unterbrach mich mein Wirth mit gutmüthigem Lachen und versicherte mir, dass er im Gegentheil sich mir verpflichtet fühlte.

Sie wissen, sagte er, eine ernst sein sollende Miene annehmend, ich habe an Bord eine Masse kleine Kavallerie, und wenn ich allein in der Kajüte schlafe, so macht dieselbe einen vereinigten Angriff auf mich, während sie, wenn ich einen Schlaf-

genossen habe, ihre Streitkräfte vertheilt. Sie sehen also, dass Sie unbewusst eine Heldenthat vollbrachten und mich zu tiefem Danke verpflichteten. Wenn dieses, wie ich halb vermuthete, nur eine geistreiche Art war, Gastfreundschaft zu verbergen, so muss zugegeben werden, dass dieselbe *ben trovato* war — einen solchen Akt überlegter Höflichkeit hätte man eher von einem spanischen Hidalgo, als von einem Kapitän eines Don-Dampfers erwartet.

Auf gewissen Dampfern des Asow'schen Meeres wird das Intime der Schlaf-Kajüte durch noch viel schlimmere Eindringlinge gestört; ich spreche von Ratten. Während einer kurzen Reise, welche ich an Bord des „Kertsch“ machte, wurden diese unangenehmen Besucher so lästig in den unteren Theilen des Schiffes, dass die Damen die Erlaubniss erhielten, im Decksalon zu schlafen. Nachdem diese Einrichtung getroffen war, hatten wir unglücklichen männlichen Passagiere verdoppelte Aufmerksamkeiten von unseren Peinigern zu erdulden. Eines Morgens früh wurde ich, auf meinem Lager liegend, durch etwas über mich Hinlaufendes aufgeweckt; dabei verfiel ich auf eine Rache-methode. Es schien möglich, dass ich bei Wiederholung des Besuches durch Benutzung des geeigneten Augenblicks im Stande wäre, die Ratte mit grosser Kraft gegen die Decke zu schleudern und durch Zerschmettern des Schädels ihren sofortigen Tod herbei zu führen. Sehr bald hatte ich Gelegenheit, meinen Plan in Ausführung zu bringen. Eine bedeutsame Bewegung des kleinen Vorhangs am Fusse des Lagers zeigte, dass derselbe als Sturm-leiter benutzt wurde. Ich lag ganz ruhig und diese Art Sport interessirte mich so, wie wenn ich, Gewehr im Arm, auf Hoch-wild lauerte. Die Ratte kam, als wäre ihr mein Plan bewusst und sie bereit, ihre Rolle bei dem Experiment mit Ehren zu spielen, in mein Bett und nahm ihre Stellung auf meinem Fusse. In einem Augenblick wurde sie nach oben geschleudert; zuerst hörte man einen Knall an der Decke und darauf einen dumpfen Fall am Boden. Wie tief die geschlagene Wunde war, habe ich nie entdeckt, denn das Opfer besass noch hinreichend Kraft und Kaltblütigkeit zur Flucht; auch protestirte der Herr auf der anderen Seite der Kajüte, der durch den Lärm aufgeweckt worden war, gegen eine Wiederholung des Experiments, indem er bemerkte, dass er, obgleich bereit, seinen Theil der

Eindringlinge auf sich zu nehmen, keineswegs anderer Leute Ratten in sein Bett geschleudert haben wolle.

In solchen Fällen ist es unnütz, bei den zuständigen Behörden Beschwerde zu führen. Als ich den Kapitän auf Deck traf, theilte ich ihm mit, was geschehen war und beklagte mich bitter, solchen Plagen ausgesetzt zu sein. Nachdem er mir geduldig zugehört hatte, erwiderte er kühl, meine Beschwerden gänzlich unbeachtet lassend: „O, ich that mehr als das heute Morgen, ich liess meine Ratte bis unters Betttuch kommen und erstickte sie dann darin.“

Eisenbahnen und Dampfboote bewirken, selbst wenn ihr eigener Zustand viel zu wünschen übrig lässt, im Gasthofswesen stets eine heilsame Revolution; aber diese Revolution ist selbstverständlich eine stufenweise fortschreitende. Ausländische Gastwirthe müssen einwandern und das Beispiel geben; geeignete Häuser müssen errichtet, Dienerschaft muss herangebildet werden und vor allen Dingen müssen die einheimischen Reisenden sich die Sitten der zivilisirten Welt anzueignen suchen. In Russland ist diese Revolution noch im Fortschreiten begriffen und bis jetzt noch keineswegs vollendet. Die Städte, in denen Fremde am meisten zusammenströmen — St. Petersburg, Moskau, Odessa — besitzen bereits Gasthöfe, die einen Vergleich mit denen des westlichen Europas aushalten, und einige der wichtigeren Provinzialstädte können anständige Bequemlichkeiten bieten, indess bleibt noch viel zu thun übrig, bis ein Westeuropäer selbst auf den Haupttours komfortabel zu reisen im Stande sein wird. Reinlichkeit, das erste und wichtigste Element des Komforts, wie wir den Ausdruck verstehen, ist noch ziemlich selten und zuweilen um keinen Preis zu haben.

Sogar in guten Gasthöfen, wenn dieselben zu den echt russischen gehören, gibt es gewisse Eigenthümlichkeiten, die, obgleich an sich nicht tadelhaft, dem Fremden sonderbar erscheinen. Steigt man zum Beispiel in einem solchen Gasthofs ab, so zeigt uns der Wirth eine beträchtliche Anzahl von Zimmern und nennt die betreffenden Preise. Hat man eine geeignete Wohnung gewählt, so empfiehlt es sich, Sparsamkeits halber, dem Wirth beträchtlich weniger zu bieten, als er verlangt, und in der Regel macht man die Erfahrung, vorausgesetzt, dass man Anlagen zum Handeln hat, dass die Zimmer für weniger

als zuerst verlangt wurde, gemiethet werden können. Indess ist anzurathen, bei der Abmachung nicht den kleinsten Zweifel bestehen zu lassen. Vielleicht setzt man voraus, dass beim Miethen einer Droschke ein Pferd ohne besondere Verabredung geliefert wird, miethet man also ein Schlafzimmer, so ist ein Bett mit dem nöthigen Zubehör in den Handel eingeschlossen. Eine solche Annahme ist indess nicht immer gerechtfertigt.

Der Wirth mag vielleicht eine Bettstelle ohne Extra-berechnung liefern, wenn ihn jedoch ausländische Begriffe noch nicht korrumpirt haben, so wird er den Reisenden gewiss nicht freiwillig mit Bettleinwand, Kissen, Decken und Handtüchern versehen. Im Gegentheil, er wird voraussetzen, dass derselbe alle diese Sachen mit sich führt, und thut er es nicht, so muss er für die vom Wirth geborgten zahlen.

Dieser alte Brauch hat bei einigen Russen eine sonderbare Art von Sprödigkeit ausgebildet, die uns völlig fremd ist. Dieselben haben eine starke Abneigung gegen den Gebrauch von Betttüchern, Decken und Handtüchern, die im gewissen Sinne Gemeingut sind, gerade so wie wir uns weigern würden, Kleider anzulegen, die schon von anderen Leuten getragen wurden. Und dieses Gefühl kann auch bei Leuten entstehen, die nicht Russen von Geburt sind. Ich für meinen Theil gestehe, ein gewisses unangenehmes Gefühl gehabt zu haben, als ich in dieser Hinsicht zu den Gebräuchen des sogenannten zivilisirten Europa zurückkehrte. Augenscheinlich ist diese Sprödigkeit keine angeborene Eigenschaft, sondern das Resultat von Umständen, an die wir uns gewöhnt haben, und so kann dieselbe leicht sehr merkwürdige Formen annehmen.

Die Unbequemlichkeit, die zum Schlafen unentbehrlichen Gegenstände mit sich zu führen, ist keineswegs so gross, wie man sich im ersten Augenblicke vorstellt. In Russland werden Schlafzimmer bei kaltem Wetter stets geheizt, so dass eine leichte Decke, die gleichzeitig als Reiseplaid dient, vollständig genügt, während Betttücher, Kissen und Handtücher sehr wenig Raum im Koffer einnehmen. Der am meisten Raum beanspruchende Gegenstand ist das Kissen, denn sogenannte Luftkissen haben immer einen unangenehmen Geruch und sind daher nicht zweckdienlich. Die Russen sind jedoch an diese Beschwerlichkeit gewöhnt. In früheren Tagen — ähnlich wie gegenwärtig in Landes-

theilen ohne Eisenbahnen und makadamisirte Wege — reiste man in Karren, d. h. Wagen ohne Federn, und in diesen Folterwerkzeugen war ein Haufen von Kissen und Polstern nothwendig, um Quetschungen und Verrenkungen zu vermeiden. Auf den Eisenbahnen — etwa mit Ausschluss der berüchtigten Linie, welche die Wolga mit dem Don verbindet — sind die Stösse und das Schütteln nicht heftig genug, um ein solches Gegenmittel nöthig zu machen, aber sogar im unkonservativen Russland überleben die Gewohnheiten die Bedingungen, welche dieselben hervorriefen: und auf jeder Eisenbahnstation sieht man Männer und Frauen ihre Kissen schleppen, ähnlich wie wir Plaid und Flutschachteln tragen. Ein echter russischer Kaufmann, der Komfort liebt und Tradition achtet, kann ohne Koffer reisen, aber sein Kissen hält er für einen unumgänglich nothwendigen Reiseartikel.

Kehren wir zum Hotel zurück. Sobald die Unterhandlungen mit dem Wirth beendet sind, wird man, wenn man keinen Diener bei sich hat, bemerken, dass der Kellner sich anschickt, die Pflichten eines Kammerdieners zu übernehmen. Man erstaune nicht über seinen grossen Pflichteifer, der auf der Voraussetzung basirt zu sein scheint, dass man etwa zu dreiviertel gelähmt ist. Früher hatte jeder wohlsituirte Russe stets seinen Diener bei sich und dachte nie daran, irgend etwas selbst zu thun, was der Diener nur irgend für ihn zu thun im Stande war.

Man wird bemerken, dass keine Glocke im Zimmer ist, und dass es keine Mittel gibt, um auf mechanischem Wege mit dem unteren Stocke zu verkehren. Das ist deshalb so, weil der Diener stets in Hörweite sein musste, und es ist ja so viel leichter zu rufen, als aufzustehen und die Klingel zu ziehen. In den guten alten Zeiten war dieses Alles ganz natürlich. Der wohlhabende Russe hatte gewöhnlich Ueberfluss an Haus-Leibeigenen, weshalb sollten also nicht einer oder zwei ihren Herrn begleiten, wenn seine Gnaden eine Reise unternahm! Eine zweite Person in der Tarantass vergrösserte die Ausgabe nicht, verminderte indess die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten der Reise. Aber die Zeiten haben sich geändert. Vor fünfzehn Jahren wurden die Leibeigenen durch kaiserlichen Ukas befreit. Freie Diener beanspruchen Lohn: und auf Eisenbahnen oder Dampfern wird für Bediente extra bezahlt. Die jetzige Generation muss sich

deshalb mit einem bescheideneren Aufwand von Dienern begnügen und mit eigenen Händen zu thun lernen, was früher von Leibeigenen geschah. Dennoch kann man von einem in guten Verhältnissen aufgewachsenen Manne nicht gut erwarten, dass er sich ohne Beihülfe ankleide, und demgemäss bleibt der Kellner im Zimmer, um als Kammerdiener zu fungiren. Zuweilen wird man auch auf andere Weise an das alte System gemahnt, so hört man z. B. am frühen Morgen den lauschenden Befehl „Petruscha! Petruscha!! Stakan wody!!! (Peterchen! Peterchen!! ein Glas Wasser!!!) mit einer Stentorstimme geschrieen, welche die Siebenschläfer in Schreck jagen würde.

Wenn die Toilette besorgt ist, und man Thee bestellt — man bestellt immer Thee in Russland —, so wird man gefragt, ob man seinen eigenen Thee und Zucker bei sich hat. Ist man ein erfahrener Reisender, so wird man im Stande sein, die Frage zu bejahen, denn guten Thee erhält man nur in gewissen bekannten Läden, aber nie in Hotels. Eine mächtige dampfende Theemaschine, „Ssamowar“ genannt (etymologisch „Selbstkocher“) wird hereingebracht und man bereitet seinen Thee nach eigenem Geschmacke. Das Trinkglas wird als Tasse benutzt und man hat es bequem, sich die Fingerspitzen zu verbrennen. Befindet sich zufällig Ess- oder Trinkbares im Reisekorb, so braucht man nicht zu zögern, es gleich herauszunehmen, denn der Kellner wird weder gekränkt noch erstaunt sein, dass man wenig im Gasthofs verzehrt. Die 20 oder 25 Kopeken, die man für den Samowar bezahlt — d. h. Theekanne, Glas, Untertasse, Löffel und Spülnapf, unter dem Geschlechtsnamen „Pribor“, sind einbegriffen — befreien uns von allem Korkengeld und anderen Taxen.

Diese und ähnliche Ueberbleibsel alter Gebräuche sind jetzt in schneller Abnahme begriffen und werden zweifellos in wenigen Jahren der Vergangenheit angehören, man wird sie dann in abgelegenen Winkeln suchen müssen und für die Kulturgeschichte aufzeichnen; aber man trifft dieselben noch in den besten Gasthöfen selbst solcher Städte, welche in Westeuropa nicht unbekannt sind.

Viele dieser alten Gewohnheiten und besonders die alte Art des Reisens können noch in einem grossen Theile des Landes in ihrer alten Ursprünglichkeit studirt werden. Obgleich der

Eisenbahnbau während der letzten zwanzig Jahre mit grosser Energie betrieben worden ist, so hat doch das Dampfross den Ural noch nicht überschritten und auch diesseits desselben gibt es noch ungeheure Landstriche, von denen einige grösser als Grossbritannien sind, wo die alte Einsamkeit nie durch den schrillen Pfiff der Lokomotive gestört wurde, und die Wege ihren primitiven Zustand beibehalten haben. Sogar in Zentral-Russland kann man noch Hunderte von Wersten reisen, ohne je etwas anzutreffen, das uns den Namen Makadam in's Gedächtniss ruft.

Wenn man dem volksthümlichen Gerüchte Glauben beimessen darf, so gibt es irgendwo im schottischen Hochlande neben einem Schlagbaume einen grossen Stein, der folgenden Knittelvers als Inschrift trägt:

Hättest Du diesen Weg, bevor er gemacht war, geseh'n,
Du würdest nicht ohne „Wade“ zu danken von hinnen geh'n.

Jeder Gebildete würde selbstredend beim Lesen dieser merkwürdigen Ankündigung die Bemerkung machen, dass der Ausdruck „Ein Weg, bevor er gemacht ist“ ein logischer Widerspruch ist, aber ich habe oft während meiner Wanderung in Russland gedacht, dass der Ausdruck, obgleich logisch ungerechtfertigt, der einfachen Bequemlichkeit halber durch ein Gesetz legalisirt werden sollte.

Der Franzose würde sagen „man hat Wege und Wege“, gemachte und nichtgemachte, künstliche und natürliche. Nun gehören die Wege in Russland fast alle zu der nichtgemachten, natürlichen Gattung und sind in ihrem Charakter so konservativ, dass sie augenblicklich noch genau das Aussehen haben, wie vor einigen Jahrhunderten. Sie besitzen also für phantasiebegabte Gemüther, was man „den Reiz des Historischen“ nennt. Die einzige bemerkbare Aenderung, welche mit ihnen während einer Reihe von Generationen vorgeht, besteht in dem Verschieben der Wagenspuren. Wenn diese so tief geworden sind, dass die Vorderäder fast darin versinken, so wird es nöthig, ein Paar Geleise links oder rechts von den alten anzufangen; und da die Wege gewöhnlich eine riesige Breite besitzen, so steht der Ausführung keine Schwierigkeit im Wege. Wie die alten Spuren ausgefüllt werden, weiss ich nicht anzugeben; aber da ich nie und in keinem Theile des Landes ein menschliches Wesen beim Wegeverbessern getroffen habe, so nehme ich an, dass die gütige

Mutter Natur die Aufgabe irgendwie ohne menschliche Beihülfe erfüllt, entweder durch Anschwemmungen, oder durch einen anderen kosmischen Vorgang, der Physikern von Fach wohl bekannt sein mag.

Auf den Wegen trifft man dann und wann Brücken, und hierbei habe ich einen Schlüssel zu den Geheimnissen der irischen Phraseologie entdeckt: Vor einigen Jahren erklärte ein irländischer Volksvertreter im Parlament, dass die Kirche „die Brücke sei, welche die beiden Theile des irischen Volkes von einander scheide.“ Da Brücken in der Regel eher verbinden als trennen, so wurde dieses Gleichniss mit Gelächter aufgenommen. Wenn die ehrenwerthen Mitglieder, welche in diesen fröhlichen Beifall einstimmten, in Russland viel gereist wären, so würden sie in ihrer Heiterkeit mässiger gewesen sein, denn in diesem Lande sind Brücken häufig eher ein Hemmniss als ein Verbindungsmittel, und einen Fluss auf einer Brücke passiren ist häufig, was man im gewöhnlichen Leben „die Götter versuchen“ nennt. Ein vorsichtiger Fuhrmann wird meistens dem Wasser den Vorzug geben, wenn eine Furth in nicht zu grosser Entfernung vorhanden ist, obschon er sowohl wie seine menschliche Ladung, um nasse Füsse zu vermeiden, manchmal gezwungen werden, nicht gerade zierliche Stellungen einzunehmen, die für Karikaturen prächtiges Material liefern würden. Aber dieses Bischen Unbequemlichkeit, und wenn selbst das Gepäck bei der Fahrt durchnässt würde, ist gar nichts im Vergleich zu der Gefahr, eine Brücke zu passiren.

Da ich die Gefühle des Lesers nicht unnöthig überanstrengen will, so unterlasse ich die Beschreibung von widrigen Unfällen, welche mit Beulen und Brüchen enden und werde nur mit wenigen Worten erzählen, wie eine glückliche Ueberfahrt bewerkstelligt wird.

Wenn es möglich ist, die Brücke ohne bis zu den Knieen in den Schmutz zu sinken, zu erreichen, so thut man, um alle Gefahr zu vermeiden, am besten, hinüber zu gehen und das Fuhrwerk auf der andern Seite zu erwarten; und wenn dieses unmöglich ist, so ist eine vorherige Prüfung der Verhältnisse anzuempfehlen. Auf die Frage, ob Alles sicher sei, antwortet der „Jämschtschik“ (Postkutscher) fast stets „Nitschewo“ — dieses Wort bedeutet dem Wörterbuch nach „Nichts“, aber dasselbe

hat, im Munde der Bauern, eine Reihe verschiedener Bedeutungen, wie ich später des Näheren erklären werde. In vorliegendem Falle kann man es mit „keine Gefahr vorhanden“ übersetzen. „Nitschewo Barin, projédem“ (Herr, wir werden schon hinüberkommen) wiederholt er. Macht man auf das gewöhnlich verfaulte Aussehen des Holzwerkes aufmerksam und deutet auf die grossen Löcher, die ein halbes Pferd bequem verschlingen würden, so hört man von dem phlegmatischen Rosselenker die Bemerkung: „Nje boiss, Bog pomoschet“ (Fürchte Dich nicht, Gott wird helfen). Man mag Zweifel hegen, ob die Vorsehung in unserem gottlosen Zeitalter gerade in diesem Falle für uns eingreifen wird, aber unser Jämschtschick, der mehr Glauben oder Fatalismus besitzt, lässt uns wenig Zeit, dieses Problem zu lösen. Nachdem er sich schnell bekreuzigt hat, ergreift er die Zügel, schwingt die kleine Peitsche in der Luft und treibt kräftig rufend sein Gespann an. Die Prozedur entbehrt der Aufregung nicht. Zunächst geht es ein wenig bergab, dann stürmen die Pferde durch die sie fast verschlingende Kothschicht, die eine ziemlich grosse Fläche der Brücke einnimmt, darauf erfolgt ein schreckliches Emporschnellen, wenn das Fuhrwerk mit einem Ruck auf die ersten Bretter gelangt; die nur lose befestigten Querbalken lassen ein ominöses Rappeln und Rumpeln vernehmen, während die erfahrenen, klugen Thiere, vorsichtig und bedächtig die gefährlichen Oeffnungen und Spalten meidend, sich ihren Weg suchen; zuletzt sinkt man mit einem fürchterlichen Ruck in eine zweite Kothschicht und gelangt endlich wieder auf Festland — und zwar mit jener angenehmen Empfindung, die ein junger Offizier haben mag, wenn er seine erste Kavallerieattacke im wirklichen Kriege hinter sich hat.

Selbstverständlich bringt hier, wie anderswo, das Vertrautsein mit der Sache Gleichgültigkeit hervor. Nachdem man ein Paar Hundert solcher Brücken ohne ernstlichen Unfall passirt hat, wird man fast so kaltblütig und fatalistisch, wie unser Jämschtschick.

Der Leser, welcher von den grossartigen Reformen gehört hat, die unlängst in Russland ausgeführt wurden, wird vielleicht erstaunt sein, dass die Wege sich noch in so traurigem Zustande befinden.

Es gibt indess dafür, wie für Alles in der Welt, einen

guten, vollgenügenden Grund. Das Land ist noch verhältnissmässig dünn bevölkert und in vielen Landstrichen ist es schwierig, oder thatsächlich unmöglich, die nöthigen und besonders harte, zum Wegebau geeignete Steine zu beschaffen. Ferner erschwert es die Strenge des Klimas, die einmal gebauten Wege in gutem Zustande zu erhalten.

Soll eine lange Reise durch einen Landstrich unternommen werden, in welchem es an Eisenbahnen fehlt, so gibt es verschiedene Arten dieselbe zu machen. In früheren Tagen, als Zeit noch weniger Werth hatte als jetzt, reisten viele Grundbesitzer mit ihren eigenen Pferden und führten in einem (oder mehreren) geräumigen aber schwerfälligen Fuhrwerken Alles, was sie bei dem von ihnen erreichten Grad von Bildung bedurften, mit sich, und ihre Bedürfnisse waren oft beträchtlich. Der Grandseigneur z. B., welcher den grössten Theil seines Lebens im Luxus der Hofkreise zubrachte, nahm selbstredend alle tragbaren Elemente der Zivilisation mit sich. Zu seinem Gepäck gehörten daher Feldbetten, Tischdecken, silbernes Geschirr, eine Batterie de cuisine und ein französischer Koch. Kundschafter und Kommissäre wurden stets voraus geschickt, damit Seine Excellenz an jedem Halteplatze Alles für seine Ankunft vorbereitet fände. Der arme Inhaber von nur einem Paar Dutzend Leibeigenen behalf sich natürlich ohne dieses breitspurige Kommissariat und begnügte sich mit dem, was in den Ecken und Winkeln einer einzigen Tarantass untergebracht werden konnte.

Es wird gut sein, hier beiläufig eine Tarantass zu beschreiben, weil ich häufig Gelegenheit haben werde, das Wort anzuwenden. Man kann dieselbe kurz als „einen halbverdeckten leichten vierräderigen Wagen ohne Federn“ bezeichnen. Die Thätigkeit der Federn wird in sehr ungenügender Weise von zwei parallelen der Länge nach gelegten Stangen übernommen, auf welchen das Obertheil des Fuhrwerkes befestigt ist. Gewöhnlich wird es von drei Pferden gezogen, von einem starken, schnellen Traber in der Deichsel und von zwei leichten Pferden, welche an beiden Seiten angespannt sind und deshalb freier einher galoppiren können.

Die Spitzen der Deichsel werden von der „Duga“, welche wie ein riesiges unförmliches Hufeisen aussieht und hoch über

den Hals des Mittelpferdes hervorragt, zusammengehalten. An das obere Ende der „Duga“ wird der Zaumriemen befestigt, unter welchem eine grosse Glocke angebunden ist; in den südlichen Provinzen fand ich zwei und zuweilen sogar drei Glocken. Das Geläute ist oft deutlich eine Werst weit zu hören. Die Anwendung der Glocke erklärt man auf verschiedene Weise. Einige sagen, sie diene dazu, die Wölfe einzuschüchtern, Andere dagegen, dass das Geläute Zusammenstösse auf engen Waldwegen verhindern solle. Aber keine dieser Erklärungen ist vollkommen befriedigend. Man wendet die Glocke hauptsächlich im Sommer an, wenn man keinen Anfall von Wölfen zu befürchten braucht, und die Zahl der Glocken ist im Süden grösser, wo man keine Wälder hat. Vielleicht war die ursprüngliche Absicht — diesen Wink gebe ich zum Nutzen für eine gewisse Schule von Archäologen — böse Geister zu verscheuchen; und der Gebrauch ist theils aus althergebrachter Gewohnheit und theils mit der Absicht beibehalten worden, die Möglichkeit von Zusammenstössen zu vermindern. Da die Fuhrwerke fast kein Geräusch verursachen und die Kutscher nicht immer wachsam sind, so werden die Gefahren des Zusammenstosses durch das unaufhörliche Geläute beträchtlich verringert. Im Allgemeinen ist die Tarantass den Verhältnissen ganz angepasst, unter denen sie in Anwendung gebracht wird. Die merkwürdige Art des Anspannes erinnert an den Kriegswagen der Alten. Das Mittelpferd wird durch den Zaumriemen gezwungen, den Kopf hoch und gradeaus zu halten, obgleich die Bewegung seiner Ohren deutlich den Wunsch andeutet, denselben etwas weiter von der Oeffnung der Glocke zu entfernen; die Seitenpferde dagegen galoppiren ungehindert und wenden ihre Köpfe in klassischer Art nach auswärts. Ich glaube, dass die Thiere diese Stellung nicht aus Neigung für eine Reminiscenz klassischer Kunst annehmen, sondern einfach, weil sie den natürlichen Wunsch haben, ihren Lenker scharf im Auge zu behalten. Sie überwachen jede Bewegung seiner rechten Hand mit gespannter Aufmerksamkeit, und sobald sie seine Absicht die Peitsche zu gebrauchen wahrzunehmen glauben, nehmen sie sofort ein schnelleres Tempo an.

Wir können nun, nachdem der Leser eine Vorstellung von einer Tarantass gewonnen hat, zu den verschiedenen Arten des

Reisens durch solche Landstriche zurückkehren, welche noch nicht mit Eisenbahnen versehen sind.

Mögen die Pferde auch noch so bruststark und ausdauernd sein, so muss man ihnen doch zuweilen auf einer langen Reise Nahrung reichen und Ruhe gönnen. Aus diesem Grunde ist das Reisen mit eigenen Pferden nothwendig eine langsame Prozedur und deshalb auch schon abgekommen. Leute, welche ihre Zeit schätzen, ziehen es vor, die Posteinrichtungen zu benutzen. Auf allen Hauptverbindungslinien gibt es in Entfernungen von zehn bis zwanzig Werst regelrechte Poststationen, auf welchen eine gewisse Anzahl von Pferden und Fuhrwerken für Reisende bereit gehalten wird. Um die Vorrechte dieser Einrichtung zu geniessen, muss man bei der geeigneten Behörde um eine „Podaroshnaja“ nachsuchen. Die „Podaroshnaja“ (wörtlich „auf den Weg“) besteht aus einem grossen, mit dem kaiserlichen Adler gestempelten Bogen Papier, auf dem der Name des Inhabers, der Bestimmungsort und die Anzahl der zu liefernden Pferde angegeben ist. Bei Aushändigung dieses Dokuments hat man eine kleine Summe für fiktive Strassenverbesserungen zu zahlen, das Uebrige wird in Raten auf den betreffenden Stationen erlegt. Mit dem Dokument bewaffnet, begibt man sich zur Poststation und verlangt die betreffende Anzahl von Pferden. Gewöhnlich nimmt man drei, aber wenn man ohne schweres Gepäck reist und auf Aeusserlichkeiten kein Gewicht legt, so kann man sich bescheiden mit einem Paare begnügen. Das Fuhrwerk ist eine Art Tarantass, aber etwas verschieden von der oben beschriebenen. Die wesentlichen Bestandtheile sind dieselben bei Beiden, aber die von der kaiserlichen Regierung gelieferten gleichen eher einer kolossalen Wiege auf Rädern, als einem halbverdeckten leichten Wagen. Ein Bündel Heu, das man auf den Boden des hölzernen Kastens ausbreitet, soll die Polster ersetzen. Man erwartet, dass der Reisende unter dem bogenförmigen Schutzdache sitzt und seine Beine so ausstreckt, dass die Füsse unter den Kutschbock zu liegen kommen; aber man wird gut thun, wenn es nicht etwa in Strömen regnet, dieses Dach beseitigen zu lassen und ohne dasselbe zu reisen. Wendet man das Dach an, so verkürzt es schmerzlich das Bischen Freiheit der Bewegung, die man uns gelassen hat, und wird man durch ein Hinderniss auf dem Wege in die Höhe ge-

schleudert, so trägt man leicht einen heftigen Stoss auf den Scheitel davon.

Hoffentlich hat man es mit der Abfahrt nicht eilig, sonst könnte unsere Geduld empfindlich auf die Probe gestellt werden.

Wenn endlich die Pferde vorgeführt werden, so sehen dieselben häufig wie die elendesten Klepper aus, die uns je vor Augen kamen, aber man thut gut daran, seinen Aerger nicht auszusprechen, denn wenn man heftige und unhöfliche Redensarten gebraucht, so mag es sich herausstellen, dass man sich grober Verleumdung schuldig gemacht hat. Ich habe manches Gespann gesehen, welches aus Pferden bestand, die der einfachste Londoner Krämer verschmäht haben würde und bei denen nur dürftig die Form eines Pferdes zu erkennen war; und doch erfüllten dieselben ihre Pflicht auf sehr befriedigende Weise; durch Nichts, als durch die Stimme des Jämschtschik angetrieben, legten sie 18—20 Werst per Stunde zurück. In der That sind die Leistungen dieser dünnen schlotternden, unbeholfenen Vierfüssler oft ganz erstaunlich, wenn sie sich unter der Führung eines Mannes befinden, der sie zu lenken versteht. Obschon ein solcher Mann eine kleine harmlose Peitsche trägt, benutzt er dieselbe doch selten, ausser etwa, indem er sie horizontal in der Luft schwingt. Alle seine Aufmunterungen geschehen mündlich, er spricht mit den Thieren wie mit seines Gleichen; einmal regt er sie durch liebkosende Schmeichelworte an, dann wieder stösst er Ausdrücke unwilliger Verachtung gegen sie aus.

Im einen Augenblick sind sie seine „lieben Täubchen“ und im nächsten haben sie sich in „verdammte Hunde“ verwandelt. Inwieweit die Thiere dieses sonderbare Gemisch von grosser Zärtlichkeit und verachtendem Tadel verstehen und zu schätzen wissen, ist schwer zu sagen, aber es unterliegt keinem Zweifel, dass es einen merkwürdigen und starken Einfluss auf sie ausübt.

Jeder, der eine Reise dieser Art unternimmt, sollte fest und muskulös gebaut und mit zähen Sehnen versehen sein, die unaufhörliches Schütteln und Stossen vertragen können; auch müsste er gegen Beschwerlichkeiten und Unbequemlichkeiten abgehärtet sein, die bei der hier zu Lande üblichen Art des Reisens nicht vermieden werden können. Will man in einer Poststation schlafen, so wird nichts Weicheres als eine Holzbank zu haben sein, wenn man

nicht den Posthalter bewegen kann, ein Bündel Heu auf den Boden zu legen — das ist zwar weicher, aber im Ganzen noch unangenehmer als die einfache Diele.

Zuweilen erhält man nicht einmal die Holzbank, denn in gewöhnlichen Poststationen gibt es nur ein für die Reisenden bestimmtes Zimmer, und die beiden Bänke — man findet selten mehr — sind vielleicht schon von Anderen eingenommen. Wenn wir eine Bank erlangen und es uns gelungen ist, einzuschlafen, so dürfen wir uns nicht wundern, ein- oder zweimal in der Nacht durch Leute gestört zu werden, welche die Stube als Wartezimmer benutzen, während die Postpferde gewechselt werden. Diese Durchreisenden bestellen zuweilen den „Ssamovar“, trinken Thee, schwatzen, lachen, rauchen und machen sich noch anderweitig unangenehm, ohne die mindeste Rücksicht auf die Schläfer zu nehmen. Dann gibt es noch andere Eindringlinge, die ich schon bei der Beschreibung der Don-Dampfschiffe besprochen habe. Ich muss den Leser wegen nochmaliger Berührung dieses unangenehmen Thema's um Entschuldigung bitten. Vom ästhetischen Standpunkte aus begehe ich einen Fehler, aber mir bleibt keine Wahl. Mein Vorsatz ist, das Reisen in Russland so zu beschreiben, wie es ist, und eine jede Beschreibung, welche diese Art von Quälerei nicht gebührend hervorhebt, würde der Wahrheit nicht entsprechen, ebenso wie eine Beschreibung von Alpentouren ohne Erwähnung der Gletscher unmöglich ist.

Indess werde ich mich aller Einzelheiten enthalten und mich auf einen einzigen Wink zum Besten späterer Reisenden beschränken.

Man lerne, da die Arbeit der Selbstvertheidigung reichlich zu thun gibt, zwischen Kriegführenden und Neutralen unterscheiden und das einfache Prinzip des Völkerrechts befolgen, dass Neutrale nicht belästigt werden sollen. Sie mögen zwar sehr hässlich sein, aber Hässlichkeit rechtfertigt keinen Mord. Bemerkt man z. B. beim Erwachen ein Paar schwarze oder braune Käfer (Tarakane in Russland) sein Kopfkissen umkreisen, so zähme man den mörderischen Drang! Tödtet man sie, so verursacht man unnützes Blutvergiessen; denn, obgleich sich uns dieselben muthwillig nähern, so werden sie doch Keinem körperliches Leid zufügen.

In einigen der kleinen Provinzialstädte sind die besten aufzutreibenden Wohnungen viel schlechter als die gewöhnlichen Poststationen.

Die Unflätigkeit und das Unbequeme einiger Zimmer zu beschreiben, in denen ich eine Nacht zuzubringen hatte, erfordert eine viel gewandtere Feder als die meinige, und sogar ein sehr begabter Schriftsteller würde bei der Behandlung dieses Gegenstandes unwillkürlich den Beistand der Muse der naturalistischen Schule anrufen.

Ein anderes Bedürfniss für eine Reise in unbesuchten Gegenden ist die Kenntniss der Sprache. Es wird allgemein angenommen, dass man mit zwei Sprachen, der französischen und der deutschen, in Russland überall reisen könne. In Betreff der grossen Städte und der Hauptverbindungslinien ist dieses zutreffend, aber darüber hinaus ist diese Ansicht keineswegs richtig. Der Russe hat von Natur nicht mehr Talent für Sprachen als der Westeuropäer. Gebildete Russen sprechen oft eine oder zwei fremde Sprachen geläufig, aber die Bauern kennen nur ihre eigene Sprache, und mit dem Bauernstande haben wir es jetzt zu thun. Und um sich mit einem Bauern ungezwungen unterhalten zu können, muss man die Sprache in ziemlichem Grade beherrschen und mit derselben mehr vertraut sein, als zur Lektüre eines Buches erforderlich ist. Obgleich es wenig Provinzialismen gibt und alle Klassen des Volkes dieselben Worte anwenden — mit Ausschluss der Fremdwörter, die nur von den höheren Klassen gebraucht werden — so spricht doch ein Bauer viel lakonischer und eigenartiger als ein Gebildeter.

In den Wintermonaten ist das Reisen in einiger Hinsicht angenehmer als im Sommer, denn Schnee und Frost sind vorzügliche Wegebauer. Wenn der Schnee gleichmässig liegt, so entsteht für einige Zeit der prächtigste Weg, den man sich denken kann. Keine Stösse, kein Schütteln, nur eine glatte, gleitende Bewegung, wie die eines Bootes in ruhigem Wasser, und die Pferde jagen dahin, als hätten sie keine Ahnung von dem Schlitten, an den sie angespannt sind. Unglücklicherweise ist dieser glückliche Zustand nicht von langer Dauer. Der Weg wird bald durchschnitten, und es bilden sich tiefe Furchen. Wie diese Furchen entstehen, habe ich nie begreifen lernen, obgleich

ich das Phänomen oft von Leuten erklären hörte, welche sich einbildeten, es erklären zu können. Was auch der Grund und die Art und Weise der Bildung sein mag, es steht sicher fest, dass kleine Hügel und kleine Thäler entstehen, und wenn der Schlitten darüber hinweggeht, so hebt und senkt er sich, wie ein Boot bei hoher See, nur mit dem wichtigen Unterschiede, dass das Boot in eine nachgiebige Flüssigkeit sinkt, wohingegen der Schlitten auf festen, ungeschmeidigen und unelastischen Boden fällt. Man kann sich leicht vorstellen, was für ein Schütteln und Stossen auf diese Weise entsteht.

Es gibt noch andere Unbequemlichkeiten bei Winterreisen. So lange die Luft ganz ruhig ist, kann die Kälte sehr intensiv sein, ohne unangenehm zu werden, wenn jedoch ein starker Wind dem Reisenden entgegen weht und das Thermometer so und so viele Grade unter Null steht, so ist das Fahren in offenem Schlitten eine unangenehme Aufgabe, und es kann dabei vorkommen, dass Nasen erfrieren, ohne dass ihre Eigenthümer die Thatsache früh genug bemerken, um Vorsichtsmassregeln zu treffen. Warum aber wendet man bei solchen Gelegenheiten nicht bedeckte Schlitten an? Einfach deshalb, weil keine zu haben sind; und wenn man sie beschaffen könnte, so würde man gut thun, dieselben nicht zu benutzen, denn man setzt sich darin einer Art Seekrankheit aus. Ausserdem ist es, falls der Schlitten umstürzt, viel angenehmer, auf den reinen, erfrischenden Schnee zu fallen, als unter einem Haufen verschiedener Gepäckstücke schmählich begraben zu werden.

Das Hauptbedürfniss für Winterreisen ist in diesen eisigen Gegenden ein guter Vorrath warmen Pelzwerks. Fremde pflegen in Russland in Bezug auf warme Kleider im Anfange leichtsinnig zu sein. Zur Warnung führe ich ihnen folgenden Vorfall aus meinem Leben an.

Eines Tages, es war im Winter 1870—71, verliess ich Nowgorod, um einige Freunde in der etwa 10 Werst von der Stadt entfernten Kavalleriekaserne zu besuchen.

Da die Sonne hell schien und die zurückzulegende Entfernung klein war, glaubte ich, dass ein leichter Pelz und ein Baschlik (Tuchhaube zum Schutze der Ohren) vollständig genügen würden, die Kälte abzuhalten, und beachtete thörichterweise die Warnungen eines russischen Freundes nicht, der zufällig bei

mir vorsprach, als ich gerade weggehen wollte. Unsere Route ging den Fluss entlang genau nordwärts und ein scharfer Nord blies uns gerade in's Antlitz. Ein winterlicher Nordwind ist immer und überall ein unangenehmer Feind für das Gesicht; möge der Leser versuchen sich vorzustellen, was derselbe bei 18° Reaumur unter Null sein kann, oder lieber möge er den Versuch unterlassen, denn Niemand, der es nicht erfahren hat, kann sich von der Wirkung desselben einen Begriff machen. Freilich hätte ich umkehren sollen, wenigstens dann, als mich ein Gefühl von Ohnmacht warnte, dass der Blutumlauf ziemlich ernstlich behindert war, aber ich mochte meine Unklugheit dem mitreisenden Freunde nicht eingestehen. Als wir etwa drei Viertel des Weges zurückgelegt hatten, begegneten wir einem Bauernweibe, welches heftig gestikulirte und uns im Vorbeifahren etwas zurief. Ich hörte nicht, was sie sagte, aber mein Freund wandte sich zu mir und sagte mit bestürzter Miene — wir hatten deutsch gesprochen —: „Mein Gott! Ihre Nase ist abgefroren!“ Nun schien mir das Wort „abgefroren“ anzudeuten, dass sich meine Nase losgelöst habe, und ich untersuchte einigermaßen bestürzt schleunig, ob ich unbewusst das ganze oder nur einen Theil meines Riechorgans verloren hätte. Weit davon entfernt, verloren oder verkleinert zu sein, fand ich dasselbe viel grösser als gewöhnlich und gleichzeitig so hart und unempfindlich wie ein Stück Holz.

„Sie können sie noch retten,“ sagte mein Begleiter, „wenn Sie sogleich aussteigen und kräftig mit Schnee reiben.“

Ich stieg aus, war jedoch zu matt, um irgend etwas kräftig thun zu können. Mein Pelzmantel flog auf, die Kälte schien mich in der Herzgegend zu fassen und ich fiel ohnmächtig hin.

Wie lange ich besinnungslos blieb, weiss ich nicht. Als ich erwachte, befand ich mich in einem fremden Zimmer, umgeben von Dragoneroffizieren in Uniform und die ersten Worte, die ich hörte, waren: „Er ist jetzt ausser Gefahr, aber er wird Fieber bekommen.“

Diese Worte wurden, wie ich später entdeckte, von einem sehr tüchtigen Chirurgen gesprochen; doch ging seine Prophezeiung nicht in Erfüllung. Das versprochene Fieber stellte sich nicht ein. Die einzigen üblen Folgen bestanden darin, dass

meine rechte Hand einige Tage hindurch steif blieb und ich meine Nase 14 Tage lang nicht öffentlich zeigen durfte.

Wenn dieser kleine Vorfall mich zu einem Urtheil berechtigt, so möchte ich behaupten, dass der Tod durch Kälte fast schmerzlos herbeigeführt wird, aber dass der Wiederbelebungsprozess äusserst schmerzhaft ist, so schmerzhaft, dass es leicht erklärlich ist, warum der Patient, wenn auch nur für einen Augenblick, bedauert, dass dienstefrige Menschen die zeitweilige Bewusstlosigkeit nicht in den „Schlaf, von dem es kein Erwachen gibt“ übergehen liessen.

Zwischen der abwechselnden Herrschaft von Winter und Sommer gibt es immer ein kurzes Interregnum, während dem das Reisen auf Landstrassen in Russland beinahe unmöglich ist.

Wehe dem unglücklichen Sterblichen, der gleich nach dem Schmelzen des Schnee's eine lange Reise per Landstrasse zu machen hat, oder, noch schlimmer, im Anfange des Winters, wenn der Herbstschmutz durch Kälte in Stein verwandelt, aber vom Schnee noch nicht geebnet worden ist!

In jeder Jahreszeit ist es ziemlich sicher, dass die Einförmigkeit der Reise, durch kleine unvorhergesehene, mehr oder weniger unangenehme Vorfälle unterbrochen wird. Es bricht z. B. eine Axe, ein Rad löst sich los, oder es stellt sich heraus, dass Pferde schwer zu beschaffen sind. Um ein Beispiel der ernsteren Vorfälle zu geben, welche vorkommen können, schalte ich eine Stelle aus meinem Tagebuche hier ein.

Wir kamen früh morgens in Maikop an. Diese kleine Stadt beherrscht den Eingang zu einem der Thäler, welche sich gegen die Hauptkette des Kaukasus erstrecken.

Auf der Poststation angelangt, bestellten wir sofort Pferde für die nächste Post, erhielten jedoch die lakonische Antwort: „Es sind keine Pferde vorhanden!“

„Und wann werden Sie welche haben?“

„Morgen!“

Wir fassten diese letzte Antwort als eine Art muthwilliger Uebertreibung auf und verlangten das Buch, in dem reglements-mässig die Abfahrten gebührend eingeschrieben werden und aus welchem leicht zu ersehen ist, wann das nächste Gespann bereit stehen sollte. Es stellte sich heraus, dass wir um 4 Uhr Nachmittags Pferde erhalten mussten; wir zeigten also dem Herrn

Posthalter verschiedene Dokumente, die vom Minister des Innern und anderen einflussreichen Personen unterzeichnet waren und gaben ihm den Rath, jede Uebertretung des Postreglements zu vermeiden.

Diese Dokumente, welche bewiesen, dass wir die besondere Protektion der Behörden genossen, waren uns gewöhnlich bei Verhandlungen mit störrischen Posthaltern sehr zu Statten gekommen; aber dieser war kein Posthalter vom gewöhnlichen Schlage. Er war ein Kosack von herkulischer Gestalt mit grossem kugelförmigen Kopfe und kurz gestutztem borstigen Haare, buschigen Augenbrauen, und riesigem, hängenden Schnurrbart. Seine trotzige Miene und seine ganze Haltung deuteten klar auf „einen unangenehmen Kunden“. Obgleich es noch früh am Tage war, hatte er offenbar schon eine beträchtliche Menge Alkohol zu sich genommen, und sein ganzes Auftreten zeigte deutlich genug, dass er nicht zu jenen gehörte, die „ein leichtes Räuschchen“ lebenswürdig macht.

Nachdem er die Dokumente mit hochnasiger Miene betrachtet hatte, als wolle er damit andeuten, dass es ihm auch möglich sei, dieselben zu lesen, warf er die Papiere auf den Tisch und bemerkte, indem er seine Riesenfäuste in seine weiten Taschen schob, mit einer rollenden Stimme im tiefsten Bass langsam und entschieden: „Sie werden morgen früh Pferde bekommen.“

Nachdem wir den Befehl gegeben hatten, dass man um 4 Uhr Nachmittags Pferde für uns bereit halte, gingen wir aus, um einige für uns nothwendige Erkundigungen einzuziehen. Da wir indess voraussetzten, dass man unserm Befehl nicht nachkommen würde, so ersuchten wir einen Beamten, dem wir einen Besuch abstatteten, er möge andere Pferde für uns besorgen. Dieser Versuch, weitere Schwierigkeiten mit dem dicken Kosacken zu vermeiden, erwies sich als erfolglos. Es waren keine anderen Miethspferde im Orte aufzutreiben. Wir kehrten deshalb um 4 Uhr zu der Station zurück, und da sich unsere Vermuthung als nur zu sehr begründet herausstellte, so wendeten wir uns wieder an den genannten Beamten. Derselbe hatte die Güte, zur Station zu kommen und dem widerspänstigen Posthalter gegenüber seinen ganzen Einfluss für uns geltend zu machen; doch Alles war vergeblich. Herkules war weder in der Stimmung, Beamten noch gewöhnlichen Sterblichen Gehör zu geben und beantwortete jeden

Rath und jeden Befehl auf eine Weise, die deutlich zeigte, dass er auch gesetzliche Autorität wenig achte.

Endlich gelang es unserm Freunde mit grosser Mühe, andere Pferde für uns zu schaffen, und wir begnügten uns damit, einen Bericht über den Vorfall in das Beschwerdebuch einzutragen.

Als wir alle Schwierigkeiten überwunden zu haben glaubten und eben abfahren wollten, stiessen wir auf neue und unerwartete Hindernisse. Sobald Herkules bemerkte, dass wir ohne seine Hülfe Pferde erhalten hatten, bot er uns eins seiner Gespanne an und weigerte sich, uns abreisen zu lassen, wenn wir nicht bereit wären, die gegen ihn eingetragene Klage zu annulliren. Dieses wiesen wir zurück und unsere Beziehungen zu ihm wurden, wie es in der Sprache der Diplomaten heisst, „tendues“. Die Lage war nichts weniger als behaglich. Hätten wir den Versuch gemacht, unser Gepäck herauszutragen und trotz des Widerstandes unseres Verfolgers wegzufahren, so würde wahrscheinlich ein Handgemenge entstanden sein, bei dem wir sicherlich übel weggekommen wären. Sowohl mein Begleiter als ich hätten neben unserm Peiniger wie David neben Goliath ausgesehen. Obgleich man nicht annehmen konnte, dass Goliath ein geübter Faustkämpfer war, so lag doch die Möglichkeit nahe, dass er in einem kleinen Zimmer mit seinem Gegner handgemein werden könne und dann wäre unvermeidlich etwas geschehen, was eine gerichtliche Untersuchung veranlasst und mit dem Auspruch geendet haben würde: „Augenblicklicher Tod in Folge heftigen Drucks“. Ausserdem hatte unser Feind eine Legion von Postknechten und derben Stallburschen zur Verfügung und konnte uns also leicht durch Massen überwältigen. Selbst wenn wir unser Gepäck siegreich befreit hätten, so würde unsere Lage sich dadurch wenig gebessert haben, denn unsere Podaroshnaja, ohne welche wir die Reise nicht fortsetzen konnten, befand sich noch in den Händen unseres Verfolgers. Es lag auf der Hand, dass jeder Versuch, unsere Rechte mit Gewalt geltend zu machen, äusserst thöricht gewesen wäre; wir beschlossen deshalb, uns an die Polizei zu wenden.

Mein Freund blieb auf der Station, um das Gepäck zu bewachen und ich machte mich auf den Weg zu dem Polizeioffizier, der bisher sein Bestes gethan hatte, um uns zu helfen.

Obgleich ich nur kurze Zeit abwesend war, fand ich bei meiner Rückkehr, dass sich wichtige Ereignisse in der Zwischenzeit abgespielt hatten. Die Poststation war von einer Menschenmasse umgeben und auf der Treppe standen der Inhaber und seine Helfer, welche erklärten, dass der Reisende auf sie geschossen habe! Ich stürzte hinein und bemerkte gleich, dass eine Waffe abgefeuert worden war, aber ich sah keine Spur von den Folgen. Mein Freund war anscheinend unverletzt und wir hatten offenbar in dem Augenblicke Waffenstillstand.

Nach sehr kurzer Zeit waren alle Ortsbehörden versammelt. Man hatte eine Kerze angezündet; zwei bewaffnete Kosacken standen Schildwache an der Thür und die Voruntersuchung war im Gange. Der Polizeichef sass am Tische und schrieb hastig auf seine Foliobogen. Die Untersuchung ergab, dass zwei Schüsse aus einem Revolver abgefeuert worden waren und man fand zwei tief in die Wand eingedrungene Kugeln. Alle Augenzeugen des Streites und manche Andere, die nur durch Hörensagen davon wussten, wurden pflichtschuldigst verhört, und man hielt meinen Freund, trotz seines lebhaften Protestes, für den angreifenden Theil. Es eröffneten sich für uns düstere Aussichten. Es stand uns bevor, in diesem elenden Orte Tage und Wochen lang festgehalten zu werden, bis dem unersättlichen Dämon offizieller Formalität vollkommen Genüge geschehen war. Und dann? Ich dachte ungern über diese Frage nach.

Als die Sache gerade am schlechtesten stand, kam plötzlich ein unerhoffter Wechsel und der *deus ex machina* erschien genau im rechten Augenblicke, gerade als wären wir die Puppen eines Sensationsromans gewesen. Man hörte plötzlich Geräusch von Rädern und Pferdegetrappel, wie das bei Novellisten so üblich ist, und nach wenigen Minuten erschien ein Herr, der zufällig der offizielle Untersuchungsrichter in Kriminalsachen war. Er kam durch Zufall durch das Dorf und hatte halten lassen, um die Pferde zu wechseln. Statt der erwarteten kurzen Rast fand er ein schweres Stück Arbeit vor. Zum Glück war er für unsern Fall der rechte Mann. Kein Freund von langwierigen Verhören, brachte er es binnen sehr kurzer Zeit dahin, den Fall völlig klar zu stellen.

Es liege hier, so sagte er, kein Mordversuch, noch irgend etwas Aehnliches vor. Der Posthalter und seine beiden Helfer

hätten das Wartezimmer betreten, wozu ihnen kein Recht zustehe, und in Folge ihrer drohenden Mienen und ihrer Weigerung, sich friedlich zu entfernen, habe mein Freund die Schüsse abgefeuert, um sie in Schrecken zu jagen und Hülfe herbeizurufen. Die Falschheit ihrer Behauptung, dass er sofort bei ihrem Eintritt auf sie gefeuert habe, wurde durch die eine Thatsache glänzend widerlegt, dass die Kugeln nahe an der Decke in der Zimmerwand gefunden wurden, die von der Thüre am weitesten entfernt war.

Ich muss gestehen, dass mich diese unerwartete Wendung der Dinge angenehm überraschte. Die Entscheidung war Nichts als eine einfache Darstellung des Vorgefallenen, aber ich erstaunte darüber, dass ein Mann, der gleichzeitig Jurist und russischer Beamter war, es fertig brachte, sich eine so einfach wahre, gesunde Ansicht von der Sachlage zu bilden.

Noch vor Mitternacht waren wir wieder freie Männer; unter der Begleitung eines bis an die Zähne bewaffneten tscherkessischen Kosacken fuhren wir mit grosser Eile im klaren Mondlicht bis zur nächsten Station, aber lange noch verfolgte uns wie nächtliches Alpdrücken der Gedanke, dass wir Wochen lang in jenem elenden Dorfe hätten festgehalten werden können.

Zweites Kapitel.

In den nördlichen Wäldern.

Ein Blick auf Russland aus der Vogelperspektive, — Die nördlichen Wälder. — Zweck meiner Reise. — Der Verkehr. — Der Weg. — Ein Dorf. — Ein Bauernhaus. — Dampfbäder. — Ein sonderbarer Brauch. — Ankunft.

Man kann ein Land, das man bereist hat, auf mancherlei Weise beschreiben; die einfachste und gewöhnlichste Methode besteht darin, einen chronologischen Bericht der Reise zu liefern, und dieses ist vielleicht die beste Art, wenn sich die Reise nicht auf mehr als einige Wochen ausdehnt. Verweilt man indess mehrere Jahre, so lässt sich diese Methode nicht wohl anwenden. Wollte ich mich im vorliegenden Falle derselben bedienen, so würde ich sehr bald die Geduld des Lesers erschöpfen. Ich müsste ihn in ein abgelegenes Dorf führen und ihn auf mich warten lassen, bis ich die Sprache erlernt hätte. Von da würde er mich in eine Provinzialstadt begleiten und Monate in einem Regierungsbureau verbringen müssen, während ich mich bestrebe, die Geheimnisse der lokalen Selbstverwaltung zu ergründen. Dann würde er etwa zwei Jahre mit mir in einer grossen Bibliothek zu verleben haben, wo ich die Geschichte und Literatur des Landes studirte u. s. w., u. s. w. Sogar meine Reisen würden ihm lästig geworden sein, wie sie es mir selbst wurden, denn manches Dutzend Meilen habe ich zurücklegen müssen, wobei auch der allereifrigste Notizensammler wenig mehr als die Namen der Poststation zu verzeichnen gefunden haben würde.

Es wird daher gut für mich sein, die streng chronologische Erzählungsweise zu vermeiden und mich auf eine Beschreibung der mehr auffallenden Gegenstände und Vorfälle zu beschränken, denen ich auf meinem Wege begegnete. Meine aus Büchern

geschöpfte Kenntnisse werden mir beistehen, zu dem, was ich selbst sah und hörte, einen fortlaufenden Commentar zu liefern.

Anstatt in der gewöhnlichen Weise mit St. Petersburg zu beginnen, ziehe ich es aus verschiedenen Gründen vor, die Schilderung der Hauptstadt aufzuschieben und mich gleich in die nördliche Waldregion zu vertiefen.

Könnte man einen Blick aus der Vogelperspektive auf Russland thun, so würde man bemerken, dass das Land in zwei, ihrem Charakter nach gänzlich verschiedene Theile zerfällt. Die nördliche Hälfte besteht zum grossen Theile aus Wald und Sumpf, Wasser ist in Form von Flüssen, See'n und Mooren in Fülle vorhanden und dazwischen trifft man häufig Stellen kultivirten Bodens. Die südliche Hälfte ist so zu sagen die Kehrseite der Medaille, nämlich eine ungeheure Fläche reichen Ackerlandes, das nur hier und da durch Fleckchen von Sand oder Wald unterbrochen wird. Die imaginäre wellenförmige Linie, welche diese beiden Regionen trennt, geht im Westen etwa vom fünfzigsten Breitengrade aus und läuft in fast nordöstlicher Richtung, bis sie etwa beim sechsundfünfzigsten Grade nördlicher Breite auf das Uralgebirge stösst.

Meine erste Reiseerfahrung in der nördlichen Region und die Wochen freiwilliger Verbannung, während welcher ich wie in einem Gefängniss abgeschlossen war, haben sich in meinem Gedächtniss ganz frisch erhalten. Der Grund, welcher mich bewog, die Reise zu unternehmen, war der folgende: Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in St. Petersburg hatte mich völlig überzeugt, dass die russische Sprache zu den Dingen gehört, die man sich nur durch Uebung aneignen kann, und dass sogar ein Mensch von vorsündfluthlicher Langlebigkeit sein ganzes Leben in dieser Stadt zubringen könnte, ohne zu lernen, sich fliessend in der Landessprache auszudrücken; ganz besonders, wenn er das Unglück hat, des Französischen und Deutschen mächtig zu sein. Nur bei den Iswoschtschiki — das sind die Lenker der kleinen offenen Droschken — ist man genöthigt, die einheimische Sprache anzuwenden und ein sehr begrenzter Wortvorrath ist für den Verkehr mit ihnen hinreichend. Die Zahlwörter und vier leicht erlernte Ausdrücke: pascholl (fahr zu), na prawo (rechts), na ljewo (links) und stoi (halt) ist Alles, was man braucht.

Während ich noch überlegte, wie es möglich sei, aus dem Bereich der westeuropäischen Sprachen herauszukommen, machte mir ein Freund den Vorschlag, mich auf sein Gut in der Provinz Nowgorod zu begeben, wo ich einen intelligenten, liebenswürdigen Pfarrer finden würde, dem man gar keine linguistischen Kenntnisse vorwerfen könne. Ich nahm diesen Antrag sogleich an, und nachdem ich eines Morgens auf einer kleinen Station der Moskauer Eisenbahn angekommen war, versuchte ich einem in Schaffell gehüllten Bauern deutlich zu machen, dass ich nach Iwanoffka, dem Dorfe, wo mein künftiger Lehrer wohnte, befördert werden wolle. Zu der Zeit sprach ich noch sehr gebrochen und verworren Russisch, so ziemlich in der Weise, wie nach der allgemeinen Annahme spanische Kühe französisch sprechen sollen. Meine erste Bemerkung war daher buchstäblich übertragen: „Iwanoffka, Pferde! Sie können?“ Das Fragezeichen wurde durch ein gleichzeitiges Erheben der Stimme und der Augenbrauen ausgedrückt. „Iwanoffka?“ sagte der Bauer in fragendem Tone. In Russland wie in anderen Ländern wiederholt der Bauer bei einer Unterhaltung mit Fremden mit Vorliebe die gestellten Fragen, augenscheinlich um Zeit zu gewinnen.

„Iwanoffka!“ erwiderte ich.

„Nun?“

„Nun!“

Nach einiger Ueberlegung nickte der Bauer und sagte etwas, das ich nicht verstand, welches ich aber dahin auslegte, dass er geneigt sei, Vorschläge betreffs meiner Beförderung zum Orte meiner Bestimmung in Erwägung zu ziehen.

„Rubel. Wie viele?“

Nach dem Zusammenziehen der Augenbrauen und der tief nachdenkenden Miene zu urtheilen, hatte meine Frage eine verwickelte, mathematische Berechnung zur Folge. Ganz allmählich änderte sich der Blick konzentrierter Aufmerksamkeit in einer Miene, wie sie Kinder anzunehmen pflegen, wenn sie sich bemühen, eine elterliche Entscheidung durch Schmeicheleien rückgängig zu machen. Dann kam ein Strom süßer Worte, welche mir gänzlich unverständlich blieben.

„Wie viele?“ wiederholte ich.

„Zehn,“ sagte der Bauer zögernd und gleichsam um Entschuldigung bittend, als schäme er sich des Verlangens.

„Zehn!“ rief ich unwillig. „Zwei genug!“ dabei winkte ich mit der Hand, um ihm zu bedeuten, dass er in mir nicht den Rechten für eine solche Erpressung gefunden habe, und wandte mich zum Stationsgebäude zurück. Als ich die Thür erreichte, hörte ich ihn sagen: „Herr, acht!“ Aber ich liess auch diesen Vorschlag unbeachtet.

Ich darf den Leser nicht mit einem ausführlichen Bericht über die nachfolgenden Unterhandlungen ermüden, ich erwähne nur, dass dieselben von beiden Seiten mit äusserster diplomatischer Vorsicht geführt wurden, gerade so als wäre das Streitobjekt eine Provinz oder eine Kriegskontribution gewesen. Drei Mal fuhr er davon und drei Mal kam er wieder. Jedes Mal milderten sich seine Anforderungen und jedes Mal erhöhte ich mein Gebot um ein Geringes. Endlich, als ich zu fürchten anfang, dass er wirklich davon gefahren sei und mich meinem Schicksale überlassen habe, kam er wieder in das Zimmer und nahm mein Gepäck, dadurch andeutend, dass er mein letztes Gebot annehme.

Die abgemachte Summe, vier Rubel, würde unter gewöhnlichen Verhältnissen mehr als genügend gewesen sein — die Entfernung betrug nur etwa zwanzig Werst —, aber schon sehr bald entdeckte ich, dass die Verhältnisse keineswegs gewöhnliche waren, und ich begann zu verstehen, was die Pantomimen und Geberden, die mich bei den Unterhandlungen in Verlegenheit gesetzt hatten, bedeuten sollten. Es hatte mehrere Tage lang ununterbrochen stark geregnet und das, was früher eine Landstrasse gewesen war, konnte jetzt nicht mehr ohne poetische Lizenz so genannt werden. An einigen Stellen schien sie ein Strombett, an anderen ein Sumpf zu sein, und ich wurde, wenigstens während der ersten Hälfte der Fahrt, fortwährend an das Stadium der Welterschaffung erinnert, als das Nasse noch nicht vom Trocknen geschieden war. Wenn mir die schwere Arbeit, das Gleichgewicht zu halten und mein Gepäck nicht zu verlieren, einige Sekunden Ruhe liess, so versuchte ich in Gedanken ein Bootfuhrwerk zu konstruiren, das von einem schnellfüssigen Hippopotamus oder von einem andern, im Wasser und auf dem Lande heimischen Thiere gezogen werden sollte. Im Ganzen erschien mir damals das Projekt so nützlich und ausführbar

zu sein, wie Fourier's Idee: Walfische als Schleppdampfer zu benutzen.

Zum Glück für uns thaten die beiden mageren, kleinen Pferde vollkommen ihre Pflicht, sie gingen tapfer in's Wasser und arbeiteten sich mit bewundernswerthem Geschick durch den Schmutz. Die Telega indess, d. i. ein vierräderiges Karren-
gestell, unterwarf sich der Misshandlung nicht so schweigsam. Dieselbe krachte uns ihre Beschwerden und Bitten vor und drohte an den schlimmsten Stellen in Stücke zu gehen; ihr Eigenthümer kannte jedoch ihren Zustand und ihre Fähigkeiten genau und beachtete die ominösen Drohungen nicht. Nur einmal verloren wir allerdings ein Rad, dasselbe war jedoch bald aus dem Schmutze herausgefischt und wieder an seine Stelle gebracht; ein weiterer Unfall stiess uns nicht zu.

Die Pferde waren so gut gelaufen, dass ich ihnen, als wir gegen Mittag in ein Dorf kamen, Nahrung und eine kurze Rast nicht verweigern konnte, um so mehr, da meine eigenen Gedanken sich mit diesen Dingen beschäftigten.

Das Dorf bestand, wie die meisten Dörfer dieser Gegend, aus zwei langen Reihen von Holzhäusern. Der Weg — wenn man eine fusstiefe Schmutzschicht so nennen kann — füllte den Zwischenraum aus. Alle Hausgiebel lagen nach dem Wege hin, einige Gebäude hatten sogar einen Anflug von architektonischem Schmuck in der Form rohen, durchbrochenen Holzwerks. Zwischen den Häusern befanden sich, in gerader Linie mit denselben, grosse hölzerne Thore und hohe Holzzäune, welche die Höfe von dem Wege schieden. Unsere Pferde lenkten von selbst in einen dieser Höfe ein, nicht weit vom Ende des Dorfes.

„Ein Wirthshaus?“ fragte ich.

Der Pferdelenker schüttelte den Kopf und sagte etwas, in welchem ich das Wort „Freund“ entdeckte. Augenscheinlich gab es keine Schenke im Dorfe und mein Bauer benutzte eines Freundes Haus als Absteigeort.

An der einen Seite des Hofes befand sich ein offener Schuppen, welcher rohe Ackergeräthschaften enthielt, die vielleicht dazu dienen könnten, über den Ackerbau der alten Arier einiges Licht zu verbreiten; auf der andern Seite befand sich das Wohnhaus und der Stall. Die beiden Letzteren waren aus fast

cylindrisch geformten, horizontal geschichteten Holzstämmen konstruirt.

Zwei der stärksten menschlichen Beweggründe: Hunger und Neugier, trieben mich an, das Haus gleich zu betreten. Ohne eine Einladung abzuwarten, ging ich zur Thüre hin — dieselbe wurde durch einen kleinen offenen Vorbau gegen Wind und Wetter geschützt — und trat ein. Das erste Gemach war leer, aber ich bemerkte eine niedrige Thür in der Mauer links und gelangte durch dieselbe in das Hauptzimmer. Da mir die Szene neu war, so merkte ich mir die hauptsächlichsten Gegenstände. In der Mauer vor mir befanden sich zwei kleine quadratische Fenster, die auf die Strasse hinaus blicken liessen, und in der Ecke rechts war, näher der Decke als der Diele, ein dreieckiges Brett angebracht, auf dem sich ein Heiligenbild befand. Vor dem Bilde hing eine kleine Oellampe. Die Ecke, links neben der Thüre wurde von einem riesigen Ofen, der aus Ziegelsteinen gebaut und weiss getüncht war, eingenommen. Vom oberen Ende des Ofens bis zu der Mauer rechts erstreckte sich ein ungeheures, 6 oder 8 Fuss breites Brettergestell. Dieses ist das sogenannte *Palati*, wie ich später erfuhr, und dient einem Theile der Familie als Schlafstätte. Die Möbel bestanden aus einer langen an der einen Wand befestigten Holzbank, aus einem grossen, schweren, tannenen Tisch und einigen hölzernen Stühlen.

Während ich diese Gegenstände mit aller Musse betrachtete, hörte ich ein Geräusch oben auf dem Ofen, und entdeckte hinaufblickend ein menschliches Antlitz, das einen gelblichen Vollbart trug.

Diese Erscheinung setzte mich nicht wenig in Erstaunen, denn die Zimmerluft war erstickend heiss, und ich konnte kaum glauben, dass es, ausser etwa einem Salamander oder Neger, irgend einem erschaffenen Wesen möglich sein würde, in einer solchen Lage zu verharren. Ich strengte meine Augen an, um mich zu überzeugen, dass ich nicht das Opfer einer Täuschung war. Mein starrer Blick wurde von dem Kopfe mit einem Nicken und dem üblichen Grusse beantwortet.

Ich erwiderte den Gruss langsam und dachte bei mir, was mag nun kommen?

„Krank, sehr krank,“ seufzte der Kopf.

„Das wundert mich gar nicht,“ sagte ich zu mir selber, „wenn ich mich da befände, wo Du bist, so würde ich auch krank werden.“

„Heiss, sehr heiss?“ sprach ich laut in fragendem Tone.

„Nitschewo“, das heisst, „nicht besonders“. Diese Bemerkung setzte mich um so mehr in Erstaunen, als ich eben gesehen hatte, dass der Körper, zu dem der Kopf gehörte, in ein Schaffell eingehüllt war!

Nachdem ich längere Zeit in Russland gelebt hatte, hörte ich auf, mich über solche Vorfälle zu wundern, denn ich entdeckte bald, dass der russische Bauer sowohl äusserste Hitze als intensive Kälte mit einer wunderbaren Ausdauer erträgt. Hat ein Kutscher z. B. seine Herrschaft zum Theater oder zu einer Gesellschaft gebracht, so wird es ihm nicht in den Sinn kommen, wieder nach Hause zu fahren und zur bestimmten Zeit zurückzukehren. Stunde auf Stunde sitzt er gelassen auf seinem Bock, und wenngleich die Kälte einen bei uns nie vorkommenden Grad erreicht, so schläft er dabei ganz so ruhig, wie die Lazzaroni um Mittagszeit in Neapel. In dieser Hinsicht scheint der Russe des Eisbären naher Verwandter zu sein, aber die Thiere der Eisregion sind nicht wie er im Stande, ausserordentliche Hitze zu ertragen. Er hat sogar eine Vorliebe für grosse Wärme und lässt nie eine Gelegenheit vorübergehen, sich einen Reservevorrath von Wärme zu beschaffen. Er ergötzt sich sogar daran, von dem einen Extreme zum andern plötzlich überzugehen, was ein sonderbarer Brauch beweist, der erzählt zu werden verdient.

Der Leser muss erfahren, dass das wöchentliche Dampfbad im Leben des russischen Bauern eine sehr wichtige Rolle spielt. Dasselbe hat sogar eine gewisse religiöse Bedeutung, denn kein gut orthodoxer Bauer würde eine Kirche zu betreten wagen, ohne sich vorher von gewissen Arten der Befleckung durch ein Bad physisch und moralisch gereinigt zu haben. In der Regel wird diese Reinigung am Sonnabend Nachmittag vorgenommen und dann jede Beschmutzung bis nach dem Sonntagmorgen-Gottesdienst sorgfältig vermieden. Viele Dörfer haben ein öffentliches oder Gemeindebad von höchst einfacher Konstruktion, in einigen Gegenden — ich bin nicht sicher, wie weit die Sitte sich erstreckt — nehmen die Bauern ihre Dampfbäder in den zum

Hause gehörenden grossen Oefen, in welchen auch das Brod gebacken wird. In allen Fällen wird die Operation bis zur äussersten Grenze der menschlichen Ausdauerungsfähigkeit getrieben, weit über das Maass hinaus, welches die nicht von Kind auf daran Gewöhnten auszuhalten im Stande sind. Was mich selbst betrifft, so habe ich das Experiment nur einmal gemacht, und als ich meinem Badediener mittheilte, dass ich Hirnkongestionen habe und mich dem Tode nahe fühle, lachte er laut auf und sagte, die Prozedur habe erst soeben begonnen. Das Staunenswerthe von Allem ist — und dieses ist die That- sache, welche diese Abschweifung verschuldete —, dass die Bauern im Winter häufig aus dem Bade in's Freie laufen und sich im Schnee wälzen! Dieses erläutert ein viel angewandtes russisches Sprüchwort, welches besagt, dass das, was für den Russen Gesundheit ist, dem Deutschen Tod bedeute.

Kaltes Wasser, sowie heisser Dampf werden zuweilen als Läuterungsmittel angewendet. Die alte heidnische Sitte, zu gewissen Zeiten allerlei Mummenschanz zu treiben — wie das zur Karnevalzeit in römisch-katholischen Ländern mit stillschweiger Zustimmung der Kirche geschieht —, besteht noch immer, aber man glaubt, dieselbe hänge noch ein wenig mit dem Bösen zusammen. Derjenige, welcher solche Verkleidungen anlegt, ist in einem gewissen Grade unter dem Einflusse des bösen Geistes und setzt seine Seele auf's Spiel. Um sich nun von dieser Gefahr zu befreien, muss er sich auf folgende Weise reinigen. Bei Gelegenheit der Wasserweihe, wobei an einer vom Eise befreiten Stelle ein Kreuz unter Beobachtung gewisser Zeremonien in das Wasser eingetaucht wird, muss er sobald als möglich nach der Zeremonie in der freien Wasserfläche untertauchen. Ich entsinne mich, wie einst in Jaroslaw zwei junge Bauern diese Heldenthat glücklich ausführten und trotz der Polizei, die, wie man sagte, Derartiges verhindern sollte, anscheinend ohne üble Folgen entkamen, obschon das Thermometer unter Null stand. Inwieweit diese merkwürdige Sitte einen läuternden Einfluss ausübt, muss von Theologen entschieden werden; ein gewöhnlicher Sterblicher wird indess nicht mit Unrecht annehmen, dass, wenn man es als eine Busse ansieht, diese Art des Tauchens einen gewissen abschreckenden Eindruck ausüben muss. Ein Jeder, der die Nothwendigkeit voraussieht, eine solche schwere Strafe erleiden zu müssen, wird

es sich zwei Mal überlegen, bevor er eine Verkleidung vornimmt. — So wenigstens muss es in den guten alten Zeiten gewesen sein; in der ausgearteten Neuzeit jedoch hat die Furcht vor dem Teufel unter den russischen Bauern, wie auch anderswo, bedeutend abgenommen. Mancher junge Bauer wird sich jetzt gedankenlos verkleiden und bei der Wasserweihe ebenso ruhig zusehen, wie jeder andere Zuschauer! Es gewinnt den Anschein, als wolle es das Schicksal, dass der Teufel, wie auch dessen Feind, der Papst, allmählich ihre weltliche Macht verlieren.

Aber ich habe meinen neuen Bekannten auf dem Ofen ganz vernachlässigt. In Wirklichkeit hatte ich indess sehr aufmerksam jedem Worte seiner langen Erzählung gelauscht. Um was es sich eigentlich handelte, konnte ich nur dunkel errathen, denn ich verstand kaum fünf Prozent der angewandten Worte, aber Ton und Geberde liessen mich schliessen, dass er mir alle Vorfälle und Symptome seiner Krankheit hererzähle. Und es muss wirklich eine sehr ernste Krankheit gewesen sein, denn es gehört ein schweres physisches Leiden dazu, um einen russischen Bauern zum Stöhnen zu bringen. Ehe die Erzählung beendet war, trat ein Weib herein, das anscheinend des Kranken Frau war. Ich gab ihr zu verstehen, dass ich grossen Hunger und Durst habe und wissen möchte, was sie mir geben könne. Nach einer mühsamen Auseinandersetzung wurde mir klar gemacht, dass ich Eier, Schwarzbrot und Butter haben könne; wir theilten die Arbeit: meine Wirthin übernahm es, den Ssamovar (Theemaschine) vorzubereiten und ich durfte die Eier nach meinem eigenen Geschmacke backen.

Nach wenigen Minuten war die Mahlzeit fertig, und obschon nicht sehr lecker, so doch höchlich willkommen. Natürlich hatte ich Thee und Zucker mitgebracht; die Eier waren nicht ganz frisch mehr; das schwarze, mit Sand gemischte Roggenbrot konnte man nach einer besonderen, leicht erlernten Kaumethode essen; dieselbe besteht darin, dass man vermeidet, die oberen Backenzähne mit den unteren in Berührung zu bringen. So wurde das Knirschen des Sandes zwischen den Zähnen vermieden. Nur die Butter war entschieden misslungen; obschon von der guten Hausfrau warm empfohlen, konnte dieselbe doch, und zwar aus dem einfachen Grunde, nicht in Gebrauch genommen werden, weil es unmöglich war, in demselben Zimmer mit ihr zu bleiben.

Die Milch jedoch, die man mir in einem irdenen Krüge bot, war sehr schmackhaft.

Eier, Schwarzbrot, Milch und Thee, diese Dinge waren meine gewöhnlichen Nahrungsmittel auf allen meinen Wanderungen im Norden Russlands. Gelegentlich fand ich Kartoffeln vor, was mir die Möglichkeit gewährte, eine Abwechslung in meine Speisekarte zu bringen. Die beliebtesten in der einheimischen Küche verwendeten Gegenstände sind: Sauerkraut, Gurken und Quass — eine Art Dünnbier, das aus Schwarzbrot bereitet wird. Dem Reisenden, der nicht schon an diese Dinge gewöhnt ist, kann keines derselben empfohlen werden.

Den Rest der Reise legten wir in etwas schnellerem Tempo als den vorhergehenden Theil zurück, denn der Weg war entschieden besser, obgleich derselbe von zahlreichen halb bloss liegenden Wurzeln, die heftige Stösse verursachten, durchkreuzt wurde. Aus der Unterhaltung mit dem Fuhrmann entnahm ich, dass in dem Walde, durch welchen wir fuhren, Wölfe, Bären und Elenthiere vorkommen.

Die Sonne war längst untergegangen, als wir den Ort unserer Bestimmung erreichten, und zu meinem Aerger mussten wir entdecken, dass des Pfarrers Haus schon für die Nacht geschlossen war. Ich konnte nicht daran denken, seine Hochehrwürden in seinem Schlummer zu stören, um zu versuchen, ihm mit meinem kleinen Wortvorrathe den Zweck meines Besuches zu erklären. Auf der andern Seite gab es keine Herberge irgend welcher Art in der Nähe. Als ich meinen Fuhrmann frug, was zu thun sei, überlegte er einen Augenblick und deutete dann auf ein grosses etwas entfernt liegendes Haus, wo noch Licht brannte und welches sich als das Landhaus des Herrn erwies, der mir den Rath gegeben hatte, die Reise zu unternehmen, und nach kurzer Erklärung wurde ich hier gastfreundlich aufgenommen.

Es war meine Absicht gewesen, im Hause des Pfarrers zu wohnen, aber eine kurze Unterredung, die ich am nächsten Tage mit ihm hatte, überzeugte mich, dass dieser Theil meines Planes unausführbar war. Die ersten Einwürfe, dass ich nur schmale Kost in seinem bescheidenen Haushalte finden würde und manches Andere der Art, wurden sogleich durch die Versicherung meinerseits beseitigt, dass ich als erfahrener Reisender an einfache

Kost ganz gewöhnt sei und mich stets den Gebräuchen des Volkes, unter welches mich das Geschick führe, anbequemen könne. Es war jedoch ein grösseres Hinderniss vorhanden. Des Pfarrers Familie hatte sich, wie das gewöhnlich in Pfarrersfamilien der Fall ist, in den letzten Jahren stark vermehrt, das Haus aber war nicht entsprechend grösser geworden. Die natürliche Folge davon war, dass er weder ein Zimmer noch ein Bett entbehren konnte. Das kleine Zimmer, das er früher für gelegentliche Besucher bereit gehalten hatte, wurde jetzt von seiner ältesten Tochter eingenommen, die aus der Schule für „Töchter der Geistlichen“, wo sie die beiden letzten Jahre verbracht hatte, zurückgekehrt war. Unter diesen Umständen war ich gezwungen, den lebenswürdigen Vorschlag des Stellvertreters meines abwesenden Freundes, der mir eines der zahlreichen unbenutzten Zimmer im Herrenhause anbot, anzunehmen. Diese Anordnung würde meine Studien gar nicht stören, sagte man mir, denn der Pfarrer wohne nahe bei, und ich könne so viel Zeit bei ihm verbringen, wie mir gefiele.

Und nun möge mir gestattet werden, dem Leser meinen ehrwürdigen Lehrer sowie einige andere Personen vorzustellen, die ich während meiner freiwilligen Verbannung kennen lernte.

Drittes Kapitel.

Eine freiwillige Verbannung.

Iwanoffka. — Geschichte des Ortes. — Der Verwalter der Herrschaft. — Slavische und teutonische Gemüthsart. — Die Ansicht eines Deutschen über die Befreiung der Bauern. — Friedensrichter. — Eine neue Sittenschule. — Die russische Sprache. — Das Sprachtalent der Russen. — Mein Lehrer. — Eine starke Dosis Zeitgeschichte.

Das Dorf Iwanoffka, in welchem ich einige Monate zu verbringen gedachte, war malerischer gelegen, als die meisten kleinen Ortschaften in diesen nördlichen Wäldern.

Die an beiden Seiten eines geraden Weges gelegenen Bauernhütten machten freilich keinen besonderen Eindruck, und die grosse Kirche mit ihrem hässlichen im Renaissance-Stile gehaltenen Glockenthurme und den fünf birnenförmigen Kuppeln, die aus dem hellgrünen Dache hervorragten, war an sich keineswegs schön; aus einer gewissen Entfernung und besonders im matten Dämmerlicht gesehen, hätte jedoch das Ganze den Vorwurf zu einem sehr hübschen Gemälde abgegeben. Befand man sich auf dem Punkte, den ein Landschaftler sich bestimmt erwählt haben würde, so wurde der Vordergrund durch eine Wiese gebildet, die ein sich schlängelndes Gewässer träge durchfloss. Auf einer kleinen Bodenerhöhung rechts stand, halb von einer Gruppe alter in saftigem Grün prangender Tannen verdeckt, das Herrenhaus, ein grosses kastenförmiges, weissgetünchtes Gebäude, mit einer Veranda und einem kleinen Vorplatz, den man in einen Blumengarten hätte umwandeln können. Links davon lag das Dorf, dessen Häuser mit der grossen Kirche eine recht hübsche Gruppe bildeten, und etwas weiter in dieser Richtung sah man eine Allee schmucker Birken.

Auf der äussersten Linken lagen Felder, die von einer Reihe Fichten umrahmt wurden. Hätte sich der Beschauer ein Paar Hundert Fuss über den Boden erheben können, so würde er bemerkt haben, dass es auch jenseits des Dorfes Felder gab, und dass das Ganze dieser Ackerbau-Oasis inmitten eines Waldes lag, der sich nach allen Richtungen hin, soweit das Auge reichte, erstreckte.

Die Geschichte des Ortes kann in wenigen Worten erzählt werden. In früheren Zeiten hatte die Herrschaft mit Einschluss des Dorfes und seiner Einwohner einem Kloster gehört; aber als die Kirchenländereien im Jahre 1764 von Katharina II. eingezogen wurden, wurde dieselbe Staatseigenthum. Einige Jahre später schenkte die Kaiserin das Gut mit den Leibeigenen und Allem, was es enthielt, einem alten General, der sich in den Türkenkriegen ausgezeichnet hatte. Seit dieser Zeit ist es im Besitz der Familie K. geblieben. Etwa zwischen den Jahren 1820 und 1840 waren die grosse Kirche und das Herrenhaus vom Vater des jetzigen Besitzers erbaut worden. Der Erbauer war ein Freund des Landlebens gewesen und hatte viel Zeit und Mühe auf die Verwaltung seines Besitzthums verwendet. Sein Sohn dagegen zog St. Petersburg dem Lande vor, er war in einer Behörde angestellt und schwärmte für das französische Theater und andere Produkte städtischer Kultur. Die ganze Verwaltung seiner Besitzung überliess er einem deutschen Verwalter, im Dorfe allgemein als Karl Karlowitsch (Karl Karl's Sohn) bekannt, den ich dem Leser gleich vorstellen werde.

In den Dorfannalen fanden sich keine wichtigen Ereignisse verzeichnet, ausser etwa schlechte Erndten, Viehseuchen und verheerende Feuersbrünste, von denen die Bewohner seit undenklichen Zeiten periodisch heimgesucht worden zu sein scheinen. Wenn man je gute Erndten erzielte, so müssen dieselben dem Volksgedächtniss entschwunden sein. Ferner gab es gewisse alte Ueberlieferungen, die durch eine forschende historische Kritik an Menge verloren, an Richtigkeit aber jedenfalls gewonnen haben würden. Der Leschij (Waldgeist) war z. B. mehr als ein Mal gesehen worden, und in mehreren Wohnungen hatte der Domowoi (Spukgeist) sonderbare Streiche verübt, bis er in geeigneter Weise versöhnt wurde. Und als Gegensatz zu diesen Aeusserungen der bösen Mächte gab es beurkundete Ge-

schichten über ein Wunder wirkendes Bild, das geheimnissvoll auf einem Baumzweige erschienen war und über zahlreiche wunderbare Kuren, die durch Pilgerreisen zu Heiligenbildern bewirkt worden waren.

Doch es ist Zeit, die Hauptpersonen dieses kleinen Gemeinwesens vorzustellen. Die Wichtigste von diesen — *facile princeps*, wie der Lateiner sagen würde — war zweifellos Karl Karl'itsch, der Verwalter.

Ich sollte vielleicht zu allererst erklären, wie Karl Schmidt, der Sohn eines wohlhabenden Bauern in dem preussischen Dorfe Schönhausen, Karl Karl'itsch wurde, d. i. die Hauptperson in dem russischen Dorfe Iwanoffka.

Etwa vor 20 Jahren hatten viele russische Grundbesitzer die Nothwendigkeit eingesehen, die primitive, traditionelle Art des Ackerbaues zu verbessern und zu diesem Zwecke deutsche Verwalter für ihre Güter gesucht. Unter diesen Grundbesitzern befand sich auch der Eigenthümer von Iwanoffka. Durch die Vermittlung eines Berliner Freundes gelang es ihm, einen jungen Mann, der eben seine Studien auf einer der deutschen Ackerbauschulen beendet hatte — ich glaube, es war die von Hohenheim — gegen einen mässigen Gehalt zu engagiren. Dieser junge Mann war als einfacher Karl Schmidt in Russland angekommen, aber sein Name wurde bald in Karl Karl'itsch umgewandelt, und zwar nicht etwa auf seinen eigenen Wunsch, sondern zufolge einer hier herrschenden merkwürdigen Sitte. In Russland wird man in der Regel nicht mit dem Familien-, sondern mit dem Vornamen unter Beifügung des Vaternamens angeredet. So wird man Jeden, der Nikolaus heisst und dessen Vater den Vornamen Iwan hat oder hatte, mit Nikolai Iwanowitsch (im Gespräch kurz: Iwán'itsch) anreden, und hat dieser Jemand eine Schwester, die „Marie“ getauft ist, so heisst sie für immer, auch wenn sie verheirathet sein sollte, Maria Iwanowna.

Gleich nach seiner Ankunft hatte der junge Schmidt sich kräftig an's Werk gesetzt, das Gut zu reorganisiren und das Ackerbausystem zu verbessern. Einige früher bereits importirte Pflüge, Eggen und andere Geräthschaften wurden aus der Verborgenheit gezogen, in der sie mehrere Jahre verbracht hatten. Der Versuch, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu wirthschaften, gelang bei Weitem nicht vollständig, denn die Leib-

eigenen konnten nicht dazu gebracht werden, wie geschulte deutsche Ackerbauer zu arbeiten. Trotz aller Ermahnungen, Drohungen und Strafen beharrten sie dabei, ihr Tagewerk langsam, gleichgültig und nachlässig auszuführen, und gelegentlich wurden die neuen Instrumente aus Unvorsichtigkeit, oder auch aus strafbareren Beweggründen zerbrochen. Karl Karl'itsch war von Natur kein hartherziger Mann, aber er war streng in seiner Auffassung des Wortes Pflicht und konnte äusserst schroff vorgehen, wenn seine Befehle nicht mit jener Genauigkeit und Pünktlichkeit ausgeführt wurden, die dem russischen, ländlichen Gemüthe ganz unnütze Pedanterie zu sein schien. Die Leibeigenen boten ihm keinen offenen Widerstand, sondern waren stets gehorsam und ehrerbietig ihm gegenüber, aber durch ihre Nachlässigkeit und ihren thörichten passiven Widerstand vereitelten sie fortwährend seine Pläne. So entstand jener stille Konflikt und die unter der Asche glimmende gegenseitige Feindschaft, welche sich beim Kontakt teutonischer und slavischer Charaktere sehr häufig bilden. Die Leibeigenen sehnten sich instinktiv nach den guten alten Zeiten, als sie unter dem rauhen, kurzangebundenen patriarchalischen Regiment ihres Herrn standen, dessen „Burmister“ oder Aufseher einer der Ihrigen war. Zwar war der Burmister im Verkehr mit ihnen nicht immer ehrlich gewesen, und der Herr hatte ihnen oft im Zorn harte Strafen auferlegt; aber der Burmister versuchte nicht ihre alten Gewohnheiten zu ändern und hatte für manche ihrer kleinen Sünden Nachsicht gehabt, während der Gutsherr stets bereit war, ihnen aus der Noth zu helfen und sie gewöhnlich mit vertraulichem Wohlwollen behandelte, wie das alte russische Sprüchwort sagt: „Wo jäher Zorn ist, da fehlt auch Wohlwollen und Güte nicht.“ Karl Karl'itsch war dagegen die Verkörperung harter unbeugsamer Gesetze. Blinde Wuth und mitleidsvolle Güte waren seinem Regierungssystem beide gleich fremd. Wenn er überhaupt Gefühl für die Leibeigenen hatte, so bestand dieses in dauernder Verachtung. Das Wort „durák“ (Dammkopf) war beständig auf seinen Lippen, und wenn irgend ein Stück Arbeit gut ausgeführt worden war, so nahm er das als selbstverständlich hin und dachte nie daran, ein Wort der Anerkennung oder Aufmunterung zu spenden.

Als es im Jahre 1859 offenbar wurde, dass die Befreiung

der Leibeigenen nahe bevorstand, sagte Karl Karl'itsch zuversichtlich voraus, dass das Land unvermeidlich seinem Ruin entgegen gehe. Er wisse aus Erfahrung, dass die Bauern faul und sorglos seien, sogar dann, wenn sie unter der Vormundschaft eines Herrn leben und stets die Peitsche vor Augen haben. Was würde aus ihnen werden, wenn diese Führung und der heilsame Zwang beseitigt wären? Die Aussicht erregte schreckliche Ahnungen im Gemüthe des würdigen Verwalters, dem die Interessen seines Arbeitgebers wirklich am Herzen lagen; und diese Ahnungen wurden beträchtlich vermehrt und verschlimmert, als er erfuhr, dass die Bauern gesetzlich das Land als Eigenthum erhalten sollten, welches ihnen bisher in Pacht überlassen worden war und das etwa die Hälfte des bebauten Bodens ausmachte. Diese Eintheilung war in Karl Karl'itsch's Augen eine gefährliche, gar nicht zu rechtfertigende Verletzung der heiligen Eigenthumsrechte, die stark nach Kommunismus schmecke und nur ein praktisches Resultat haben könne: die befreiten Bauern würden von der Bebauung des eigenen Landes leben und sich unter keinen Umständen dazu verstehen, für ihren früheren Herrn zu arbeiten. Während der ersten Monate, gleich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, geschah Vieles, das seine bangen Besorgnisse bestätigte. Die Bauern zeigten sich mit den ihnen gegebenen Vorrechten unzufrieden und suchten sich den entsprechenden, ihnen durch das neue Gesetz auferlegten Pflichten zu entziehen. Vergeblich war der Verwalter bemüht, sie durch Ermahnungen, Versprechen und Drohungen zu bewegen, die nothwendigste Feldarbeit auszuführen; er zeigte ihnen den Paragraphen des Gesetzes, der ihnen anbefahl, zu gehorchen und wie früher zu arbeiten, bis eine neue Einrichtung getroffen worden sei. Auf alle seine Aufforderungen antworteten sie, dass sie nicht mehr verpflichtet seien, für ihren früheren Herrn zu arbeiten und er war endlich gezwungen, sich an die Behörden zu wenden. Dieser Schritt hatte einen gewissen Erfolg, aber die Feldarbeit wurde in diesem Jahre noch schlechter als gewöhnlich ausgeführt, und die Erndte musste nothwendig darunter leiden.

Seit jener Zeit waren die Verhältnisse allmählich besser geworden. Die Bauern hatten eingesehen, dass sie sich von dem ihnen abgetretenen Lande nicht ernähren und zugleich die Steuern

zahlen konnten und demgemäss darein gewilligt, die Felder des Eigenthümers gegen eine mässige Vergütung zu bearbeiten. „Diese letzten beiden Jahre,“ sagte Karl Karl'itsch zu mir mit einer Miene rechtschaffener Selbstzufriedenheit, „bin ich nach Deckung aller Ausgaben im Stande gewesen, dem jungen Herrn in St. Petersburg kleine Summen zu übersenden. Es war gewiss nicht viel, aber es zeigt doch, dass die Verhältnisse besser sind, als sie waren. Aber es bleibt immer eine harte und beschwerliche Arbeit. Die Bauern sind durch die Freiheit nicht gebessert worden. Sie arbeiten jetzt weniger und trinken mehr, als in den Tagen der Leibeigenschaft, und sage ich ihnen ein Wort, so gehen sie weg und arbeiten gar nicht mehr für mich.“ Und nun gönnte sich Karl Karl'itsch etwas für seine neuerdings bewiesene Selbstbeherrschung in Gegenwart seiner Arbeiter, indem er seinem Herzen durch eine Reihe der stärksten Schmähworte Luft machte, die die vereinigten Sprachen seines wirklichen und seines Adoptivvaterlandes zu liefern im Stande sind. „Aber Faulheit und Trunksucht sind nicht ihre einzigen Fehler. Sie lassen ihr Vieh auf unseren Feldern herumlaufen und stehlen Brennholz aus unserem Walde, wann und wo sie nur können.“

„Aber Sie haben doch jetzt für solche Fälle die ländlichen Friedensrichter,“ wagte ich zu äussern.

„Die Friedensrichter!“ . . . Hier gebrauchte Karl Karl'itsch einen unzierlichen Ausdruck, der deutlich zeigte, dass er kein unbedingter Bewunderer der neuen Gerichtsordnung war. „Was nützt es, bei den Friedensrichtern zu klagen? Der Nächste wohnt sechs Werst von hier, und wenn ich zu ihm gehe, so sucht er offenbar mich so viel als möglich Zeit verlieren zu lassen. Es kostet mich sicher beinahe einen ganzen Tag und schliesslich stellt sich's heraus, dass meine Mühe ganz umsonst war. Diese Richter suchen stets irgend eine Entschuldigung für die Bauern, und wenn sie ausnahmsweise einmal einen derselben verurtheilen, so ist die Sache damit nicht zu Ende. Wir haben hier beständig eine Anzahl ränkesüchtiger, zungenfertiger Landstreicher, meistens betrügerische Schreiber, die wegen zu offenkundigem Unterschleif und Erpressungen von den Behörden entlassen wurden, und diese sind immer bereit, den Bauer zum Appelliren anzustacheln.“

Der Bauer weiss, dass die Entscheidung gerecht war, aber

man überredet ihn leicht, dass er durch einen Appell an die monatlichen Gerichtssitzungen einen neuen Einsatz in eine Lotterie erhält, bei der ihm das Glück günstig sein kann. Er lässt den elenden Schreiber daher einen Appell aufsetzen, und ich erhalte eine Einladung, mich an einem bestimmten Tage zu der Sitzung in der Kreisstadt einzufinden. Die Entfernung beträgt, wie Ihnen bekannt ist, ungefähr 35 Werst, aber ich stehe früh auf und komme zu der offiziell angegebenen Stunde, 11 Uhr morgens, an. Eine Menge Bauern lungert um die Thüre des Gerichtshofes herum, aber der einzige anwesende Beamte ist der Thürsteher. Ich frage ihn, wann meine Sache vorkommen wird und erhalte die lakonische Antwort: „Wie kann ich das wissen?“ Nach einer halben Stunde erscheint der Sekretär. Ich wiederhole meine Frage und empfangе denselben Bescheid. Es vergeht wieder eine halbe Stunde und einer der Richter kommt in seiner Tarantass angefahren. Vielleicht ist er ein gesprächiger Herr und versichert mir, dass die Verhandlungen sogleich beginnen werden, „Ssi tschass! ssi tschass!“ Glauben Sie ja nicht, was das Wörterbuch über die Bedeutung dieser Worte sagt. Im Wörterbuch steht, es bedeute „sofort“, aber das ist Unsinn. Im Munde eines Russen bedeutet es „in einer Stunde“, „nächste Woche“, „in einem bis zwei Jahren“, „nie“, am häufigsten „nie“. Wie viele andere Wörter der russischen Sprache so kann „ssi tschass“ erst nach langer Erfahrung verstanden werden. Ein zweiter Richter kommt an, dann ein dritter. Diese Zahl ist gesetzlich hinreichend, aber die Herren müssen erst mehrere Zigaretten rauchen und alle Lokalneuigkeiten durchsprechen, bevor sie zur Arbeit schreiten. Endlich nehmen sie ihre Plätze auf einer etwas erhöhten Tribüne hinter einem mit grünem Wollenzeuge bedeckten Tische ein und die Verhandlungen nehmen ihren Anfang. Meine Sache ist ziemlich sicher weit unten auf der Liste, der Sekretär scheint ein boshafte Vergnügen daran zu finden, meine Ungeduld zu beobachten, und ehe dieselbe aufgerufen wird, müssen die Richter mindestens einmal eine Erholungspause machen und Zigaretten rauchen.

Ich bin gezwungen, mich mit dem Anhören der anderen Streitfälle zu unterhalten und kann Ihnen versichern, dass einige darunter unterhaltend genug sind. Die Wände jenes Zimmers müssen ganz mit Meineiden durchsättigt sein und viele der Zeugen werden

wahrscheinlich durch die unlautere Luft angesteckt. Vielleicht erzähle ich Ihnen ein ander Mal einige der heiteren Episoden, die ich dort miterlebte. Endlich kommt meine Sache vor. Sie ist so klar wie der Tag, aber der schändliche Ränkeschmied ist auch da und hat eine lange überdachte Rede in Petto. Er hält einen kleinen Kodex in der Hand und zitiert Paragraphen, die auch die grösste menschliche Einsicht mit dem vorliegenden Falle nicht in Zusammenhang bringen könnte. Vielleicht wird die erste Entscheidung bestätigt, oder sie wird umgestossen; in jedem Falle habe ich einen zweiten Tag verloren und mich mehr geärgert, als mir gut ist. Und es kann noch Schlimmeres vorkommen, wie ich aus Erfahrung weiss. Einst geschah bei der Verhandlung einer meiner Streitfälle ein kleiner Formfehler. Jemand hatte aus Unachtsamkeit die Thüre des Berathungszimmers geöffnet, als man gerade die Entscheidung niederschrieb, oder ein kleiner Zufall der Art passirte, und der schändliche Händelsucher klagte beim Senat, der in Russland den obersten Kassationsgerichtshof bildet.

Es handelte sich um nur wenige Rubel, aber die Sache kam in St. Petersburg zur Verhandlung und wurde nachher vor einem andern Richterkollegium nochmals untersucht. Ich habe nun mein Lehrgeld bezahlt und nehme das Gesetz nicht mehr in Anspruch.“

„Dann setzen Sie sich doch jeder Art Uebervortheilung aus?“

„Nicht so sehr, als Sie glauben. Ich habe meine eigene Art, Recht zu üben. Wenn ich das Pferd oder eine Kuh eines Bauern auf unseren Feldern abfasse, so lege ich Beschlag darauf und lasse den Eigenthümer Lösegeld zahlen.“

„Ist es nicht etwas gefährlich“, frug ich, „das Gesetz auf diese Weise selbst in die Hand zu nehmen? Man sagte mir, dass die russischen Richter äusserst streng gegen Jeden sind, der zu dem, was Eure deutschen Rechtsgelehrten „Selbsthülfe“ nennen, seine Zuflucht nimmt“.

„Das sind sie! In Russland ist es besser, sich ruhig bestehlen zu lassen, als Gewalt gegen den Dieb anzuwenden. Es macht weniger Mühe und ist auf die Dauer billiger. Handeln Sie anders, so können Sie eines schönen Morgens unerwartet im Gefängniss sitzen. Sie müssen wissen, dass viele der jungen Richter zur neuen Moralschule gehören“.

„Was ist das? Ich habe Nichts von neuen Entdeckungen auf dem Gebiete spekulativer Ethik gehört.“

„Je nun, ich gehöre, die Wahrheit zu sagen, nicht zu den Eingeweihten und kann nur berichten, was man erzählt. So viel ich bemerkt habe, sprechen die Vertreter der neuen Lehre hauptsächlich von ‚Gumanostj‘ und ‚Tschelawjetscheskoje dastoinstwo‘. Sie wissen, was diese Worte bedeuten?“

„Menschlichkeit, oder vielmehr Menschenliebe und Menschenwürde,“ antwortete ich gar nicht unerfreut, einen Beweis liefern zu können, dass ich Fortschritte machte.

„Dabei lassen Sie sich wieder von Ihrem Pastor und Ihrem Wörterbuche irreleiten. Diese Ausdrücke umfassen, von einem Russen angewendet, viel mehr, als wir darunter verstehen, und diejenigen, welche dieselben am meisten gebrauchen, haben gewöhnlich eine besondere Zärtlichkeit für alle Arten Uebelthäter.

In den unaufgeklärten Zeiten, die erst jetzt ihren Abschluss finden, hielt man Uebelthäter allgemein für schlechte gefährliche Leute; aber es ist kürzlich entdeckt worden, dass das auf Täuschung beruhte. Ein junger, in der Nähe wohnender Gutsbesitzer versichert mir, dass sie die wahren Protestanten und die mächtigsten sozialen Reformatoren seien. Sie protestiren thatsächlich gegen die Mängel der sozialen Ordnung, deren unfreiwillige Opfer sie sind. Der schwache, charakterlose Mensch schleppt ruhig seine Ketten; der kühne, grossmüthige, starke dagegen zerbricht seine Fesseln und hilft Andern ein Gleiches thun. Eine recht geistreiche Vertheidigung jeder Sorte von Schurkenstreichen, nicht wahr?“

„Nun, das ist eine Theorie, die sicherlich zu weit gehen und leicht zu sehr unbequemen Schlussfolgerungen führen kann; aber theoretisch genommen, könnte doch etwas Wahres darin sein. Diese Anschauung müsste wenigstens dazu dienen, die Nächstenliebe zu nähren, welche wir ja allen Menschen bezeugen sollen. Aber vielleicht gehören Zöllner und Sünder nicht dazu?“

Beim Hören dieser Worte wandte sich Karl Karlitsch zu mir um, und jeder Zug seines ehrlichen deutschen Gesichtes drückte das ungeheucheltste Erstaunen aus. „So sind auch Sie ein Nihilist?“ frug er, sobald er wieder etwas zu sich gekommen war.

„Ich weiss wahrlich nicht, was ein Nihilist ist, aber ich

kann Ihnen versichern, dass ich kein „ist“ irgend welcher Art bin. Was ist ein Nihilist?“

„Wenn Sie länger in Russland leben, so werden Sie das erfahren, ohne dass ich es Ihnen sage. Wie ich schon bemerkte, fürchte ich gar nicht, von den Bauern vor den Richter zitirt zu werden. Sie wissen wohl, dass, wenn sie mir's zu toll trieben, ich ihr Vieh Hungers sterben lassen könnte.“

„O ja, wenn dasselbe auf Ihrem Grund und Boden eingefangen wird“, bemerkte ich, ohne die schroffe Wendung, welche er der Unterhaltung gegeben hatte, zu beachten.

„Das ist nicht einmal nöthig. Sie müssen wissen, dass die Bauern durch das Befreiungsgesetz wohl Ackerland, aber keine Weiden erhielten. Ich habe sie also in der Hand.“

Karl Karl'itsch's Bemerkungen über Leute und Dinge waren mir stets interessant, denn er war ein feiner Beobachter und entfaltete zuweilen einen angenehmen trockenen Humor. Ich entdeckte jedoch bald, dass man seine Meinungen nicht ohne Reserve annehmen konnte. Sein starker unbeugsamer, teutonischer Charakter liess ihn häufig nicht zu einem unparteiischen Urtheil kommen. Er hatte keine Neigung für die Menschen und die Verhältnisse, welche ihn umgaben, und war in Folge dessen unfähig, deren inneres Wesen zu begreifen. Die Flecken und Mängel an der Oberfläche sah er deutlich genug, aber er kannte die geheimen, tief gewurzelten Ursachen nicht, die diese Mängel hervorbrachten. Die einfache Thatsache, dass ein Mensch ein Russe war, genügte bei ihm vollkommen, denselben alles Schlechten fähig zu halten; und sein Wissen war, wie sich später herausstellte, keineswegs so umfangreich, wie ich erst vermuthet hatte. Obgleich ungefähr 15 Jahre lang im Lande, wusste er sehr wenig über die Lebensweise der Bauern ausserhalb des kleinen Kreises, der seine und seines Brodherrn Interessen berührte. Ueber die Gemeindeordnung, die häusliche Lebensweise die religiösen Ansichten und die Festlichkeiten des Bauernstandes (bei Hochzeiten u. s. w.), über die Beschäftigungen derer, welche alljährlich, um Arbeit zu suchen, das Dorf verliessen, über alle diese und verwandte Dinge wusste er wenig, und das Wenige, was er zufällig wusste, war zum grossen Theile falsch. Ich bemerkte, dass es, um diese Dinge kennen zu lernen, besser sei, mich an den Pastor oder noch besser, an die Bauern selbst zu wenden.

Um das auszuführen, hätte ich indess die Umgangssprache verstehen und geläufig sprechen müssen, und ich hatte die nöthige Fertigkeit bei Weitem noch nicht erreicht.

Auch für einen mit Sprachtalent begabten Menschen ist das Erlernen der russischen Sprache keineswegs eine leichte Aufgabe. Obwohl die russische Sprache wie unsere eigene zur arischen Sprachenfamilie gehört und nur wenige tatarische Wörter aufgenommen hat, z. B. Baschlik (Haube), Kalpak (Nachtmütze), Arbús (Wassermelone) u. s. w., so besitzt sie doch Laute, die dem Westeuropäer fremd und schwer nachahmbar sind; auch ihre Wurzeln, obgleich zum grossen Theile dieselben, wie bei den griechisch-lateinischen und germanischen Sprachen, sind gewöhnlich gar nicht leicht wiederzuerkennen. Um dieses an einem Beispiel klar zu machen, nehme ich das russische Wort otéts. Dieses Wort ist, so sonderbar es auch zuerst erscheinen mag, bloss eine andere Form unseres Wortes „Vater“, des englischen father und des französischen père. Die Silbe ets ist die im Russischen häufig vorkommende Endung, welche „der Thätige, Handelnde“ bedeutet — ähnlich wie im Deutschen und Englischen die Endung er —; ich führe die Worte kup-ets (Käuf-er), plow-ets (Schwimm-er) als Beispiele an. Die Wurzel ot ist eine verstümmelte Form von vot, wie uns das Wort otschina (väterliche Erbschaft), das noch häufig votschina geschrieben wird, beweist. Nun ist offenbar vot dieselbe Wurzel wie das Deutsche vat und das englische fath. Quod erat demonstrandum. Das Alles ist einfach genug und beweist die fundamentale Uebereinstimmung, oder vielmehr die Gemeinsamkeit des Ursprungs der slavischen und germanischen Sprachen; doch wird man leicht einsehen, dass so sehr versteckte etymologische Analogieen uns beim Studium einer fremden Sprache wenig praktischen Nutzen gewähren. Ausserdem sind die grammatikalischen Formen und Satzbildungen sehr eigenthümlich und bieten eine grosse Menge Unregelmässigkeiten. Nehmen wir das tempus futurum als Beispiel. Das russische Zeitwort hat in der Regel ein einfaches und ein Wiederholungs-Futurum. Das letztere wird immer regelmässig aus einem Hilfszeitwort und dem Infinitivus gebildet; aber für das erstere gibt es keine Regel, sodass das einfache Futurum jedes einzelnen Zeitwortes allein durch Anstrengung des Gedächtnisses gelernt werden muss. Bei vielen Zeitwörtern

bildet man es durch das Vorsetzen einer Präposition, aber keine Regel gibt an, welche Präposition anzuwenden ist. So wird z. B. aus idú (ich gehe) poidú, aus pischú (ich schreibe) napischú, pjú (ich trinke) verwandelt sich in wypju u. s. w.

Die richtige Betonung der Wörter ist ebenso schwierig wie die Aussprache derselben. In dieser Beziehung ist die russische Sprache der griechischen ähnlich; man kann nie im Voraus bestimmen, welche Silbe betont werden muss. Aber aus zwei Gründen ist das Russische verwickelter; erstens ist es nicht gebräuchlich, Russisch mit Betonungszeichen zu drucken; und zweitens ist noch Niemand im Stande gewesen, genaue Regeln über die Accentverschiebung bei den verschiedenen Umwandlungen eines und desselben Wortes aufzustellen. Für diese letztere Eigenthümlichkeit möge ein Beispiel genügen. Das Wort ruká (Hand) hat den Accent auf der letzten Silbe, im Akkusativ jedoch wird die vorletzte betont. Man darf indess nicht annehmen, dass bei allen Wörtern dieser Art dieselbe Accentverschiebung stattfindet. Das Wort bjedá (Unglück) und viele andere behalten z. B. den Accent auf der letzten Silbe bei.

Diese und viele ähnliche Schwierigkeiten, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, können nur durch lange Uebung überwunden werden. Obgleich dieselben bedeutend sind, so sollten sie doch Niemanden abschrecken, der fremde Sprachen zu treiben gewöhnt ist. Ohr und Zunge werden allmählich vertraut mit den Eigenthümlichkeiten der Beugung und Betonung, und die Praxis tritt an die Stelle der abstrakten Regeln. Es ist richtig, dass ein Ausländer, so geläufig er auch sprechen mag, nie für einen Russen gelten wird. Sobald er eine Reihe von Sätzen hintereinander spricht, verräth er sich bestimmt. Aber das ist eigentlich nicht merkwürdig. Man kann von einem Englisch sprechenden Russen dasselbe sagen. Ich habe mich mit Dutzenden von Russen unterhalten, die trefflich Englisch sprachen, aber nie einen getroffen, der genau wie ein Engländer gesprochen hätte, — etwa diejenigen ausgenommen, welche die Sprache in ihrer Kindheit erlernt hatten.

Es wird gewöhnlich angenommen, dass Russen von der Natur mit besonderem Sprachtalent ausgestattet seien. Man sagt, ihre eigene Sprache ist so schwierig, dass sie sich mit Leichtigkeit andere anzueignen vermögen. Diese allgemeine Annahme

scheint mir einer Erklärung zu bedürfen. Dass gebildete Russen grössere Sprachkenntnisse besitzen, als die Gebildeten West-Europa's, unterliegt gar keinem Zweifel, denn alle verstehen Französisch, und viele auch Deutsch und Englisch. Die Frage ist jedoch: ist dieses die Folge einer psychologischen Eigenthümlichkeit, oder sind andere Ursachen vorhanden. Ohne mir nun zu erlauben, das Vorhandensein einer besonderen Anlage zu bestreiten, möchte ich bemerken, dass die anderen Ursachen mindestens von bedeutendem Einflusse gewesen sind. Jeder Russe, der auf Bildung Anspruch erhebt, muss wenigstens eine fremde Sprache beherrschen; und eine Folge davon ist, dass die Kinder der höheren Stände stets wenigstens Französisch in ihrer Kindheit erlernen. In vielen Familien findet man eine deutsche Amme, einen französischen Lehrer und eine englische Gouvernante; und so werden die Kinder von frühester Jugend an den Gebrauch dieser drei Sprachen gewöhnt. Ausserdem ist die russische Sprache phonetisch sehr reich und enthält fast alle in den west-europäischen Sprachen vorkommenden Laute.

Vielleicht könnte man hier die Darwin'sche Theorie anwenden und sagen, dass, da der russische Adel mehrere Generationen hindurch genöthigt war, fremde Sprachen zu erlernen, sich bei ihm allmählich ein grösseres erbliches Auffassungsvermögen für Sprachen ausgebildet hat.

Meine Bemühungen während des freiwilligen Exils wenigstens so viel von der Sprache zu erlernen, um mich mit der Bauernschaft ungehindert unterhalten zu können, wurden durch einige günstige Umstände unterstützt. Vor Allem war mein ehrwürdiger Lehrer ein angenehmer, gutherziger und geschwätziger Mann, der mit grossem Behagen endlose Geschichten erzählte und dabei nicht einmal beanspruchte, dass dieselben verstanden und gewürdigt wurden. Auch wenn er allein ging, sprach er stets halblaut zu einem nicht vorhandenen Zuhörer. Ein Fremder hätte vermuthen können, er halte ein Zwiegespräch mit unsichtbaren Geistern, obgleich seine breite muskulöse Gestalt und sein geröthetes Antlitz eine derartige Annahme kaum aufkommen liessen; aber Niemand, ob Gross oder Klein, auf 10 Werst im Umkreise, würde auf einen solchen Gedanken gekommen sein. Jedermann war es bekannt, dass Batuschka (Väterchen) — wie er allgemein genannt wurde — ein viel zu prosaischer, praktischer

Mann war, um überirdische Dinge zu sehen, man wusste, dass er ein leidenschaftlicher Schwätzer war und sich eine Zuhörerschaft dachte, wenn er keine fand. Diese Charakter-Eigenthümlichkeit leistete mir gute Dienste. Obgleich ich eine Zeit lang sehr wenig von dem, was er sagte, verstand und sehr häufig meine Ja's und Nein's — die ich gelegentlich, um ihn zu er-muthigen, auf gut Glück dazwischen warf — durchaus falsch anbrachte, so sprach er doch unablässig weiter. Wie alle schwatzhaften Menschen, wiederholte auch er sich beständig, aber ich hatte Nichts dagegen, denn diese Angewohnheit, so sehr sie auch in anderer Gesellschaft unangenehm sein kann, wirkte für mich äusserst wohlthätig, — wenn ich eine Geschichte schon ein- oder zweimal gehört hatte, so war es für mich viel leichter, mir im betreffenden Augenblicke den nöthigen Ausdruck einzuprägen.

Ein anderer günstiger Umstand war der, dass es in Iwanoffka keine Zerstreuungen gab, so dass der ganze Tag und ein guter Theil der Nacht auf das Studium verwandt werden konnten.

Mein grösstes Vergnügen war ein gelegentlicher Spaziergang durch die Felder mit Karl Karl'itsch; und sogar diese unschuldige Art von Zerstreuung konnte ich nicht immer haben, denn sobald es geregnet hatte, war es schwierig, über die Veranda hinauszugehen; durch den Schmutz wurde uns die Lust zum Ausgehen verleidet. Das Sammeln von Pilzen war die einer Aufregung am nächsten kommende Beschäftigung; aber meine Unfähigkeit, die essbaren von den giftigen zu unterscheiden, machte meine Dienste dabei unannehmbar. Wir lebten entfernt von dem Getöse der Welt.

Es vergingen bisweilen 8—10 Tage, ohne dass wir von der Aussenwelt etwas erfuhren. Das nächste Postamt war auf der Eisenbahnstation, und wir besaßen mit diesem weit entlegenen Punkte keine regelmässige Verbindung. Briefe und Zeitungen blieben dort liegen, bis man sie abholte. Die Zeitgeschichte wurde uns also in grossen Dosen gereicht.

Eine solche Dosis ist mir sehr gut rememberlich. Viel länger als gewöhnlich hatte sich kein freiwilliger Briefträger gezeigt. Nachbarn brachten sich gegenseitig die Briefe mit, wenn sie der Zufall zur Station führte. Die Verzögerung war um so mehr quälend, weil wir wussten, dass Frankreich mit Deutsch-

land Krieg führte. Endlich brachte man mir ein Bündel Zeitungen. Ungeduldig, zu erfahren ob eine grosse Schlacht geschlagen worden war, begann ich die letzte Nummer der Zeitung zu durchfliegen, mein Auge fiel sogleich auf einen Artikel mit folgender Ueberschrift: „Letzte Nachrichten: der Kaiser in Wilhelmshöhe!!!“ Die grossen Lettern, mit der die Ueberschrift gedruckt war und die drei Ausrufungszeichen deuteten die Wichtigkeit des Aufsatzes an. Ich begann mit Gier zu lesen, aber mir blieb Alles dunkel. Welcher Kaiser konnte das sein? Wahrscheinlich der Zar oder der Kaiser von Oesterreich; denn man hatte damals noch keinen deutschen Kaiser. Aber nicht doch! Es war offenbar der Kaiser von Frankreich. Die Franzosen müssen durch die Rheinfestungen gebrochen und tief in's deutsche Land eingedrungen sein. Aber nicht doch! Beim Weiterlesen bemerkte ich, dass diese Annahme ebenfalls unhaltbar sei. Es stellte sich heraus, dass der Kaiser von Deutschen umgeben, also ein Gefangener war! Um das Geheimniss aufzuklären, musste ich die vorhergehenden Zeitungsnummern zu Hülfe nehmen und daraus erfuhr ich mit einem Male Alles über die aufeinanderfolgenden Siege der Deutschen, den Fall von Sedan und die anderen grossartigen Ereignisse jener denkwürdigen Zeit. Jemand, der daran gewöhnt ist, die Zeitgeschichte in den homöopathischen Dosen, wie sie die Tagespresse bietet, zu geniessen, kann kaum den Eindruck nachfühlen, den damals diese Nachrichten auf mich machten.

In Folge der nützlichen Gesprächigkeit meines Lehrers, und weil ich meine ganze Zeit auf das Sprachstudium verwenden konnte, machte ich so schnelle Fortschritte, dass ich nach wenigen Wochen sehr vieles von dem, was zu mir gesprochen wurde, verstand, und mich auf eine unbestimmte, umständliche Art ausdrücken konnte. Bei dem Letzteren kam mir eine besondere Divinationsgabe, welche die Russen in hohem Grade besitzen, sehr zu Statten. Wenn ein Fremder dahin gelangt, etwa ein Viertel seines Gedankens auszusprechen, so kann ein russischer Bauer gewöhnlich die übrigen drei Viertel durch eigene Kombination ergänzen.

In dem Verhältniss wie mein Verständniss wuchs, wurden auch meine langen Unterhaltungen mit dem Pfarrer immer

interessanter. Erst hatten seine Bemerkungen und Erzählungen für mich nur sprachliches Interesse, aber allmählich merkte ich, dass er ziemlich viel Gedingenes und Interessantes über sich selbst und seinen Stand erzählte, was man in grammatischen Uebungsaufgaben gewöhnlich nicht findet. Einiges davon möchte ich dem Leser in Folgendem mittheilen.

Viertes Kapitel.

Der Dorfgeistliche.

Die Namen der Geistlichen. — Kirchliche Heirathen. — Die weisse und die schwarze Geistlichkeit. — Warum das Volk den Ortspfarrer nicht achtet. — Geschichte der weissen Geistlichkeit. — Der Ortspfarrer und der protestantische Pastor. — In welchem Sinne das russische Volk religiös ist. — Heiligenbilder. — Die Geistlichkeit und die Volks-
erziehung. — Die kirchliche Reform.

Bei einer formellen Vorstellung ist es gebräuchlich, die Namen der beiden vorgestellten Personen mit mehr oder weniger hörbarer Stimme auszusprechen. Umstände zwingen mich, in diesem Falle von der Regel abzuweichen. Das kommt daher, weil ich die Namen der beiden Personen nicht kenne, die ich mit einander bekannt machen möchte. Der Leser, der ja seinen Namen kennt, wird mir gern die eine Hälfte meiner Unwissenheit verzeihen; aber er wird sicher erwarten, dass mir der Name eines Mannes bekannt sei, den ich behaupte zu kennen und mit welchem ich mehrere Monate hindurch lange Unterhaltungen führte. So sonderbar es auch erscheint — der Name ist mir fremd. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Iwanoffka hörte ich meinen Lehrer nie anders anreden oder nennen, als „Bátuschka“. Das ist aber kein Name, Es ist einfach die Verkleinerungsform eines veralteten Wortes, das „Vater“ bedeutet und wird gewöhnlich allen Dorfgeistlichen beigelegt. Das „uschka“ ist eine häufig vorkommende Diminutivendung und die Wurzel Bat ist augenscheinlich dieselbe, welche sich in dem lateinischen pater vorfindet.

Obschon mir der Familienname Bátuschka's zufällig nicht bekannt ist, so kann ich doch zwei sonderbare Thatfachen darüber mittheilen: er hatte denselben in seiner Kindheit nicht gehabt, und seines Vaters Name war nicht der seinige.

Leser, deren Errathungsvermögen durch eine lange Reihe von Sensations-Romanen unnatürlich geschärft worden ist, werden wahrscheinlich vorschnell schliessen, dass Batuschka ein geheimnissvolles Individuum war, ein Anderer als er zu sein schien — entweder der natürliche Sohn irgend einer hohen Persönlichkeit, oder selbst ein Mann von hoher Geburt, der eine grosse Sünde begangen hatte und jetzt Vergessenheit und Sühnung in den bescheidenen Pflichten eines Dorfgeistlichen suchte. Es sei mir gestattet, alle falschen Auffassungen dieser Art mit einem Male zu zerstreuen. Batuschka war sowohl wirklich als gesetzlich der eheliche Sohn eines gewöhnlichen Ortspfarrers, und viele Generationen hindurch gehörten seine Vorfahren, sowohl väterlicher- als mütterlicherseits zur Priesterkaste. Er war also ein Levit vom reinsten Wasser; das zeigte auch sein Charakter. Obwohl er aus Erfahrung etwas von der Schwachheit des Fleisches wusste, hatte er doch nie eine schwere Sünde begangen und brauchte seine Herkunft nicht zu verbergen. Die oben angeführten merkwürdigen Thatsachen waren einfach die Folge eines sonderbaren Brauches, der unter der russischen Geistlichkeit herrscht. Diesem Gebrauche gemäss erhält jeder Knabe bei seinem Eintritt in das Seminar vom Bischof einen neuen Familiennamen. Dieser Name mag etwa lauten „Bogowski“, von einem Worte, das Theologie bedeutet, oder Bogoljubow, „Gottlieb“, oder ähnlich; oder derselbe kann von des Knaben Geburtsdorf abgeleitet sein, oder auch von irgend einem anderen Worte, das der Bischof für passend findet. Ich kenne einen Fall, in dem der Bischof zwei französische Worte anwendete. Er hatte den Knaben erst Welikosselski, nach seinem Geburtsort, nennen wollen, (Welikoje Sselo bedeutet Grossdorf), aber da sich herausstellte, dass schon ein Welikosselski im Seminar war, nannte er den neuen Ankömmling in einem Augenblicke heiterer Laune Grandvillageski. Dieses Wort wird vielleicht einem Philologen der Zukunft nicht wenig Kopfzerbrechen verursachen.

Mein ehrwürdiger Lehrer war ein grosser, muskulöser Mann von etwa 40 Jahren; er trug einen dunkelbraunen Vollbart und langes schlichtes Haar, das ihm bis über die Schultern herabfiel. Die sichtbaren Theile seines Anzuges bestanden aus drei Gegenständen — aus einem schmutzigbraunen Mantel von

grobem Stoffe, der dicht am Halse zugeknöpft war und bis zum Boden reichte, aus einem sehr breitkrämpigen Hute und aus einem Paar grosser, schwerer Stiefel. Ich unterliess es, über die geheimen Theile seines Anzuges Untersuchungen anzustellen. Sein Leben war ein ereignissloses gewesen. Schon sehr jung hatte man ihn in die Provinzial-Hauptstadt in das Seminar geschickt, von welchem er mit einem guten Durchschnittszeugniss abging. „Das Seminar war damals, pflegte er bei Berührung dieses Thema's zu mir zu sagen, nicht, was es jetzt ist. Heutzutage sprechen die Lehrer von allgemeiner Menschenliebe, und die Jungen würden es als ein Verbrechen gegen die Menschenwürde ansehen, wenn einer von ihnen geprügelt würde. Aber sie finden es mit der Menschenwürde völlig vereinbar, sich zu betrinken und Lokale zu besuchen, die ich — nie betrat. Ich habe häufig genug Prügel bekommen und halte mich deshalb gar nicht für schlechter; und wenn ich auch damals Nichts von Pädagogik hörte, die jetzt eine so grosse Rolle spielt, so will ich doch noch mit den Besten von ihnen ein Stück Latein lesen.“

„Als meine Studien beendet waren,“ sagte Batuschka, in der Erzählung seiner einfachen Lebensgeschichte fortfahrend, „gab mir der Bischof eine Frau; ich wurde der Nachfolger ihres Vaters, der schon betagt war. Auf diese Weise bin ich Pfarrer von Iwanoffka geworden und habe den Ort nie verlassen. Das Leben ist hart, denn die Gemeinde ist gross, und mein Stückchen Land nicht sehr fruchtbar, aber, Gott sei Dank! ich bin gesund und stark und komme recht gut durch.“

„Sie sagten, der Bischof habe eine Frau für Sie gesucht,“ bemerkte ich. „Ich vermuthe also, dass er Sie besonders bevorzugte.“

„Keineswegs, der Bischof thut das Gleiche für alle Seminaristen, die in's Amt treten, es ist das ein wichtiger Theil seiner Hirtenpflichten.“

„In der That!“ rief ich erstaunt, „das heisst doch wahrlich die väterliche Fürsorge zu weit treiben. Warum mischt sich Seine Hochwürden in Dinge, die ihn nichts angehen?“

„Aber diese Dinge gehen ihn an. Er ist der natürliche Beschützer von Wittwen und Waisen, besonders unter der Geist-

lichkeit seiner Diözese. Stirbt ein Pfarrer, was soll aus seiner Wittwe und seinen Töchtern werden?“

Da ich die volle Bedeutung der letzten Bemerkung nicht recht verstand, so wagte ich einzuwerfen, dass Geistliche auf die Zukunft Rücksicht nehmen und Ersparnisse machen müssten.

„Das ist leicht gesagt,“ antwortete Bätuschka, „eine Geschichte ist bald erzählt, wie es im Sprüchwort heisst, aber eine Sache ist nicht so bald ausgeführt. Wie sollen wir sparen? Sogar ohne jede Ersparniss können wir nur mit knapper Noth unsere Bedürfnisse bestreiten.

„Nun, so könnten doch die Wittwe und ihre Töchter arbeiten und ihren Lebensunterhalt erwerben.“

„Aber wie sollten sie das anfangen?“ frug Bätuschka und hielt eine Weile inne, um Antwort zu erwarten. Als er bemerkte, dass ich nichts zu erwidern wusste, fuhr er fort: „nicht einmal Haus und Land gehören ihnen; beides fällt dem neuen Geistlichen zu.“

„Wenn dieser Fall in einem Romane vorkäme,“ bemerkte ich, „so könnte ich vorhersagen, was geschehen würde. Der Autor würde den neuen Pfarrer sich in eine der Töchter verlieben und ihn dieselbe heirathen lassen, und dann könnte die ganze Familie einschliesslich der Schwiegermutter für immer glücklich leben.“

„Gerade so richtet der Bischof die Sache ein. Was der Romanschreiber mit den leblosen Marionetten seiner Phantasie vornimmt, das führt der Bischof mit Wesen von Fleisch und Blut aus. Als praktischer Mann kann er jedoch die Dinge nicht dem Zufall überlassen. Ferner muss die Sache in Ordnung sein, ehe der junge Mann die Weihe empfängt, denn, nach den Regeln der Kirche darf die Heirath nicht nach dem Empfange der Priesterweihe stattfinden. Ist indess Alles beendet, ehe die Stelle vakant wird, so kann der alte Pfarrer mit dem angenehmen Bewusstsein sterben, dass für seine Familie gesorgt ist.“

„Ganz recht, Väterchen, Sie haben die Sache sehr überzeugend dargelegt, bei dem Vergleich scheinen mir jedoch zwei Sachen bedenklich. Der Romanschreiber kann zwei Menschen sich in einander verlieben und mit der Schwiegermutter zusammen glücklich leben lassen — mit aller gebührenden Achtung

vor Seiner Hochwürden möchte ich jedoch behaupten, dass dieses die Macht eines Bischofs übersteigt.“

„Ich weiss nicht,“ sagte Batuschka, die Spitze des Einwurfes unbeachtet lassend, „dass Heirathen aus Liebe immer die glücklichsten sind; und was die Schwiegermutter betrifft, so gibt es — oder gab es wenigstens bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft — eine Schwiegermutter und mehrere Schwiegertöchter in fast jedem bäuerlichen Haushalte.“

„Und herrscht in diesen Bauernhaushaltungen meist Eintracht?“

„Das hängt vom Hausherrn ab. Ist dieser ein Mann von der rechten Art, so kann er das Weibervolk in Ordnung halten.“ Diese Bemerkung wurde in energischem Tone gesprochen, der offenbar andeuten sollte, dass der Sprecher selbst ein Mann „von der rechten Art“ war; ich legte diesem Umstande indess keine Wichtigkeit bei, denn ich habe oft bemerkt, dass Ehemänner, welche unter dem Pantoffel stehen, so laut sprechen, — wenn ihre Frauen ausser Hörweite sind. Ich hatte noch keineswegs die Ueberzeugung gewonnen, dass dieses Versorgungssystem für Wittwen und Waisen der Geistlichkeit das richtige sei; aber ich beschloss, mein Urtheil zurückzuhalten, bis ich weitere Auskunft erlangt haben würde. Einige Wochen später brachte ich etwas mehr darüber in Erfahrung. Als ich eines Morgens das Haus des Pfarrers betrat, fand ich einen seiner Freunde, den Pfarrer eines etwa 15 Werst entfernten Dorfes, vor. Noch ehe die üblichen Redensarten über Wetter und Erndte beendet waren, kam ein Bauer mit der Botschaft angefahren, dass ein alter Mann im Nachbardorfe im Sterben liege und die letzten Tröstungen der Kirche zu empfangen wünsche. Batuschka wurde also genöthigt, uns zu verlassen, und sein Freund und ich kamen überein, gemächlich nach dem Dorfe hinzuschlendern, in welches er gerufen wurde, um ihn auf seinem Heimwege wieder zu treffen. Die Erndte war schon beendet, sodass wir gleich hinter dem Dorfe den Weg durch die Stoppelfelder einschlugen. Dann gelangten wir in einen Fichtenwald, und mir war es bis dahin gelungen, die Unterhaltung auf geistliche Heirathen zu lenken.

„Ich habe recht viel darüber nachgedacht,“ sagte ich, „und möchte gerne Ihre Meinung über das System hören.“

Mein neuer Bekannter war ein hoher, magerer, schwarzhaariger Mann, mit bleichem Antlitz und herbem Gesichtsausdruck, augenscheinlich einer jener unglücklichen Sterblichen, die von der Natur dazu bestimmt sind, Alles pessimistisch aufzufassen und ihre Mitmenschen auf die Schattenseiten des Lebens aufmerksam zu machen. Ich wunderte mich daher gar nicht, als er in entschiedenem Tone antwortete: „Schlecht, sehr schlecht — erbärmlich schlecht!“

Die Art, mit welcher diese Worte ausgesprochen wurden, liessen keinen Zweifel über die Meinung des Sprechers, aber ich wollte gern erfahren, worauf diese Meinung sich stützte, besonders, weil mir in seinem Tone etwas wie eigener Kummer zu liegen schien. Ich richtete also meine Antwort entsprechend ein.

„Das habe ich vermuthet, aber ich war bei den Diskussionen, die ich darüber hatte, stets im Nachtheil, weil ich keine sicheren Thatsachen zu Gunsten meiner Ansichten anführen konnte.“

„Schätzen Sie sich glücklich, dass Sie nicht aus eigener Erfahrung sprechen können. Eine in der Familie lebende Schwiegermutter ist der häuslichen Eintracht nicht förderlich. Ich weiss nicht, wie das in Ihrer Heimath bestellt ist, aber bei uns ist es so.“

Ich beeilte mich, ihm zu versichern, dass diese Regel nicht allein in Russland gilt.

„Ich weiss es nur zu gut,“ fuhr er fort. „Meine Schwiegermutter lebte einige Jahre hindurch bei mir, aber ich musste endlich darauf dringen, dass sie von einem andern Schwiegersohne aufgenommen wurde.“

„Das war etwas selbstsüchtig gegen Ihren Schwager gehandelt,“ sagte ich zu mir selber und fügte dann laut hinzu: „Und damit hatten die Schwierigkeiten hoffentlich ein Ende?“

„Keineswegs, die Sachen stehen jetzt noch schlechter als früher. Ich sagte ihr drei Rubel pro Monat zu und habe dieses Geld regelmässig gezahlt; aber seit Kurzem hält sie die Summe für zu klein und hat mich beim Bischof verklagt. Vorige Woche ging ich zu ihm, um mich zu vertheidigen; da aber mein Geld für alle Beamten im Konsistorium nicht ausreichte, so konnte ich keine Gerechtigkeit erlangen. Meine Schwieger-

mutter hatte allerlei alberne Anklagen gegen mich erhoben und mir wurde eine Inhibition auferlegt.

„Und welche Wirkung hat eine Inhibition?“

„Ich darf die üblichen Zeremonien unserer Kirche nicht ausführen. Es ist wirklich sehr ungerecht,“ fügte er in unwilligem Tone hinzu, „und sehr ärgerlich. Denken Sie sich alle die Mühen und Beschwerlichkeiten, die daraus hervorgehen!“

Ich dachte an alle Mühen und Beschwerlichkeiten, denen die Gemeindemitglieder in Folge des rücksichtslosen Betragens der alten Schwiegermutter angesetzt sein müssten, und konnte nicht umhin, den Unwillen meines neuen Bekannten zu theilen. Mein Mitgefühl wurde indess etwas abgekühlt, als ich merkte, dass ich auf der falschen Fährte war und dass der Geistliche die Sache von einem ganz andern Standpunkte aus betrachtete.

„Sehen Sie,“ sagte er, „wir haben jetzt die unglücklichste Zeit im Jahre. Die Bauern haben ihre Erndte eingeheimst und können von ihrem Ueberflusse abgeben. Es kommen jetzt fröhliche Feste und Heirathen vor, ausser den gewöhnlichen Todesfällen und Kindtaufen. Ich werde bei der Geschichte im Ganzen über 100 Rubel verlieren.“

Ich muss bekennen, dass es mir zuwider war, den Geistlichen so von seinen heiligen Amtshandlungen sprechen zu hören, als wären sie gewöhnliche Handelswaare. Er sprach von dem kirchlichen Verbot (Inhibition) wie ein unternehmender Leichenbesorger etwa über Verbesserungen im Sanitätswesen reden würde. Mein Erstaunen wurde nicht dadurch hervorgerufen, dass er die Sache vom pekuniären Standpunkte aus betrachtete, denn ich war alt genug, um zu wissen, dass die geistlich-menschliche Natur pekuniären Rücksichten nicht unzugänglich ist, sondern durch die Thatsache, dass er seine Meinung so unverhohlen einem Fremden mittheilte, ohne im geringsten zu ahnen, dass in seiner Redeweise etwas Unziemliches sei. Der Vorfall erschien mir sehr charakteristisch, ich unterliess es jedoch, mich darüber auszusprechen, um seiner Mittheilsamkeit nicht Einhalt zu thun. Mit der Absicht, dieselbe womöglich noch zu erhöhen, zeigte ich grosses Interesse für seine Mittheilungen und fragte ihn, auf welche Weise nach seiner Meinung der jetzige unbefriedigende Zustand gebessert werden könne.

„Es gibt nur ein Mittel,“ sagte er, ohne sich zu besinnen,

— man merkte, dass ihm das Thema sehr geläufig war — und das besteht in Freiheit und Oeffentlichkeit. Wir erwachsene Männer werden wie Kinder behandelt und wie Verräther überwacht. Wenn wir eine Predigt halten wollen, so haben wir dieselbe erst dem Blagotschinny zu zeigen und —“

„Entschuldigen Sie, wer ist der Blagotschinny?“

„Der Blagotschinny ist ein Ortspfarrer, der in direkter Verbindung mit dem Provinzial-Konsistorium steht und eine strenge Aufsicht über alle anderen Pfarrer seines Bezirks führen soll. Er ist der Spion des Konsistoriums, das mit gierigen, schamlosen Beamten gefüllt ist. Diese Herren sind für Jeden taub, der nicht mit einer Hand voll Rubel zu ihnen kommt.“

Der Bischof mag ein guter, wohlmeinender Mann sein, aber er sieht und handelt stets durch diese nichtswürdigen Unterbeamten. Ausserdem gehören die Bischöfe und die Klostervorsteher, welche allein über die besseren Stellen in der Kirchenverwaltung verfügen, alle zu der schwarzen Geistlichkeit, d. h. sie sind alle Mönche und haben daher kein Verständniss für unsere Bedürfnisse. Wie können die nach den Regeln der Kirche im Cölibat Lebenden die Stellung eines Dorfpfarrers würdigen, der eine Familie zu ernähren und mit häuslichen Sorgen jeglicher Art zu kämpfen hat? Sie nehmen alle bequemen Stellen für sich und überlassen uns alle harte Arbeit. Die Klöster sind reich genug, und Sie sehen, wie arm wir sind. Vielleicht hat man Ihnen erzählt, dass die Ortspfarrer von den Bauern Geld erpressen, indem sie sich weigern, Tauf- oder Begräbnisszeremonien auszuführen, ehe nicht eine beträchtliche Summe erlegt worden sei. Das ist nur zu wahr, aber wen trifft der Tadel? Der Pfarrer muss leben und seine Familie ernähren und Sie können sich nicht vorstellen, welche Demüthigungen er zu erdulden hat, um eine karge Einnahme zu erzielen. Ich weiss das aus Erfahrung. Wenn ich meinen regelmässigen Umgang halte, so kann ich bemerken, dass die Bauern mir jede Hand voll Roggen und jedes Ei, das sie mir reichen, missgönnen. Ich höre ihre Spottreden bei meinem Weggehen, und ich weiss, dass manche Redensarten bei ihnen gang und gäbe sind, wie z. B.: Der Pfarrer nimmt von den Lebendigen und von den Todten. Manche schliessen ihre Thüren, um glauben zu machen, sie seien nicht zu Hause, doch nehmen sie nicht einmal die

Rücksicht, sich ruhig zu verhalten, bis ich ausser Hörweite bin.“

„Sie setzen mich in Erstaunen,“ sagte ich, den letzten Theil seiner langen Tirade beantwortend, „man hat mir immer gesagt, die Russen seien ein sehr religiöses Volk, wenigstens die unteren Klassen.“

„Das sind sie auch; aber die Bauern sind arm und schwer besteuert. Sie legen den Sakramenten grosse Wichtigkeit bei und halten die Fasttage, welche beinahe die Hälfte des Jahres ausmachen, strenge ein; aber sie haben wenig Achtung vor den Geistlichen, die fast so arm sind, wie sie selber.“

„Aber es ist mir noch nicht recht klar, auf welche Weise dieser Zustand gebessert werden soll.“

„Durch Freiheit und Oeffentlichkeit, wie ich vorhin sagte.“ Der würdige Mann schien sich diese Formel durch längere Uebung angeeignet zu haben. „Vor Allem muss unsere dringliche Lage bekannt werden. In einigen Provinzen sind Versuche gemacht worden, dieses durch Provinzialversammlungen von Geistlichen zu erreichen, aber von Seiten der Konsistorien, deren Mitglieder die Oeffentlichkeit mehr als alles Andere fürchten, wurde diesen Bemühungen stets auf das Eifrigste entgegen gearbeitet. Aber um Oeffentlichkeit zu erlangen, brauchen wir mehr Freiheit.“

Nun folgte eine lange Rede über Freiheit und Oeffentlichkeit, die mir sehr verwirrt vorkam. So weit ich ihn verstand, drehte sich seine Beweisführung in einem Kreise. Freiheit war nothwendig, um Oeffentlichkeit zu erlangen, und Oeffentlichkeit war nothwendig, um Freiheit zu erlangen; das praktische Resultat jedoch würde sein, dass die Geistlichkeit höheren Gehalt empfangen und mehr Achtung geniesse. Wir waren erst so weit in der Untersuchung des Gegenstandes angelangt, als unsere Unterhaltung durch Karrengerumpel unterbrochen wurde. Nach wenigen Sekunden erschien unser Freund, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung.

Seit jener Zeit habe ich über diesen Gegenstand häufig mit kompetenten Autoritäten gesprochen und fast alle haben zugegeben, dass die jetzige Lage der Geistlichen eine äusserst unbefriedigende ist, und dass der Ortsgeistliche selten die Achtung seiner Gemeinde geniesst. In einem halbofficiellen Berichte,

der mir zufällig in die Hände kam, als ich Material ganz anderer Art suchte, werden die Thatsachen wie folgt klar dargestellt: „Das Volk — ich suche so wörtlich als möglich zu übersetzen — achtet die Geistlichkeit nicht, sondern verfolgt dieselbe mit Spott und Vorwürfen und hält sie für eine Last. In fast allen komischen Volkserzählungen wird der Pfarrer, seine Frau oder sein Arbeiter lächerlich gemacht, und in allen die Geistlichkeit betreffenden Sprüchwörtern und volksthümlichen Redensarten wird ihrer nur mit Hohn gedacht. Das Volk scheut die Geistlichen und wendet sich nicht an sie aus innerem Drange, sondern aus Nothwendigkeit Und warum achtet das Volk die Geistlichkeit nicht? Weil sie einen Stand für sich bildet, weil sie, in Folge einer falschen Erziehung, nicht die Lehren des Geistes in das Leben des Volkes einführt, sondern in den blossen, todten Formen äusserer Zeremonieen verharret, die sie selbst gleichzeitig fast bis zur Gotteslästerung verachtet; weil die Geistlichkeit selbst fortwährend Beispiele von Mangel an Achtung vor der Religion liefert und den Gottesdienst in einen einträglichen Handel umwandelt. Kann das Volk die Geistlichen achten, wenn es vernimmt, wie ein Priester bei einem sterbenden Menschen während der Beichte Geld unter dem Kissen weg stahl, wie ein Anderer öffentlich aus einem übelberüchtigten Hause herausgeschleppt wurde, wie ein Dritter einen Hund taufte, wie ein Vierter, während er den Ostergottesdienst abhielt, vom Diakonus an den Haaren vom Altar fortgeschleift wurde? Ist es möglich, dass das Volk Priester achte, die ihre Zeit im Schnapsladen verbringen, die trügerische Bittschriften schreiben, die mit dem Kreuze in der Hand um sich schlagen und sich gegenseitig am Altar mit Schimpfwörtern traktiren? Man könnte mehrere Seiten mit Beispielen dieser Art füllen, und in jedem Falle Zeit und Ort nennen, ohne die Grenzen der Provinz Nishnij-Nowgorod zu überschreiten. Ist es möglich, dass das Volk die Geistlichkeit achte, wenn es sieht, dass die geistlichen Würden überall käuflich sind, wenn es sieht, wie die religiösen Riten nachlässig ausgeführt werden und welche Unordnung bei Austheilung der Sakramente herrscht? Kann das Volk die Geistlichkeit achten, wenn es sieht, dass die Wahrheit von ihr geschwunden ist, und dass die Konsistorien, weil sie bei ihren Entscheidungen nicht durch Regeln, sondern durch persönliche Beziehungen und

durch Bestechung geleitet werden, in ihr die letzten Ueberbleibsel von Wahrheitsliebe vernichten. Fügen wir zu alle Diesem die falschen Zeugnisse hinzu, welche die Geistlichkeit denen ertheilt, die nicht am Abendmahl Theil zu nehmen wünschen, die von den Altgläubigen gesetzwidrig erpressten Gebühren, die Umgestaltung des Altars in eine Einnahmequelle, das Uebergeben einer Kirche an Töchter von Geistlichen als Mitgift und ähnliche seltsame Vorkommnisse, so bedarf die Frage, ob das Volk die Geistlichkeit achten kann, keiner Antwort.“

Da diese Worte von einem orthodoxen Russen*) geschrieben sind, der wegen seiner ausgedehnten und genauen Kenntnisse über russisches Provinzialleben berühmt ist, und allen Ernstes an ein Mitglied der kaiserlichen Familie gerichtet waren, so können wir wohl annehmen, dass sie einen beträchtlichen Theil Wahrheit enthalten. Der Leser muss jedoch nicht glauben, dass alle russischen Geistlichen zu der oben beschriebenen Gattung gehören. Viele von ihnen sind brave, achtbare, wohlmeinende Männer, die gewissenhaft ihre bescheidenen Pflichten erfüllen und sich redlich anstrengen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen. Wenn sie weniger Wissen, Ausbildung und Verfeinerung haben als die römisch-katholische Geistlichkeit, so sind sie doch unendlich weniger fanatisch, weniger geistlich stolz und weniger unduldsam gegen Andersgläubige.

Sowohl die guten als die schlechten Eigenschaften des jetzigen russischen Priesterstandes lassen sich leicht durch seine Vorgeschichte und durch gewisse nationale Charaktereigenthümlichkeiten erklären.

Die russische, weisse Geistlichkeit, d. h. also die Gemeindepfarrer, getrennt von den Mönchen, die man die schwarze Geistlichkeit nennt, hat eine merkwürdige Geschichte. In der ersten Zeit rekrutirte sich dieselbe aus allen Klassen der Bevölkerung und wurde von den Gemeindemitgliedern gewählt. War ein Pfarrer durch die allgemeine Abstimmung erwählt, so wurde er dem Bischof vorgestellt und, wenn er sich als für das Amt tauglich erwies, sofort eingesetzt. Aber sehr bald kam diese Sitte ab. Da die Bischöfe herausfanden, dass viele der

*) Herr Melnikoff in einem „geheimen“ Bericht an den Grossfürsten Konstantin.

vorgestellten Kandidaten unwissende Bauern waren, so nahmen sie allmählich das Recht, die Geistlichen zu ernennen, für sich allein in Anspruch, zuweilen mit und zuweilen ohne die Zustimmung der Gemeinden. Ihre Wahl fiel meistens auf die Söhne der Geistlichen, als die Geeignetsten für den geistlichen Stand. Die Errichtung von Bischofs-Schulen, später Seminare genannt, in denen die Söhne der Geistlichen erzogen wurden, hatte im Laufe der Zeit ganz natürlich die völlige Ausschliessung der anderen Klassen zur Folge. Die Politik der Regierung wirkte gleichzeitig in derselben Richtung. Peter der Grosse stellte den Grundsatz auf, dass jeder Unterthan in seiner Weise dem Staate dienen müsse: die Adeligen als Offiziere in der Armee oder Marine, oder als Beamte der Behörden; die Geistlichen als Diener der Religion, und die unteren Klassen als Soldaten, Matrosen oder als Steuerzahler. Von diesen drei Klassen war der geistlichen die bei weitem leichteste Last zugefallen, und viele Adelige und Bauern würden bereitwillig zu ihr übergetreten sein. Diese Art Desertion konnte die Regierung indess nicht dulden, und die Priesterschaft wurde demgemäss mit einer Schutzmauer umgeben, die alle Eindringlinge abhielt. So wurde die Geistlichkeit durch die vereinigten Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Behörden eine abgeschlossene Klasse oder Kaste, der es gesetzlich und de facto unmöglich war, sich mit den anderen Klassen der Bevölkerung zu vermischen.

Die einfache Thatsache, dass die Geistlichkeit eine besondere Kaste wurde, die natürlich ihren eigenthümlichen Charakter, Gewohnheiten und Ideale besitzt, würde schon an und für sich einen nachtheiligen Einfluss auf den geistlichen Stand ausgeübt haben, doch das war nicht Alles. Die Kaste vermehrte sich auf natürlichem Wege viel schneller, als die zu besetzenden Aemter, so dass die Zahl der Pfarrer und Diakonen bald die Nachfrage weit überstieg; und das Missverhältniss zwischen Angebot und Nachfrage wurde von Jahr zu Jahr grösser und grösser. Auf diese Weise bildete sich ein stets im Wachsen begriffenes geistliches Proletariat, welches — wie das bei jeder Art Proletariat geschieht — von den Städten angezogen wurde. Umsonst erliess die Regierung Ukase, welche den Geistlichen verboten, ihren Wohnort zu verlassen und behandelte alle, die das Verbot missachteten, als Landstreicher und Davonläufer,

umsonst bemühten sich mehrere Monarchen, die Menge dieser Ueberzähligen dadurch zu vermindern, dass sie dieselben massenweise als Soldaten einkleiden liessen. In Moskau, St. Petersburg und allen grösseren Städten hörte man noch immer den Ruf: „Sie kommen!“ Jeden Morgen versammelte sich eine grosse Schaar derselben im Kreml von Moskau, um sich zum Messelesen etc. in den Kapellen der reichen Adeligen zu verdingen.

Dabei entwickelte sich ein reges Feilschen zwischen den Geistlichen und den Lakaien, die ausgesandt waren, um einen Priester zu miethen. Die Sache wurde fast in derselben Art betrieben, wie der Handel im dicht dabei liegenden Bazar zwischen beutelschneiderischen Handelsleuten und sparsamen Hausfrauen. „Hör' mich an,“ würde etwa ein Geistlicher als Ultimatum zu dem Lakaien sagen, der den Preis herunterdingen wollte, „wenn Du mir nicht meine 75 Kopeken ohne weiteres Gerede gibst, so werde ich in diesen Weck beissen und die Sache ist zu Ende.“ Und das würde allerdings die Verhandlungen abgebrochen haben, denn nach den Regeln der Kirche kann ein Geistlicher keine Messe lesen, sobald er das Fasten gebrochen hat. Das Ultimatum konnte indess nur bei unerfahrenen Ankömmlingen mit Erfolg angewandt werden. Ein schlauer Diener, der diese Art Diplomatie kannte, würde die Drohung verlacht und kühl geantwortet haben: „Beiss zu, Väterchen; ich finde Andere Deiner Gattung in Menge.“ Eine Reihe heiterer Szenen dieser Art sind mir von alten Leuten erzählt worden, die Augenzeugen gewesen sein wollen.

Die Lage der Geistlichen, welche im Dorfe blieben, war nicht viel günstiger. Solche, die das Glück hatten, Stellen zu finden, waren wenigstens gegen den äussersten Mangel geschützt, aber ihre Stellung war keineswegs beneidenswerth. Von den Bauern hatten sie wenig Rücksicht und Achtung zu erwarten und von den Adeligen noch weniger. Wenn die Kirche nicht auf den Reichsdomänen, sondern auf einem Privatgute gelegen war, so befanden sie sich eigentlich fast ebenso sehr in der Gewalt des Besitzers, wie seine Leibeigenen, und diese Gewalt wurde zuweilen auf die demüthigendste und schamloseste Weise angewandt. Ich hörte z. B. von einem Priester, der an einem kalten Wintertage zur Belustigung des Eigenthümers und seiner Gäste — erlesener Geister von jovialer Rohheit — in einem Brunnen unter-

getaucht wurde; dann von einem Anderen, der, weil er versäumt hatte, seinen Hut zu ziehen, als er bei des Eigenthümers Hause vorbeiging, in ein Fass gesteckt und den Hügel hinunter in den Fluss gerollt wurde.

Wenn ich diese Vorfälle wiedererzähle, so will ich dadurch keineswegs andeuten, dass dieselben die gewöhnlich zwischen den Gutsbesitzern und Dorfgeistlichen bestehenden Beziehungen charakterisiren, denn ich weiss sehr wohl, dass willkürliche Grausamkeit nicht zu den gewöhnlichen Fehlern der russischen Frohnherren gehörte.

Ich erwähne diese Vorkommnisse nur, um zu zeigen, wie ein brutaler Grundbesitzer — und es muss zugegeben werden, dass es nicht wenig brutale Individuen unter ihnen gab — einen Geistlichen behandeln konnte, ohne grosse Gefahr, für sein Betragen zur Rechenschaft gezogen zu werden. Selbstverständlich war ein solches Verfahren nach dem Gesetze strafbar; aber das Strafgesetz jener Zeit war sehr kurzsichtig und stark geneigt, die Augen ganz zu schliessen, wenn der Schuldige ein einflussreicher Grundbesitzer und das Opfer bloss ein Dorfpfarrer war. Wären diese Vorfälle dem Kaiser Nikolaus zu Ohren gekommen, so würde er den Schuldigen wahrscheinlich ohne Weiteres und hart bestraft haben, aber wie das russische Sprüchwort richtig sagt: „Zum Himmel ist's hoch, zum Zaren ist's weit“. Ein so barbarisch misshandelter Dorfpfarrer konnte wenig auf Sühne hoffen, und wenn er ein einsichtsvoller Mann war, so machte er keinen Versuch dazu, denn jede Unannehmlichkeit, die er dem Grundbesitzer durch eine Klage bei der kirchlichen Behörde verursacht hätte, würde ihm auf irgend eine Weise mit Zinsen heimgezahlt worden sein.

Die Söhne von Geistlichen, welchen es nicht gelang, eine priesterliche Anstellung zu finden, waren in einer noch übleren Lage. Viele von ihnen dienten als Schreiber oder Unterbeamte in den öffentlichen Bureaux, wo sie gewöhnlich durch Unterschleif und schamlose Erpressungen ihre kargen Einnahmen verbesserten. Solche, die nicht einmal eine derartige bescheidene Stellung erlangen konnten, mussten sich durch weniger gesetzliche Mittel vor dem Hungertode schützen und fanden nicht selten ihren Weg in die Gefängnisse oder nach Sibirien.

Bei Beurtheilung des heutigen russischen Priesterstandes

müssen wir uns diese harte Schule, die derselbe durchzumachen gehabt hat, in's Gedächtniss rufen, und ausserdem die Richtung in Betracht ziehen, welche Jahrhunderte lang in der griechischen Kirche die vorherrschende gewesen ist — ich meine den starken Hang bei der Geistlichkeit sowohl als im Laienstande, dem zeremoniellen Elemente in der Religion eine übergrosse Wichtigkeit beizulegen. Einfache schlichte Menschen sind überall und immer geneigt, Religion als eine Reihe geheimnissvoller Riten anzusehen, die eine magische Kraft haben, Uebles in dieser Welt abzuwehren und die Seligkeit in der künftigen zu verschaffen. Der russische Bauernstand bildet keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, und die russische Kirche hat nicht Alles gethan, was hätte geschehen können, um diese Auffassung auszurotten und die Religion in nähere Verbindung mit der einfachen Moral zu bringen. Daher sind solche Fälle, wie die folgenden, noch möglich. Ein Räuber tödtet und plündert einen Reisenden, aber er entschliesst sich nicht, das im Wagen gefundene Stück gekochtes Fleisch zu essen, weil zufällig Fasttag ist. Ein Bauer nimmt sich vor, den jungen Attaché der österreichischen Gesandtschaft in St. Petersburg zu berauben und tödtet schliesslich sein Opfer, aber ehe er sich zu der Wohnung desselben begibt, betritt er eine Kirche und empfiehlt sein Unternehmen dem Schutze der Heiligen!! Ein Einbrecher findet es beim Plündern einer Kirche schwierig, die Juwelen aus einem Heiligenbilde herauszubringen und thut ein Gelübde, dass, wenn ein gewisser Heiliger ihm beisteht, er ihm für einen Rubel Wachskerzen opfern wolle!!

Alle diese Fälle sind selbstverständlich ausserordentliche, aber sie veranschaulichen eine Richtung, die in milderer Form im russischen Volke nur zu sehr verbreitet ist, die Richtung nämlich, Religion als eine Reihe von Riten anzusehen, die eher eine magische als eine geistige Bedeutung haben. Die arme Frau, welche bei einer Prozession niederkniet, damit das Heiligenbild über ihren Kopf weggetragen werde, und der reiche Kaufmann, der den Priester auffordert, irgend ein berühmtes Heiligenbild in sein Haus zu bringen, erläutern diese Richtung auf harmlosere Weise.

Es gibt eine viel gebrauchte Redensart: „Wie der Pfarrer, so die Gemeinde“, und umgekehrt: „Wie die Gemeinde, so der

Pfarrer“, das letztere ist ebenso wahr, wie das erste. Die meisten Pfarrer begnügen sich — wie auch die Mehrzahl der Menschen im Allgemeinen — damit, einfach darnach zu streben, das zu leisten, was man von ihnen erwartet, und ihr Charakter wird daher in gewissem Grade von den Ideen und Ansichten ihrer Gemeindemitglieder bestimmt. Dieses wird uns noch anschaulicher werden, wenn wir den russischen Popen mit dem protestantischen Pastor vergleichen.

Nach der protestantischen Auffassung ist der Dorfpastor ein Mann von würdiger Haltung und musterhaftem Wandel, der auf einer gewissen höheren Kulturstufe steht. Er hat die Pflicht, seiner Heerde allwöchentlich in einfachen nachdrücklichen Worten die grossen Wahrheiten des Christenthums auszulegen und seine Zuhörer dazu anzuhalten, den Pfad der Gerechten zu wandeln. Ferner erwartet man, dass er den Leidtragenden tröste, den Nothdürftigen unterstütze, die Zweifelnden beruhige und die von dem engen Pfade Abweichenden ermahnen auf den rechten Weg zurückführe.

So stellen wir uns das Ideal eines protestantischen Geistlichen vor, und fast alle Pastoren suchen dasselbe, wenigstens nach Aussen hin zu verwirklichen. Der russische Pope hat dagegen kein solches Ideal vor sich. Man erwartet von ihm nur die Einhaltung gewisser kirchlicher Vorschriften und dass er die von der Kirche festgesetzten Riten und Zeremonien pünktlichst ausführe. Thut er dieses, ohne Geld zu erpressen, so sind seine Pfarrkinder ganz zufriedengestellt. Er predigt und ermahnt selten und besitzt weder einen moralischen Einfluss über seine Heerde, noch sucht er denselben zu erlangen. Man hat mir bei Gelegenheit von russischen Geistlichen erzählt, welche dem, was ich das protestantische Ideal genannt habe, nahe kommen, aber ich muss gestehen, dass ich nie einen solchen kennen lernte, und wage zu behaupten, dass ihre Anzahl eine verhältnissmässig geringe ist.

Bei obigem Vergleiche habe ich zufällig etwas Wesentliches ausgelassen. Die protestantische Geistlichkeit hat in allen Ländern zur Förderung der Volksbildung beigetragen. Warum dieses geschah, ist nicht schwer zu finden. Der Protestantismus lehrt: „Suchet in der Schrift!“ und um das zu thun, muss man wenigstens lesen können. Dagegen kann man nach der allge-

meinen Ansicht ein recht gutes Mitglied der orthodoxen griechischen Kirche sein, ohne die Bibel zu lesen, und deshalb hat die Elementarbildung in den Augen des griechisch orthodoxen Geistlichen nicht eine solche Wichtigkeit, wie in den Augen des protestantischen Pastors.

Es muss zugegeben werden, dass die Russen in gewissem Sinne ein religiöses Volk sind. Sie gehen an Sonn- und Feiertagen regelmässig in die Kirche, bekreuzigen sich, wenn sie bei einer Kirche oder einem Heiligenbilde vorbeikommen, gehen zu den festgesetzten Zeiten zum Abendmahl, enthalten sich streng thierischer Nahrung, nicht nur Mittwochs und Freitags, sondern auch während der Frühlings- und der anderen langen Fasten; sie pilgern gelegentlich nach heiligen Stätten und erfüllen mit einem Worte alle zeremoniellen Vorschriften, welche sie zur Erlangung der Seligkeit für nöthig halten. Doch damit ist auch ihre Religiosität zu Ende. Die kirchliche Lehre ist ihnen meistens ganz fremd und von der heiligen Schrift wissen sie wenig oder Nichts. Man sagt, dass einst ein Geistlicher einen Bauern frug, ob er die drei Personen der Dreieinigkeit nennen könne; ohne jedes Zögern erfolgte die Antwort: „Wie kann Einer so Etwas nicht wissen, Väterchen? Natürlich ist es der Heiland, die Mutter Gottes und Sankt Nikolaus, der Wunderthäter!“ Diese Antwort zeigt ohne Uebertreibung, auf welcher Stufe die theologischen Kenntnisse eines grossen Theiles des Bauernstandes noch stehen. Die Anekdote ist so bekannt und wird so häufig wiederholt, dass sie wahrscheinlich erfunden ist, aber sie enthält keine Verläumdung. Von Theologie und von dem, was Protestanten „inneres religiöses Leben“ nennen, hat der russische Bauer keine Ahnung. Für ihn genügt der zeremonielle Theil der Religion, und er hat ein ganz unbegrenztes, kindliches Vertrauen zu der rettenden Wirkung der Riten, die er ausführt. Wenn er in der Kindheit getauft worden ist, die Fasten regelmässig eingehalten und alljährlich das Abendmahl genommen hat, wenn er wahrheitsgetreu beichtete und die letzte Oelung empfing, so fühlt er mit der vollkommensten Ruhe den Tod herannahen, Ihn quälen keine Zweifel über die Wirksamkeit des Glaubens oder seiner Werke, und er befürchtet nicht, dass sein vergangenes Leben ihn möglicherweise für die ewige Seligkeit untauglich gemacht habe. Er fühlt sich ganz sicher, etwa wie ein

Mensch auf einem sinkenden Schiffe, der seinen patentirten Rettungsapparat umgeschnallt hat. Ohne jede Furcht vor der Zukunft und mit geringem Bedauern für die Gegenwart und die Vergangenheit erwartet er ruhig das göttliche Gericht und stirbt mit einer Resignation, die ein Philosoph der stoischen Schule beneiden könnte.

Ich kann nicht voraussetzen, dass dem Leser russische Heiligenbilder aus eigener Anschauung bekannt seien und halte es deshalb für nöthig, einige erläuternde Bemerkungen über dieselben hier einzuschalten.

Diese Bilder stellen meist den Heiland, die Mutter Gottes oder einen Heiligen (in der Regel Kniestücke) dar, dieselben sind im alterthümlichen byzantinischen Stile auf gelbem oder goldenem Grunde ausgeführt und kommen in Formaten von einem Quadratzoll bis zu mehreren Quadratfuss vor. Sehr häufig wird das Gemälde, mit Ausnahme des Gesichts und der Hände der Gestalt, mit einer durchbrochenen Metallplatte überdeckt, auf welcher in getriebener Arbeit die Gestalt des Heiligen dargestellt ist.

Ist diese Platte nicht vorhanden, so findet man häufig die Krone und das Gewand mit Perlen und anderen Edelsteinen geschmückt, die bisweilen einen sehr hohen Werth haben.

Eine sorgfältige Prüfung von religiösen Bildwerken, die verschiedenen Perioden angehörten, hat mich zu der Schlussfolgerung gebracht, dass dieselben zuerst einfache Bilder gewesen sind, und dass die Metallplatte als eine moderne Neuuerung angesehen werden muss. Die erste Abweichung von der einfachen bildlichen Darstellung scheint die Gewohnheit gewesen zu sein, am Kopfe der gemalten Figur goldenen Zierrath anzubringen, der zuweilen mit kostbaren Steinen besetzt war, um einen Heiligenschein oder eine Krone darzustellen.

Diese merkwürdige und in unseren Augen barbarische Methode, Gemaltes mit haut-relief zu verbinden — wenn man dieses Wort auf diese eigenthümliche Art von Dekoration anwenden kann — wurde später allmählich auf die verschiedenen Theile des Gewandes ausgedehnt, bis zuletzt nur Gesicht und Hände sichtbar blieben, wobei es sich als praktisch erwies, die verschiedenen Ornamente mit dem vergoldeten Hintergrunde in eine einzige Metallplatte zu vereinigen.

Mit Bezug auf die religiöse Bedeutung gibt es zwei Arten Heiligenbilder: einfache und wunderthätige (tschudotwornijà). Die Ersteren werden in grossen Massen hauptsächlich in der Provinz Wladimir verfertigt — wo ganze Dörfer sich mit dieser Arbeit beschäftigen — und fehlen in keinem russischen Hause von der Hütte des Bauern an bis zum Palaste des Kaisers. Dieselben sind gewöhnlich hoch in einer Ecke, der Thüre gegenüber, angebracht, und gute orthodoxe Christen verbeugen sich nach dieser Richtung beim Hereinkommen und machen gleichzeitig das Zeichen des Kreuzes. Vor und nach den Mahlzeiten wird dieselbe kurze Zeremonie ausgeführt. Am Vorabend der Festtage unterhält man wenigstens vor einem der im Hause befindlichen Heiligenbilder eine brennende Lampe.

Der wunderthätigen Heiligenbilder gibt es verhältnissmässig wenige; dieselben werden stets sorgfältig in einer Kirche oder einer Kapelle aufbewahrt.

Es wird gewöhnlich angenommen, dieselben seien nicht von Menschenhänden gemacht, sondern auf eine wunderbare Weise erschienen. Ein Mönch, oder auch ein gewöhnlicher Sterblicher, hat z. B. eine Vision, bei welcher ihm mitgetheilt wird, dass er an einem bestimmten Orte ein Wunderbild finden solle, und an der bezeichneten Stelle wird dasselbe zuweilen in der Erde vergraben, bisweilen auch in einem Baume hängend vorgefunden. Der heilige Schatz wird alsdann in eine Kirche gebracht und die Neuigkeit verbreitet sich wie Lauffeuer in der Umgegend. Tausende kommen zusammen, um sich vor dem vom Himmel gesandten Bilde niederzuwerfen und einige darunter werden von ihren Krankheiten geheilt — wodurch seine wunderwirkende Kraft auf das Klarste bewiesen wird. Die ganze Geschichte wird nun an den heiligsten Synod, d. i. die höchste kirchliche Behörde unter dem Kaiser, offiziell berichtet, auf dass das Vorhandensein der wunderwirkenden Kraft ganz und regelrecht bewiesen werde. Die offizielle Anerkennung dieser Thatsache ist keineswegs eine blosse Förmlichkeit, denn der Synod weiss sehr wohl, dass wunderthätige Heiligenbilder stets eine reiche Einnahmequelle für die Klöster werden, in denen man sie aufbewahrt, und dass eifrige Klostervorsteher in Folge dessen eher geneigt sind, sich auf die Seite der Leichtgläubigkeit, als auf die des strengeren Kritizismus zu stellen.

Man nimmt daher eine regelrechte Untersuchung vor, und die formelle Anerkennung wird nicht eher gewährt, bis die Aussagen des Finders gründlich geprüft und die erwähnten Wunder gebührend nachgewiesen worden sind. Wird die offizielle Anerkennung gegeben, so behandelt man das Bild fortan mit der grössten Verehrung, und die Pilger strömen von fern und nah zu demselben hin.

Einige der am meisten verehrten Heiligenbilder — wie z. B. die Kasan'sche Madonna — haben alljährlich besondere Festtage, oder richtiger, der Jahrestag ihrer wunderbaren Erscheinung wird als religiöser Festtag gefeiert. Einzelne der Bilder haben ein besonderes Recht auf allgemeine Achtung und Verehrung; dieselben sind nämlich mit den grossen Ereignissen der nationalen Geschichte enge verknüpft. Die Wladimirmadonna rettete z. B. Moskau einst vor den Tataren; die Madonna von Smolensk begleitete die Armee in den glorreichen Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1812; und als es in demselben Jahre in Moskau bekannt wurde, dass die Franzosen sich der Stadt näherten, bat das Volk den Metropolit, die Iberische Madonna voranzutragen — man kann dieselbe noch neben einem der Thore des Kreml sehen — und die Massen mit Beilen bewaffnet gegen den Feind zu führen.

Wenn die russischen Geistlichen wenig dazu beigetragen haben, die Volksbildung zu heben, so haben sie derselben wenigstens nie mit Absicht entgegengewirkt. Anders wie ihre römisch-katholischen Brüder, halten sie nicht dafür, dass „etwas Gelehrsamkeit eine gefährliche Sache sei“, und fürchten nicht, dass der Glaube durch das Wissen gefährdet werde. Es ist in der That eine bemerkenswerthe Thatsache, dass die russische Kirche jene verschiedenen geistigen Bewegungen, die manchen denkenden Christen in Westeuropa ernstlich beunruhigen, mit vollständiger Apathie behandelt. Warum dieses so ist, werde ich vielleicht später einmal zu erklären versuchen. Die Sache ist komplizirt und kann nicht mit wenigen Sätzen abgethan werden.

Obgleich die unbefriedigende Lage der Gemeindepfarrer von den gebildeten Ständen allgemein anerkannt wird, so gibt es doch wenig Leute, die ernstlich darüber nachdenken, wie dieselbe zu bessern sei. Während des Reform-Enthusiasmus, welcher im

Anfang der jetzigen Regierung tobte, fanden kirchliche Dinge fast gar keine Beachtung, und jetzt, da der Sturm vorüber und die Apathie vorherrschend geworden ist, werden dieselben noch weniger berücksichtigt. In Wahrheit haben gebildete Russen in der Regel kein Interesse für kirchliche Dinge und nicht wenige von ihnen sind so sehr „gebildet“, dass sie Religion in jeder Form als antiquirten Aberglauben ansehen, den man so ruhig als möglich aussterben lassen müsse. Die Regierung hat indess Etwas zur Besserung der Lage der Gemeindepfarrer gethan. Viele Beschränkungen, die dahin wirkten, die Geistlichkeit zu einer Kaste zu machen, sind beseitigt worden und Hunderte von Pfarrersöhnen sind nun in den bürgerlichen wie gerichtlichen Behörden angestellt, oder Professoren an Universitäten geworden, oder haben in verschiedenen Industriezweigen Beschäftigung gefunden. Dazu kommt, dass man jetzt den Versuch macht, die Anzahl der Pfarren zu verringern, um dadurch das Einkommen der Geistlichen zu erhöhen. Diese Aenderungen werden, glaube ich, zuletzt wohlthätige Resultate herbeiführen, doch müssen noch viele Jahre vergehen, bis der Geist, der jetzt die geistliche Klasse beherrscht, eine vollständige Umänderung erfahren kann.

Fünftes Kapitel.

Eine ärztliche Konsultation.

Unerwartete Krankheit. — Ein Dorfarzt. — Die sibirische Pest. — Meine Studien. — Russische Historiker. — Ein russischer Nachahmer von Dickens. — Ein gewesener Leibeigener. — Medizin und Hexerei. — Ein Ueberbleibsel des Heidenthums. — Leichtgläubigkeit des Bauernstandes. — Alberne Gerüchte. — Ein geheimnissvoller Besuch der heiligen Barbara. — Cholera an Bord eines Dampfers. — Krankenhäuser. — Irrenhäuser. — Unter Wahnsinnigen.

Bei Aufzählung der Gegenstände, welche für eine Reise in den weniger besuchten Theilen Russlands nöthig sind, habe ich eine wichtige Vorbedingung zu erwähnen vergessen: der Reisende muss eine eiserne Gesundheit mitbringen, um selbst dann, wenn Krankheit eintreten sollte, regelmässige ärztliche Behandlung entbehren zu können. Ich lernte das während meines Aufenthalts in Iwanoffka aus eigener Erfahrung kennen.

Ein Mann, der sich meistens wohl befindet und folglich Grund hat zu glauben, dass die gewöhnlichen Leiden der Menschen ihn verschonen, fühlt sich natürlich sehr gekränkt — gerade als ob ihm Jemand eine unverdiente Beleidigung zugefügt hätte —, wenn er sich plötzlich unwohl fühlt. Zuerst will er nicht an die Thatsache glauben und nimmt so weit als irgend thunlich von den unangenehmen Anzeichen keine Notiz.

So etwa war mein Gemüthszustand, als ich eines Morgens früh durch eigenthümliche Symptome geweckt wurde, die ich bisher nicht gekannt hatte. Nicht geneigt, mir die Möglichkeit einer Krankheit zuzugeben, stand ich auf und versuchte mich wie gewöhnlich anzukleiden, aber bald sah ich ein, dass mir das Stehen unmöglich war. Da half kein Lügner; ich war nicht nur krank, sondern meine Krankheit benahm mir auch

die Fähigkeit, eine Diagnose zu stellen, und als die Symptome den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht immer stärker wurden, war ich, so demüthigend mir auch die Sache vorkam, dazu gezwungen, ärztlichen Rath zu erbitten. Auf meine Frage, ob es einen Doktor in der Nachbarschaft gäbe, antwortete der alte Diener: „Es ist nicht gerade ein Doktor, aber ein „Feldscheer“ im Dorfe.“

„Was ist bei Euch ein Feldscheer?“

„Ein Feldscheer ist ein Feldscheer.“

„Das ist sehr richtig, aber ich möchte wissen, was Sie mit diesem Worte meinen. Was ist ein Feldscheer?“

„Es ist ein alter Soldat, der Wunden verbindet und Heilmittel gibt.“

Diese Erklärung konnte mich nicht für die unbekannte Persönlichkeit einnehmen; aber da nichts Besseres zu haben war, so liess ich nach ihr senden, obgleich mir von dem alten Diener, der augenscheinlich nicht an Feldscheerer glaubte, stark abgerathen wurde.

Nach etwa einer halben Stunde trat ein grosser breitschulteriger Mann bei mir ein; er stellte sich kerzengerade in die Mitte des Zimmers und nahm jene straffe Haltung an, die auf das Kommando: „Achtung!“ erfolgt.

Sein glatt rasirtes Kinn, der lange Schnurrbart und das kurz gestutzte Haar bestätigten einen Theil der Erklärung meines Dieners; er war unfehlbar ein alter Soldat.

„Sie sind Feldscheer?“ frug ich.

„Ja wohl, Ew. Wohlgeboren.“ Diese Worte, welche die übliche Form der Bejahung, die der Soldat dem Offizier gegenüber anwendet, bilden, wurden mit lautem, metallisch-einförmigen Tone gesprochen, als wäre der Sprecher ein Automat, der mit einem dreissig Ellen entfernt aufgestellten Bruder-Automaten ein Zwiegespräch hielt. Sobald die Worte heraus waren, schloss sich der Mund der Maschine krampfhaft wieder, und der Kopf, der einen Augenblick lang zu mir gewendet gewesen war, wurde mit einem Ruck wieder in seine frühere Lage gebracht.

„Dann bitte, nehmen Sie hier Platz, ich will Ihnen erklären, was mir fehlt.“ Darauf machte die Figur drei Schritte vorwärts, führte dann eine Wendung nach rechts aus und liess sich auf die Kante des Stuhles nieder, behielt indess die stramme

Haltung, soviel die Sitzstellung es zuliess, bei. Nachdem die Symptome sorgfältig beschrieben waren, zog der Feldscheer die Augenbrauen zusammen und bemerkte nach einiger Ueberlegung: „Ich kann Ihnen eine Dosis geben.“ Er wendete ein langes Wort an, das ich nicht verstand.

„Ich wünsche nicht, dass Sie mir irgend etwas reichen, bevor ich nicht weiss, worin meine Krankheit besteht. Obgleich ich selbst ein halber Arzt bin, so habe ich doch keine Ahnung, was mir fehlt und entschuldigen Sie mich, wenn ich annehme, dass Sie in gleicher Lage sind.“ Da ich etwas wie gekränkte Würde in seinem Gesichte zu bemerken glaubte, fügte ich als Beruhigungsmittel hinzu: „Es handelt sich hier offenbar um etwas ganz Besonderes, so dass auch der beste ärztliche Praktiker des Landes wahrscheinlich hierbei ebenso wenig klar sehen würde, wie wir selbst.“

Diese Bemerkung hatte den gewünschten Erfolg. „Je nun, Herr, die Wahrheit zu sagen,“ sprach er mit einer schon etwas menschlicheren Stimme, „ich verstehe nicht recht, was es ist.“

„Ganz recht; und deshalb denke ich, wir überlassen Mutter Natur die Heilung und mischen uns nicht in ihre Art der Behandlung.“

„Vielleicht würde das besser sein.“

„Ohne Zweifel. Und nun, da ich hier auf dem Rücken liegen muss und mich etwas einsam fühle, möchte ich mich mit Ihnen unterhalten. Sie sind hoffentlich nicht eilig?“

„Keineswegs. Mein Gehülfe weiss, wo ich bin und wird, sobald man mich verlangt, nach mir schicken.“

„O, Sie haben also einen Gehülfen?“

„Ja wohl; einen sehr aufgeweckten jungen Mann, der zwei Jahre in der Feldscheer-Schule zugebracht hat und jetzt zu mir gekommen ist, um mir zu helfen und durch die Praxis mehr zu lernen. Das ist eine neue Einrichtung. Ich selbst war nie in einer derartigen Schule, sondern musste, als ich in einem Krankenhause diente, mühsam hier und da lernen, so viel ich konnte. Zu meiner Zeit gab es, glaube ich, keine solche Schulen. Diejenige, in welcher mein Gehülfe lernte, wurde von der Semstwo eröffnet.“

„Die Semstwo ist die neue Ortsverwaltung, nicht wahr?“

„Ganz recht. Und ich konnte nicht ohne Gehülfen auskommen,“ fuhr mein neuer Bekannter fort, der allmählich seine Steifheit verlor und sich bald so gab, wie er wirklich war, d. h. lebenswürdig und gesprächig. „Ich muss häufig andere Dörfer besuchen, und fast täglich kommt eine Anzahl von Bauern hierher. Im Anfange hatte ich sehr wenig Beschäftigung, denn die Leute glaubten, ich sei ein Beamter und würde sie für meine Mittel theuer zahlen lassen; aber jetzt wissen sie, dass Zahlung nicht unbedingt erforderlich ist, und kommen in grosser Anzahl. Und Alles, was ich ihnen gebe — obschon ich zuweilen nicht recht weiss, um was es sich handelt — scheint ihnen gut zu thun. Ich denke, dass der Glaube soviel wirkt, wie die Arznei.“

„In meiner Heimath,“ bemerkte ich, „gibt es eine Art von Doktoren, die sich dieses Prinzip zu Nutze machen. Sie geben ihren Patienten zwei oder drei kleine Kugeln, nicht grösser als Stecknadelknöpfe, oder einige Tropfen einer geschmacklosen Flüssigkeit und führen dabei bisweilen wunderbare Kuren aus.“

„Das würde für unsere Verhältnisse nicht angebracht sein. Der russische *mushik* (Bauer) würde kein Vertrauen haben, wenn er nur so leichte Sachen zu schlucken bekäme. Nur was schlecht schmeckt und in grosser Menge gereicht wird, kann nach seiner Auffassung wirken; er glaubt, je mehr Arznei er nimmt, desto grösser wird die Aussicht auf Genesung. Wenn ich deshalb einem Bauern mehrere Dosen geben will, so lasse ich ihn für jede einzelne Dosis zu mir kommen, denn ich weiss, dass er wahrscheinlich die ganze Flasche auf einmal leeren würde, sobald er ausser Sicht ist. Wir haben indess hier wenig schlimme Krankheiten — ich habe an der *Scheksna* viel Schlimmeres gesehen. Sind Sie an der *Scheksna* gewesen?“

„Noch nicht, aber ich werde hingehen.“ Die *Scheksna* ist ein Nebenfluss der Wolga und bildet einen Theil des grossen Wassernetzes, das die Wolga mit der *Newa* verbindet.

„Dort werden Sie eine Menge Krankheiten antreffen. Wenn da der Sommer heiss ist und viele Barken passiren, so entsteht sicher eine Epidemie, Typhus oder Blattern, oder die sibirische Pest, oder etwas Aehnliches. Diese sibirische Pest ist etwas ganz Sonderbares. Ob sie wirklich aus Sibirien stammt, weiss Gott allein. Sobald sie auftritt, sterben die Pferde zu Dutzenden, und zuweilen werden auch Menschen von ihr befallen,

obgleich man sie nicht zu den menschlichen Krankheiten rechnet. Man sagt, dass Fliegen das Gift von den todten Pferden auf die Menschen übertragen. Zuerst entsteht eine Art Beule mit dunklem Rande. Wird dieselbe zeitig genug ausgeschnitten, so kann die Person sich erholen, wenn dieses indess versäumt wird, so erfolgt der Tod. Auch kommt dort zuweilen Cholera vor.“

„Was für ein prächtiges Land für einen jungen Arzt, der in seiner Wissenschaft Entdeckungen machen will,“ sagte ich zu mir selber. Die Liste der Krankheiten dieser begünstigten Gegend war anscheinend noch nicht vollständig, aber sie wurde für den Augenblick durch die Ankunft des Gehülfen abgeschnitten, der die Nachricht brachte, dass sein Vorgesetzter verlangt werde.

Diese erste Zusammenkunft mit dem Feldscheer war im Ganzen befriedigend ausgefallen. Er hatte mir zwar keinen ärztlichen Beistand geleistet, aber mir doch eine Stunde angenehm verbringen helfen und mir dabei etwas mitgetheilt, das ich in meine Notizen aufnehmen konnte. Meine ferneren Zusammenkünfte mit ihm waren ebenso angenehm. Er war von Natur ein intelligenter, beobachtender Mann, der ein gut Stück von der russischen Welt gesehen hatte und das Gesehene anschaulich zu beschreiben im Stande war. Unglücklicher Weise verhinderte mich die horizontale Lage, zu der mich das Geschick verurtheilt hatte, die interessanten Dinge, welche er mittheilte, gleich niederzuschreiben. Seine, sowie Karl Karl'itsch's und des Pfarrers Besuche, welch letzterer einen grossen Theil seiner Zeit bei mir verbrachte, halfen mir manche Stunde angenehm verplaudern, die sonst traurig genug gewesen wäre.

Wenn ich allein war, so beschäftigte ich mich mit Lesen, zuweilen nahm ich russische Geschichte und zuweilen Romane vor. Die russische Geschichte war die von Karamsin, den man billig den russischen Livius nennen kann. Dieses Werk interessirte mich sehr der darin enthaltenen Thatsachen wegen, aber der rhetorische Stil, in dem es gehalten ist, hat mich nicht wenig aufgebracht. Später, als ich mich durch achtzehn Bände des riesigen Werkes von Ssolovioff durchgearbeitet hatte, welches einfach aus einer ungeheuren Sammlung werthvollen, aber unverdauten Materials besteht, urtheilte ich viel gelinder über die malerischen Beschreibungen und den geschmückten Stil seines

berühmten Vorgängers. Das erste dichterische Werk, welches ich las, war eine Sammlung von Erzählungen von Grigorówitsch, welche mir der Verfasser bei meiner Abreise von St. Petersburg geschenkt hatte. Diese Erzählungen aus dem russischen Dorfleben waren, wie mir der Verfasser später zugab, unter dem Einfluss von Dickens geschrieben. Viele der kleinen Kniffe und Künsteleien, die in Dickens' späteren Werken peinlich aufdringlich werden, konnte ich ohne Mühe in ihrem russischen Gewande wiedererkennen. Dennoch war das Buch eine angenehme Lektüre und ich konnte demselben einige neue Mittheilungen über russisches Bauernleben entnehmen, die ich selbstverständlich später einer genauen Prüfung unterzog.

Eine der Erzählungen machte auf mich einen tiefen Eindruck, und es wird mir jetzt, nach Verlauf von sechs Jahren, gar nicht schwer, die Hauptepisoden wieder zu erzählen. Die Geschichte beginnt mit der Beschreibung eines Dorfes im Spätherbst. Es hatte eine Zeit lang stark geregnet und der Weg war daher mit einer tiefen Kothschicht bedeckt. Eine alte Frau, die Besitzerin eines kleinen Gutes, sitzt mit einer Freundin beim Theetisch und versucht durch Kartenlegen in der Zukunft zu lesen. Diese Beschäftigung wird plötzlich durch den Eintritt des Dienstmädchens unterbrochen, welches meldet, dass sie einen alten, anscheinend sehr kranken Mann, in einem der Hintergebäude liegend, entdeckt habe. Die alte Frau geht, um ihren uneingeladenen Gast zu sehen, und da sie ein weiches Herz hat, bereitet sie einen bequemer Ort und entsprechende Pflege für ihn vor; aber ihre Freundin flüstert ihr in's Ohr, dass der Kranke vielleicht ein Vagabund ist und dadurch wird ihre Grossmuth gehemmt. Als man entdeckt hat, dass der Verdacht nur zu begründet war und dass der Mann keinen Pass besass, wurde die Frau ganz ängstlich. Ihre Einbildung malt sich die schrecklichen Folgen aus, die entstehen würden, wenn die Polizei erführe, dass sie einen Landstreicher beherbergt habe. Ihr ganzes kleines Vermögen könnte man von ihr erpressen. Und wenn der alte Mann zufällig in ihrem Hause oder auf dem Hofe sterben sollte! Es war zu schrecklich, an die in diesem Falle möglichen Folgen zu denken. Sie könnte nicht nur Alles verlieren, sondern sogar in das Gefängniss geschleppt werden. Im Hinblick auf diese Gefahren vergisst die alte Frau ihre Herzensgüte und wird

unerbittlich. Der alte Mann musste, obgleich er todtkrank war, ihr Dach sofort verlassen. Mit dem vollen Bewusstsein, dass er nirgendwo ein Unterkommen finden wird, schreitet er hinaus in die kalte, dunkle, stürmische Nacht, und am nächsten Morgen findet man nicht weit vom Dorfe einen todtten Körper.

Warum diese Geschichte, die doch kein hervorragendes künstlerisches Verdienst hat, mich so tief ergriff, weiss ich nicht recht zu erklären. Vielleicht geschah es deshalb, weil ich zu jener Zeit selbst krank war und mir ausmalte, wie schrecklich es sein würde, in einer kalten, nassen Oktobernacht auf den kothigen Weg hinaus gewiesen zu werden. Ausserdem interessirte mich die Erzählung, weil sie uns zeigt, wie sehr die Polizei unter der Regierung Nikolaus' gefürchtet wurde. Die geistreichen Kunstgriffe, welche die Polizeibeamten anwendeten, um Geld zu erpressen, bildeten den Gegenstand einer Reihe satirischer Skizzen, die ungefähr um dieselbe Zeit wie oben genannte Erzählung geschrieben waren. Eine derselben, die ich kurze Zeit nachher las, ist mir gleichfalls in Erinnerung geblieben. Wenn ich nicht irre, waren die Thatsachen folgende: Ein Landpolizeioffizier findet neben einem Fahrwege einen Leichnam. Er freut sich des glücklichen Zufalls, begiebt sich in das nächste Dorf und thut den Einwohnern kund, dass alle gesetzlichen Maassregeln gegen sie in Anwendung gebracht werden sollen, um den vermuthlichen Mörder herauszufinden. Die erschreckten Bauern waren natürlich bereit, ihm eine beträchtliche Summe Geldes zu zahlen, damit er den Fall vertusche. Ein gewöhnlicher Polizioffizier würde sich mit diesem Lösegeld begnügt haben, aber dieser Offizier war kein gewöhnlicher Mensch und dabei in grosser Geldverlegenheit; er entschloss sich deshalb, das Experiment zu erneuern. Die Bauern zahlen ihm freigebig, um der Untersuchung zu entgehen, und der schurkige Offizier wiederholte, durch den Erfolg kühn geworden, sein frevelhaftes Spiel in mehreren Dörfern, bis er eine bedeutende Summe gesammelt hatte.

Sehr viele Erzählungen und Skizzen dieser Art wurden während der ersten Jahre der jetzigen Regierung veröffentlicht, als der lange angehaltene Unwille gegen das strenge, drückende Regiment des Kaisers Nikolaus und gegen die unglaublichen Missbräuche, die dasselbe hervorbrachte, eine Zeit lang freien Ausdruck fand. Das Publikum ist indess dieser Art Literatur müde

geworden und die Schriftsteller suchen andere Stoffe, um an ihnen ihr satirisches Talent zu üben.

Wenn ich zum Lesen nicht aufgelegt war und keinen Besuch hatte, so unterhielt ich mich zuweilen ein oder zwei Stunden lang mit dem alten Diener, der mir aufwartete. Anton war entschieden ein alter Mann, doch konnte ich nie erfahren, wie viele Jahre er zählte; entweder wusste er es selbst nicht, oder er wollte es aus irgend einem Grunde nicht mittheilen. Dem Anscheine nach schien er etwa ein Sechziger zu sein, doch schloss ich aus einigen seiner Bemerkungen, dass er den siebzigeren nahe war, obschon er fast kein einziges graues Haar auf dem Kopfe hatte. Von seinem Vater wusste er Nichts. Seine Mutter war eine Leibeigene gewesen, die eine Zeit lang als Kammerfrau gedient hatte; nach dem Tode ihrer Herrin war sie zu einer nicht genau definirten verantwortlichen Stellung im Haushalte avancirt. Dieses Avancement hatte gegen Ende des letzten oder im Anfange dieses Jahrhunderts stattgefunden. Auch Anton war gleichzeitig befördert worden. Seine erste Anstellung im Hause war die eines Hülfspfeifenwärters gewesen, von welchem bescheidenen Amte er allmählich zu der Stellung eines Wirthschafters emporge-
langt war. Während der ganzen Zeit blieb er natürlich Leibeigener wie seine Mutter vor ihm, aber da ihn die Natur mit tragem Einsichtsvermögen versehen hatte, so war ihm diese Thatsache nie recht zum Bewusstsein gekommen. Sein Herr war sein Herr und er selbst war Anton, der die Verpflichtung hatte, seinem Herrn zu gehorchen oder wenigstens Ungehorsam zu verbergen. Dieses waren lange Zeit die Hauptthatsachen in seiner Weltanschauung geblieben, und wie das bei Philosophen mit Fundamentalsätzen oder Axiomen üblich ist, so hatte auch er dieselben ohne Prüfung als richtig angenommen. In Folge dieser einfachen Grundsätze hatte er ein ruhiges, von Zweifeln nicht gestörtes Leben geführt bis zum Jahre 1861, als die sogenannte Freiheit nach Iwanoffka gebracht wurde. Er selbst war nicht zur Kirche gegangen, um Batuschka des Zaren Manifest vorlesen zu hören, aber sein Herr hatte ihn bei seiner Rückkehr von der Feierlichkeit zu sich gerufen und gesagt: „Anton, du bist frei, aber der Zar sagt, dass du noch zwei Jahre lang wie bisher dienen sollst.“

Auf diese bestürzende Neuigkeit hatte Anton kühl geant-

wortet: „Ssluschajus“, oder wie wir sagen würden, „Sehr wohl!“ und war ohne weitere Bemerkung gegangen, um seines Herrn Frühstück herbeizuholen; aber was er in den nächsten Paar Wochen sah und hörte, hatte seine alten Auffassungen von der menschlichen Gesellschaft und von der vollkommenen Weltordnung sehr gestört. Von jener Zeit muss, wie ich vermuthe, der Ausdruck geistiger Verwirrung datirt werden, den sein Gesicht gewöhnlich zur Schau trug.

Was ihn zunächst aufbrachte, war das Betragen seiner Mitleibeigenen. Alle Unverheiratheten schienen plötzlich von einer merkwürdigen Heirathsmanie erfasst worden zu sein. Der Grund dafür war, dass das neue Gesetz den befreiten Leibeigenen ausdrücklich das Recht gab, sich nach Wunsch ohne die Zustimmung ihrer Herren zu verheirathen und fast alle Ledigen beeilten sich, ihr neu erlangtes Vorrecht auszunutzen, obgleich es vielen von ihnen sehr schwer wurde, die Gebühren für die Trauung zusammen zu bringen.

Dann folgten die Unordnungen unter den Bauern, der Tod des alten Herrn und der Umzug der Familie erst nach St. Petersburg und dann nach Deutschland. Anton's Geist war nie sehr stark gewesen, und diese grossen Ereignisse hatten einen schlimmen Einfluss auf denselben ausgeübt. Als Karl Karl'itsch nach Ablauf der zwei Jahre zu ihm sagte, er könne nun hingehen, wohin es ihm beliebe, antwortete er mit ungeheucheltem Erstaunen: „Wohin kann ich gehen?“ Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, dass er sein Brod auf irgend eine neue Art verdienen müsse und bat Karl Karl'itsch, ihn bleiben zu lassen, wo er war. Dieses Ersuchen wurde gern gewährt, denn Anton war ein ehrlicher, treuer Diener und der Familie sehr zugezogen; es wurde demgemäss abgemacht, dass er einen kleinen Monatslohn empfangen und eine Mittelstellung zwischen Haushalter und Oberwachhund bekleiden solle.

Wäre Anton in einen wirklichen Wachhund verwandelt worden, so würde er kaum mehr geschlafen haben wie jetzt. Seine Fähigkeit zum Schlafen und seine Schläfrigkeit, wenn er sich für wach hielt, waren seine hervorragendsten Charakter-Eigenschaften. Aus Rücksicht auf sein Alter und seinen Hang zur Ruhe störte ich ihn so wenig als möglich, aber sogar die wenigen Dienstleistungen, die ich beanspruchte, suchte er auf

eine sinnreiche Weise zu vermindern. Die Zeit und Mühe, welche der Weg von seinem zu meinem Zimmer in Anspruch nahm, konnte nach seiner Ansicht nutzbringender angewendet werden; und demgemäss bereitete er sich ein Lager in einem kleinen Vorzimmer, dicht an meiner Thüre und nahm hier seinen ständigen Aufenthalt. Wenn starkes Schnarchen als Beweis dienen kann, dass Jemand schläft, so wage ich zu behaupten, dass Anton drei Viertel seiner Zeit dem Schlafe widmete und ausserdem einen guten Theil des übrigen Viertels mit Gähnen und langen unartikulirten Kehllauten hinbrachte. Zuerst verursachte mir die neue Einrichtung nicht geringen Aerger, aber ich ertrug denselben geduldig und wurde nachher dafür belohnt, denn während meiner Krankheit war es sehr bequem für mich, einen Wärter in Hörweite zu haben. Und um Anton Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muss ich sagen, dass er mich in seiner ihm eigenen schläfrigen Art gut bedient hat. Er schien die Fähigkeit zu besitzen, schlafend zu hören, und begann gewöhnlich erst auf dem Wege zu meinem Zimmer oder in demselben seine Augen ganz zu öffnen.

Anton hatte während seines langen Lebens nie Zeit gehabt, sich viele Meinungen zu bilden, aber er hatte auf irgend eine Art einige Ueberzeugungen eingesogen oder eingeathmet, die meist entschieden konservativer Natur waren. Er glaubte u. A., dass Feldscheerer unnütze und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft seien. Immer und immer wieder rieth er mir, mich nicht mit dem, der zu mir kam, einzulassen und mehr als ein Mal empfahl er mir eine alte Frau Namens Mascha, die in einem wenige Werst entfernt gelegenen Dorfe wohnte. Mascha war als eine „Snacharka“ (Wissende) bekannt, das heisst als eine Frau, die halb Hexe und halb Kurpfuscherin ist und ihr Geschäft mit schlaudem Possenspiele umgibt. Nach Anton's Ansicht konnte sie jede nur mögliche Kur, fast bis zum Auferwecken von den Todten, durch ihre Kräuter und ihren Zauber vollbringen, und sogar über diese übernatürliche Operation hütete er sich, eine Meinung zu äussern.

Der Gedanke, sich einer Behandlung mit Kräutern und Zaubersprüchen eines alten Weibes zu unterziehen, das wahrscheinlich von den geheimnissvollen Eigenschaften beider Dinge sehr wenig verstand, hatte nichts Verlockendes für mich; und

mehr als einmal schlug ich es rund ab, solche unheilige Mittel anzuwenden. Nach einiger Ueberlegung kam mir jedoch eine Zusammenkunft mit der Hexe sehr ergötzlich vor und dabei gerieth ich auf eine prachtvolle Idee. Der Feldscheer und die Snacharka, die sich zweifellos wie Hund und Katze hassten, müssten zusammen erscheinen und vor meinen Augen ihren Groll zum Besten der Wissenschaft und zu meiner eigenen Erheiterung auskämpfen. Der böse Hang, der vor den Augen unseres aufgeklärten Zeitalters Stiergefechte, Hahnenkämpfe und öffentliche Boxwettkämpfe zulässt, ist, wie ich fürchte, im menschlichen Gemüth noch nicht ausgerottet.

Je mehr ich über meinen Plan nachdachte, desto mehr freute ich mich, einen so brillanten Gedanken gehabt zu haben; aber ach, in unserer unvollkommen eingerichteten Welt werden brillante Ideen selten verwirklicht, und in diesem Falle war auch mir eine Enttäuschung zgedacht. Wurde das alte Weib durch seine schwarze Kunst vor der Gefahr gewarnt, oder bestimmte das Gefühl geschäftlicher Eifersucht und Rücksicht auf geschäftliche Etiquette seine Handlungsweise? Auf diese Frage kann ich keine positive Antwort geben, es ist nur sicher, dass die Frau nicht dahin zu bringen war, mir einen Besuch zu machen, und so wurde mir das erwartete Vergnügen vereitelt. Es gelang mir indess, indirekt etwas über die alte Hexe zu erfahren. Sie genoss bei ihren Nachbarn jene feste, dauerhafte Achtung, die aus unbestimmter, unerklärlicher Furcht hervorgeht. Man wusste oder nahm an, dass sie viele merkwürdige Kuren ausgeführt habe. Bei Behandlung syphilitischer Krankheiten, die unter dem russischen Bauernstande schrecklich häufig sind, sollte sie ganz besonders erfolgreich sein, und ich zweifle nach den mir gemachten Beschreibungen! gar nicht daran, dass der Zauber, den sie bei diesen Fällen anwendete, quecksilberartig war. Kurze Zeit darauf sah ich eines ihrer Opfer. Ob es ihr geglückt war, das Gift zu vertreiben, kann ich nicht sagen, aber jedenfalls war es ihr gelungen, die Zähne des Patienten vollständig zu zerstören. Auf welche Weise Frauen dieser Art Quecksilber erlangen und seine medizinischen Eigenschaften entdeckt haben, kann ich mir nicht erklären. Auch ist es mir unklar, wie sie zur Kenntniss der besonderen Eigenschaften des Mutterkorns ge-

langten, das von ihnen häufig zu unerlaubten, Allen mit der medizinischen Gesetzgebung Vertrauten wohlbekannten Zwecken verwendet wird.

Die Snacharka und der Feldscheer vertreten zwei ganz verschiedene Perioden in der Geschichte der medizinischen Wissenschaft, die magische und die wissenschaftliche. Der russische Bauernstand hat noch manche Auffassung, die zu der früheren Periode gehört. Die grosse Mehrzahl ist schon ganz geneigt, unter gewöhnlichen Umständen die wissenschaftlichen Mittel zur Heilung anzuwenden, aber sobald eine heftige Epidemie ausbricht und die wissenschaftlichen Mittel sich als nicht zureichend erweisen, so lebt der alte Glaube wieder auf und magische Gebräuche und Beschwörungsformeln werden wieder zur Hülfe genommen. Manche dieser Gebräuche sind sehr seltsam. In einem Dorfe, in dessen Nähe ich im Sommer 1871 zufällig wohnte, wurde z. B. Folgendes ausgeführt. Die Cholera hatte in der Umgegend eine Zeit lang stark gewüthet. In dem erwähnten Dorfe war noch kein Fall vorgekommen, aber die Einwohner fürchteten, dass der schlimme Gast sich bald einstelle, und um die Gefahr abzuwenden, nahm man zu folgendem geistreichen Kunstgriff seine Zuflucht. Um Mitternacht, als die männliche Bevölkerung im Schlafe war oder sein sollte, kamen alle Jungfrauen nach einem vorherbeschlossenen Plane ausserhalb des Dorfes im Nachtgewande zusammen und bildeten einen Zug. Vorauf ging ein Mädchen, das ein Heiligenbild trug. Hinter ihr schritten ihre Gefährtinnen, die eine „Ssocha“ — d. i. die primitive, von den Bauern allgemein angewendete Form des Pfluges — an einem langen Seile zogen. Auf diese Weise pflügte die Prozession eine Furche um das ganze Dorf herum und man glaubte fest, dass die Cholera den so gebildeten magischen Kreis nicht überschreiten könne. Viele von der männlichen Bevölkerung wussten oder ahnten wenigstens, was vorging, aber sie hielten sich behutsam in den Häusern, denn sie wären unbarmherzig von den an dem Zuge Betheiligten durchgeprügelt worden, hätte man sie beim indiskreten Auslugen auf die geheimnissvolle Zeremonie ertappt.

Dieser Brauch ist zweifellos ein Ueberbleibsel des alten heidnischen Aberglaubens. Die Anwendung des Heiligenbildes ist eine moderne Neuerung, welche die merkwürdige Vermischung von Heiden- und Christenthum veranschaulicht, die man in

Russland häufig findet und von welcher ich ein ander Mal mehr erzählen werde.

Zuweilen nimmt die Panik bei einer grassirenden Epidemie einen gefährlicheren Charakter an. Das Volk vermuthet, dass dieselbe von den Doktoren herrühre, oder dass böswillige Menschen das Wasser vergiftet haben und will nicht glauben, dass die herkömmliche eigene Missachtung auch der einfachsten gesundheitlichen Vorsichtsmaassregeln das Erscheinen der Krankheit völlig erklärt. Mir ist ein Vorfall bekannt, bei dem ein reisender Photograph in Folge ähnlichen Verdachtes stark misshandelt wurde; und ein Mal fand in St. Petersburg, unter der Regierung Nikolaus', aus gleichem Anlasse ein ernstlicher Tumult statt. Die erregte Volksmenge hatte schon, wie man erzählt, mehrere Aerzte aus den Fenstern des Krankenhauses hinausgeworfen, als der Kaiser in einem offenen Wagen ohne Begleitung ankam und die Störung durch seine Gegenwart allein mit Hülfe seiner dröhnenden Stentorstimme vollständig dämpfte.

Ueber die unwissende Leichtgläubigkeit der russischen Bauern könnte ich Manches erzählen. Die albernsten Gerüchte versetzen bisweilen eine ganze Gegend in Bestürzung. Eines der gewöhnlichsten dieser Art ist z. B., dass es heisst, eine weibliche Aushebung stehe bevor. Als der Herzog von Edinburg heirathete, hörte man dieses Gerücht besonders häufig. Eine grosse Anzahl junger Mädchen sollte, so erzählte man, in einem prächtigen Schiffe nach England gesandt werden. Was mit den russischen Jungfrauen an ihrem Bestimmungsorte geschehen sollte, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Vielleicht verwechselte das Volk die Königin Victoria mit dem Könige Dahomey, oder dachte sich vielleicht, dass in England die eigenthümliche Militärorganisation jenes Potentaten eingeführt werden solle, oder wähnte, wie mir ein Bauer auseinandersetzte, dass es in England zu wenig Frauen gäbe.

Das ergötzlichste Beispiel von Leichtgläubigkeit*), dessen ich mich entsinne, ist das folgende, das mir eine Frau, die aus

*) Der russische Bauer ist ohne Zweifel leichtgläubig, doch dürfen die zu verbreitenden Gerüchte einer seinen Anschauungen entsprechenden Begründung nicht entbehren. Im vorliegenden Falle erklärt sich die grosse Verbreitung des Gerüchtes einfach durch die aus der

dem schon erwähnten Dorfe kam, mittheilte. An einem Wintertage wurde gegen Sonnenuntergang eine Bauernfamilie durch einen sonderbaren Gast in grosses Staunen versetzt; eine weibliche Gestalt, die so gekleidet war, wie man die heilige Barbara gewöhnlich auf religiösen Gemälden dargestellt sieht, trat in ihre Stube ein. Alle Anwesenden waren durch diese Erscheinung starr vor Verwunderung; aber die Gestalt sagte ihnen, sie sollten guten Muthes sein, denn sie sei die heilige Barbara und gekommen, um ihre Frömmigkeit zu belohnen. Der auf diese Weise bevorzugte Bauer war nicht besonders fromm, hielt es jedoch für unnöthig, den Irrthum seines heiligen Gastes zu berichtigen und lud ihn zum Sitzen ein. Sehr bereitwillig wurde diese Einladung angenommen, und die Gestalt begann sogleich eine erbauliche Unterhaltung. Inzwischen verbreitete sich die Nachricht von dieser wunderbaren Erscheinung wie Lauffeuer, und alle Einwohner des Dorfes, sowie die des eine Werst entfernten Weilers strömten in und ausserhalb dem Hause der begnadeten Familie zusammen. Ob der Geistliche des Ortes unter der Menge war, wusste die Erzählerin nicht anzugeben. Viele der Gekommenen konnten sich nicht auf Hörweite vordrängen, aber die am weitesten Entfernten hofften, dass die Heilige vor ihrem Verschwinden herauskommen würde. Und ihre Hoffnung ging in Erfüllung. Gegen Mitternacht verkündete die geheimnissvolle Besucherin, dass sie den heiligen Nikolaus, den Wunderthäter, berbeiholen wolle und ersuchte die Anwesenden, sich während ihrer Abwesenheit ganz ruhig zu verhalten. Die Menge machte ihr ehrerbietig Platz, und sie verschwand in der Dunkelheit. In athemloser Erwartung harreten Alle der

Zeit der Leibeigenschaft übrig gebliebenen Anschauungen. Jede Tochter eines Frohnherrn bekam bei ihrer Verheirathung mehrere meistens weibliche Leibeigene mit; da nun das Volk sich bis heute als dem Zaren persönlich vollkommen zugehörig betrachtet, so fand die Nachricht, dass junge Mädchen für die Mitgift der Kaisertochter ausgewählt werden sollten, einen vorbereiteten Boden.

Was die Aushebung von Frauen anbetrifft, so lassen sich dieselben meistens auf Aufforderungen von Seiten der Regierung zurückführen, durch welche die Frauen der nach Sibirien Verbannten ersucht werden, sich unter Gewährung verschiedener Vortheile zu ihren Männern zu begeben.

Anm. d. Ueb.

Ankunft des heiligen Nikolaus, des Lieblingsheiligen der russischen Bauern; aber Stunde auf Stunde verrann und er erschien nicht. Endlich fingen gegen Sonnenaufgang einige der weniger aufgeregten Zuschauer an nach Hause zurückzukehren, und die aus dem Nachbarort Gekommenen bemerkten zu ihrem Schrecken, dass während ihrer Abwesenheit sämtliche Pferde gestohlen worden waren! Sogleich erhob sich ein grosses Geschrei und die Bauern durchsuchten die Gegend nach allen Richtungen hin, um der falschen St. Barbara und ihren Mitschuldigen auf die Spur zu kommen, doch das gestohlene Gut erhielten sie nie zurück. „Und das geschah ihnen ganz recht, den Dummköpfen!“ fügte die Berichterstatterin hinzu, die selbst zufällig nicht mit angeführt wurde, weil sie an jenem Tage abwesend gewesen war.

Es muss billiger Weise hinzugefügt werden, dass die russischen Bauern, obschon dieselben in einiger Hinsicht äusserst leichtgläubig sind und, wie alle Welt, gelegentlich vom Schrecken gepackt werden, wirklicher Gefahr gegenüber keineswegs ängstlicher Natur sind. Alle, die sie im Feuer gesehen haben, werden dieses bereitwillig bestätigen. Ich für meinen Theil habe dieselben nur bei nichtmilitärischen Gefahren beobachten können und dabei häufig ihre vollkommene Kaltblütigkeit bewundert. Sogar eine Epidemie beunruhigt sie erst, wenn dieselbe einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht hat. Ich hatte einmal gute Gelegenheit, dieses an Bord eines grossen Wolgadampfers zu beobachten. Es war an einem schwülen Tage im Anfang des Herbstes 1872. Da Jedermann wusste, dass im ganzen Lande die asiatische Cholera stark verbreitet war, so unterliessen es alle vorsichtigen Leute, viele rohe Früchte zu geniessen, aber russische Bauern sind gewöhnlich nicht vorsichtig und ich bemerkte, dass die an Bord Befindlichen rohe Gurken und Wassermelonen in grossen Mengen vertilgten. Dieser Unklugheit folgte bald die natürliche Strafe. Ich enthalte mich der Beschreibung der nun folgenden Szene, doch kann ich erwähnen, dass den von der Seuche Befallenen von Seiten der Uebrigen alle mögliche Hülfe geleistet wurde. Hätte sich nichts Unvorhergesehenes ereignet, so wären wir am nächsten Morgen in Kasan angekommen und im Stande gewesen, die Kranken in das dortige Krankenhaus abzugeben; aber da der Fluss wenig Wasser hatte, so mussten wir für die Nacht vor Anker gehen, und am nächsten

Morgen liefen wir auf und sassen fest. Wir mussten geduldig still liegen, bis ein kleinerer Dampfer in Sicht kam. Während der ganzen Zeit war auch nicht die leiseste Spur von Panik zu bemerken, und als der kleine Dampfer an unserer Breitseite anlegte, so entstand kein wildes Drängen, um von dem angesteckten Schiffe hinweg zu kommen, obgleich ein Jeder sah, dass nur ein kleiner Theil der Passagiere aufgenommen werden konnte. Die zufällig in der Nähe der Uebergangstreppe Befindlichen gingen ruhig auf den kleinen Dampfer hinüber und die minder Glücklichen blieben geduldig zurück, bis zufällig ein anderer Dampfer vorbeifuhr.

Die alte Anschauung, dass Krankheiten durch Zauberei und ähnliche Mittel geheilt werden können, verschwindet jetzt mehr und mehr. Die Semstwo (das ist die neue lokale Selbstverwaltung) hat dazu nicht wenig beigetragen, indem sie es dem Volke möglich machte, sich besseren ärztlichen Beistand zu verschaffen.

In allen oder fast in allen Städten gibt es öffentliche Krankenhäuser, die sich in sehr befriedigendem Zustande befinden, oder doch wenigstens einem Laienauge als sehr gut eingerichtet erscheinen. In vielen derselben wird der ständige Arzt täglich von einer Menge Bauern belagert, die von fern und nah herbeikommen, um sich Rath und Medizin zu erbitten. Ausserdem hat man in einigen Provinzen in den grösseren Dörfern Feldscheerer eingesetzt und die Aerzte machen häufig Inspektionsreisen. Die Aerzte sind gewöhnlich ganz gebildete Leute, die für nicht sehr beträchtlichen Lohn eine beträchtliche Menge Arbeit verrichten.

Ueber die Irrenhäuser, welche gewöhnlich mit grösseren Krankenhäusern verbunden sind, kann ich nicht so Günstiges berichten. Einige derselben, wie z. B. das grosse Zentralasyl für Wahnsinnige bei Kasan, bieten allerdings Alles, was nur gewünscht werden kann, aber andere sind schlecht konstruirt und schrecklich überfüllt. Das eine oder andere der von mir besuchten schienen mir nach sehr patriarchalischen Grundsätzen geleitet zu werden, wie folgender Vorfall erläutern mag.

Ich hatte ein grosses Krankenhaus besichtigt und darin so lange verweilt, dass es schon dunkel geworden war, als ich das anstossende Irrenhaus erreichte. Da ich an den Fenstern kein

Licht bemerkte, schlug ich meinem Begleiter, der einer der Inspektoren war, vor, unsern Besuch auf den nächsten Morgen zu verschieben, aber er versicherte mir, dass die Lichter, nach der Vorschrift, erst viel später ausgelöscht werden müssten und dass uns also Nichts hindere, sogleich einzutreten. Gab es kein gesetzliches Verbot, so fanden wir doch ein physisches Hinderniss in der Form einer grossen hölzernen Thüre vor, und alle, unsere Anstrengungen, die Aufmerksamkeit des Thürstehers oder irgend eines anderen Bewohners des Hauses zu erregen, blieben erfolglos. Endlich, nach vielem Klingeln, Klopfen und Rufen, frug eine Stimme von innen, wer wir seien und was wir wollten. Eine kurze, nicht gerade sehr liebenswürdig gehaltene Antwort meines Begleiters hatte zur Folge, dass die Riegel klapperten und die Thüre mit einer ganz erstaunlichen Geschwindigkeit geöffnet wurde.

Wir sahen vor uns einen alten Mann mit langem, aufgelöstem Haare, der, nach seinem Aeussern zu schliessen, einer der Wahnsinnigen hätte sein können. Er verbeugte sich ehrerbietigst und murmelte viele Entschuldigungen. Nachdem wir uns durch einen langen, dunklen Korridor hindurch getastet hatten, kamen wir in ein noch dunkleres Zimmer, dann wurde die Thüre hinter uns zugemacht und abgeschlossen. Als sich der Schlüssel in dem rostigen Schlosse drehte, ertönte ein wilder Schrei des Entsetzens durch die Dunkelheit. Dann kam ein Gekreische, dann ein Heulen und darauf mancherlei Töne, für welche unsere Sprache keine Benennungen hat; das Ganze vereinigte sich zu einer grässlichen Disharmonie, die an den schrecklichsten Stellen in Dante's Hölle am Platze gewesen wäre. Ich konnte nicht einmal ahnen, welche Ursache diese entsetzlichen Wehklagen hervorrief. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich konnte deutlich wahrnehmen, dass weisse Gestalten im Zimmer hin und her wanderten. Darauf fühlte ich etwas neben mir stehen und dicht an meiner Schulter sah ich ein Paar Augen und langes wallendes Haar. Auf der andern Seite gleichfalls dicht an mir befand sich etwas, das einer Weibernachtmütze sehr ähnlich sah. Obgleich ich keineswegs aufgeregter Natur bin, so fühlte ich mich doch unbehaglich. In einem dunklen Zimmer mit einer unbestimmten Anzahl gereizter Irrsinnigen eingeschlossen zu sein, ist gewiss keine an-

genehme Lage. Wie lange meine Gefangenschaft dauerte, weiss ich nicht, wahrscheinlich nicht länger als 2 oder 3 Minuten, aber mir kam sie sehr lang vor. Endlich wurde Licht herbeigeschafft, und die ganze Sache klärte sich auf. Die Wächter hatten in der Erwartung, dass kein Inspektor zu so später Stunde erscheinen würde, die Lichter ausgelöscht und sich viel früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Das Oeffnen der Thür hatte eine der Insassinnen des Zimmers, in welchem wir uns befanden, aus dem Schlafe aufgeweckt und durch ihr hysterisches Geschrei waren die Anderen in Schrecken gejagt worden.

Durch den Einfluss von Asylen, Krankenhäusern und ähnlichen Instituten werden, wie ich schon sagte, die alten Anschauungen von Krankheiten verdrängt, aber die Snacharka findet noch ihre Beschäftigung. Der Umstand, dass man Snacharka und Feldscheer nebeneinander findet, ist sehr charakteristisch für die russische Zivilisation, die aus einem sonderbaren Gemisch von Produkten besteht, welche in sehr verschiedenen Perioden entstanden sind. Jemand, der dieselbe zu studiren unternimmt, würde zuweilen nicht weniger erstaunt sein, als etwa ein Naturforscher, der plötzlich neben einem modernen Preisschafe ein vorsündfluthliches Megatherion grasen sähe. Er würde die primitivsten Einrichtungen dicht neben den Erzeugnissen des neuesten französischen Doktrinismus antreffen und neben dem grössten Freidenkerthum den kindischsten Aberglauben. In dem einen Augenblicke wird er sich in die weite Vergangenheit zurückversetzt glauben und im nächsten kann er plötzlich auf einen Weg kommen, der aussieht, als führe er direkt in die unbekannte Zukunft.

Sechstes Kapitel.

Eine Bauernfamilie vom alten Schlage.

Iwan Petroff. — Seine Vergangenheit. — Genossenschaftliche Vereine. — Die Zusammensetzung eines bäuerlichen Hausstandes. — Das Uebergewicht der wirthschaftlichen Rücksichten gegenüber den verwandtschaftlichen. — Bauernheirathen. — Die Vortheile, in grossen Familien zu leben. — Die Mängel dieses Systems. — Familienauflösungen und ihre Folgen.

Meine Krankheit hatte wenigstens ein gutes Resultat. Sie brachte mich mit dem Feldscheer in Verbindung, und durch ihn machte ich nach meiner Genesung die Bekanntschaft mehrerer im Dorfe lebender Bauern. Der bei weitem interessanteste von diesen war ein alter Mann Namens Iwan Petroff.

Iwan musste etwa 60 Jahre zählen, aber er war noch stark und rüstig und stand im Rufe, in einer gegebenen Zeit mehr Gras mähen zu können, als irgend ein anderer Bauer im Dorfe. Sein Kopf würde für einen Porträtmaler eine interessante Studie gewesen sein. Wie bei den russischen Bauern üblich, trug er sein Haar in der Mitte gescheitelt; es ist möglich, dass dieser Brauch den religiösen Bildern seine Entstehung verdankt. Der lange, blonde, nur wenig in's Graue schimmernde Bart gab seinem Gesichte ein ehrwürdiges Ansehen, das jedoch durch ein sonderbares Zwinkern seiner Augen verringert wurde. Man wusste nicht recht, ob dieses Blinzeln auf Humor oder Schelmerei zurückzuführen war. Unter allen Umständen, ob er nun sein leichtes Sommergewand trug, oder seinen warmen Schafpelz, oder den langen, glänzenden, dunkelblauen, doppelbrüstigen Rock, der nur gelegentlich an Sonn- und Feiertagen hervorgeholt wurde, er machte stets den Eindruck eines wohlgenährten, anständigen,

wohlhabenden Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft; während seine unerschütterliche Ruhe und das Nichtvorhandensein von Unterwürfigkeit oder Rohheit in seinem Benehmen deutlich anzeigte, dass er nicht wenig ruhige tiefgewurzelte Selbstschätzung besass. Ein Fremder würde bei seinem Anblick leicht auf die Vermuthung gekommen sein, dass er den Dorfältesten vor sich habe, aber in Wirklichkeit war Iwan ein einfaches Mitglied der Gemeinde, wie sein Nachbar, der arme Sachar Leschkow, der nie eine Gelegenheit versäumte, sich zu betrinken, der stets in Schulden und in Bedrängniss lebte und im Ganzen genommen einen mehr als zweifelhaften Ruf besass. Iwan war allerdings vor einigen Jahren Dorfältester gewesen. Als er gegen seinen eigenen Wunsch von der Gemeindeversammlung gewählt worden war, hatte er ruhig gesagt: „Ganz gut, Kinder; ich will meine drei Jahre abdienen!“ und als nach Ablauf dieser Zeit die Versammlung ihn wiedererwählen wollte, hatte er bestimmt geantwortet: „Nein, Kinder; ich habe meine Zeit gedient, es muss jetzt einer an die Reihe, der jünger ist und mehr Zeit hat. Da ist Peter Alexejew, ein guter Kamerad und dabei rechtschaffen: wählt ihn!“ Und die Versammlung erwählte den bezeichneten Bauern, denn, obgleich Iwan ein einfaches Glied der Gemeinde war, so hatte er doch mehr Einfluss in Gemeindeangelegenheiten, als irgend ein halbes Dutzend anderer Mitglieder zusammen. Kein ernster Beschluss wurde ohne seinen Rath gefasst und es war notorisch wenigstens einmal vorgekommen, dass die Gemeindeversammlung die Verhandlungen um eine Woche aufgeschoben hatte, weil Iwan zufällig auf einer Reise nach Petersburg begriffen war.

Kein Ausländer, der zufällig mit Iwan zusammen kam, würde je auch nur für einen Augenblick vermuthet haben, dass dieser grosse Mann von ruhigem befehlenden Aeussern während des grössten Theiles seines Lebens Leibeigener gewesen war. Und ein Leibeigener war er gewesen von seiner Geburt an bis zu seinem vierzigsten Jahre, nicht einfach ein Leibeigener des Staates, sondern eines Gutsbesitzers, der meistens auf seinem Besitzthum gewohnt hatte. Vierzig Jahre seines Lebens hindurch war er von dem eigenmächtigen Willen eines Herrn abhängig gewesen, der die gesetzliche Macht hatte, ihn so oft und so streng, als es ihm geeignet erschien, peitschen zu lassen. In

Wirklichkeit war er indess nie einer Körperstrafe unterworfen worden, denn der Gutsbesitzer war, obschon in mancher Hinsicht streng, doch ein gerechter und einsichtsvoller Herr gewesen.

Iwan's offenes, kluges Gesicht hatte schon frühzeitig des Herrn Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und es war beschlossen worden, ihn ein Handwerk erlernen zu lassen. Er wurde deshalb nach Moskau geschickt und bei einem Zimmermann in die Lehre gegeben. Nach einer vierjährigen Lehrzeit war er nicht nur im Stande, sich selbst zu ernähren, sondern auch den Haushalt bei der Erschwingung der Steuern zu unterstützen und seinem Herrn alljährlich eine bestimmte Summe zu zahlen, zuerst zehn, dann zwanzig, dann dreissig und schliesslich einige Jahre lang vor der Befreiung (i. J. 1861) siebzig Rubel, das heisst siebzig alte Papier-Rubel oder etwa zwanzig Rubel „Silber“, wie die neuen Papier-Rubel gewöhnlich genannt werden. Für diese jährlich zu zahlende Summe konnte er nach eigenem Gutdünken arbeiten und wandern, wie er Lust hatte, und einige Jahre hindurch hatte er von dieser bedingungsweisen Freiheit reichlich Gebrauch gemacht. Es ist mir nie gelungen, einen chronologischen Bericht über seine Reisen aus ihm heraus zu bekommen, aber aus seinen gelegentlichen Bemerkungen konnte ich entnehmen, dass er einen grossen Theil des europäischen Russland durchwandert hatte. Augenscheinlich war er in seiner Jugend ein geriebener Geschäftsmann gewesen und hatte sich keineswegs auf sein eigentliches Handwerk beschränkt. Einmal hatte er ein Floss von Wetluga nach Astrachan — die Entfernung beträgt ungefähr 3000 Werst — bringen helfen. Ein ander Mal war er in Archangel und Onéga an den Küsten des weissen Meeres beschäftigt gewesen. St. Petersburg und Moskau waren ihm wohl bekannt und auch Odessa hatte er wenigstens einmal besucht. Die Art seiner Beschäftigung auf diesen Streifzügen konnte ich nicht feststellen; denn bei all seiner Offenheit war er in Bezug auf seine Handelsgeschäfte ausserordentlich schweigsam. Auf alle meine Anfragen über diesen Gegenstand antwortete er ausweichend: „Ljessnoje djälo“, das heisst „Holzgeschäft“ und daraus schloss ich, dass er sich hauptsächlich mit Holzhandel beschäftigt habe. Es war auch bekannt, dass er noch jetzt, obschon er kein regelrechter Handelsmann mehr war, jedes

Stückchen Wald kaufte, das in der Nähe zu einem nicht zu hohen Preise zu haben war. Die Verschlossenheit über Handelsgeschäfte hatte er wahrscheinlich von Geschäftsleuten von Beruf gelernt, die über ihren eigenen Handel stets sehr verschwiegen sind.

Während dieser ganzen nomadischen Periode seines Lebens hatte Iwan seine Verbindung mit seiner Heimath oder mit dem Landleben niemals gelöst. Als er etwa 20 Jahre alt war, hatte er mehrere Monate zu Hause zugebracht und an der Feldarbeit Theil genommen; er heirathete in demselben Jahre ein starkes, gesundes Mädchen, das seine Mutter für ihn ausgesucht und ihm ihres guten Charakters und ihrer physischen Kräfte wegen sehr empfohlen hatte. Nach der Ansicht von Iwan's Mutter war Schönheit ein Luxus, den nur Adelige und reiche Kaufleute sich gestatten könnten, und einfache Anmuth kam bei ihr erst in zweiter Linie in Betracht. Auch Iwan's Frau dachte so. Sie sei selbst nie anmuthig gewesen, pflegte sie zu sagen, aber sei ihrem Gatten eine gute Hausfrau geworden. Er habe sich auch nie über ihren Mangel an Schönheit beklagt und sei nie solchen nachgelaufen, die für hübsch galten. Wenn sie diese Meinung äusserte, so beugte sie sich erst nach vorn, richtete sich dann in die Höhe und pflegte schliesslich durch ein Seitwärtsnicken mit dem Kopfe ihre Behauptung zu bekräftigen. Dann blinzelten Iwan's helle Augen noch heller als gewöhnlich, und er fragte sie schelmisch, wie sie das wissen könne, er sei doch nicht immer zu Hause gewesen. Iwan pflegte auf diese Weise seine Frau zu ärgern, und stets nannte sie ihn dann eine „alte Vogelscheuche“, oder legte ihm einen ähnlichen Schmeichelnamen bei.

Vielleicht hatte indess Iwan's scherzhafte Bemerkung eine grössere Bedeutung, als seine Frau zugeben mochte, denn während der ersten Jahre ihres Ehelebens hatten sie sich wenig genug gesehen. Ein paar Tage nach der Hochzeit, wenn nach unserer Anschauung des Honigmonats Blüthezeit kommen sollte, war Iwan nach Moskau gegangen und hatte seine junge Frau der Obhut seiner Eltern überlassen. Die junge Frau sah das nicht als ein besonderes Unglück an, denn vielen ihrer Gefährtinnen war es ebenso ergangen, und nach der allgemeinen Ansicht in jener Gegend war in diesem Vorgange durchaus nichts

Ungewöhnliches. Bei russischen Bauernheirathen ist eben von Romantik und Sentimentalität wenig die Rede. Die Frau wird als eine Arbeitsgenossin, oder einfach als Arbeiterin angesehen und die Schwiegermutter lässt ihr sehr wenig Zeit, sich unnützem Kummer und zwecklosem Träumen hinzugeben.

Als sein Vater älter und schwächer wurde, musste Iwan häufiger und längere Zeit als bisher in seinem Geburtsorte verweilen, und als der alte Mann endlich arbeitsunfähig geworden war, schlug Iwan seinen ständigen Wohnsitz im Dorfe auf und übernahm die Leitung des Haushaltes. In der Zwischenzeit waren seine eigenen Kinder herangewachsen. Die Familie bestand, als ich sie kannte — ausser zwei Töchtern, die früh geheirathet hatten und bei ihren Schwiegereltern lebten — aus Iwan und seiner Frau, zwei Söhnen, drei Schwiegertöchtern und aus einer unbestimmten sich häufig ändernden Anzahl von Enkeln. Der Umstand, dass drei Schwiegertöchter, aber nur zwei Söhne vorhanden waren, wurde durch die allgemeine Wehrpflicht herbeigeführt; der jüngste Sohn war kurz nach seiner Verheirathung einberufen worden. Die beiden Uebrigen brachten nur einen kleinen Theil des Jahres zu Hause zu. Der Eine war Zimmermann und der Andere Maurer; beide wanderten im Lande umher, um Arbeit zu suchen, wie das auch der Vater in seinen jüngeren Jahren gethan hatte. Dabei war indess ein Unterschied vorhanden. Der Vater hatte immer einen Hang für Handelsgeschäfte gehabt und demgemäss gewöhnlich allein gelebt und auf eigene Faust Reisen unternommen. Die Söhne dagegen beschränkten sich auf ihrer Hände Arbeit und waren während der „Saison“ stets Mitglieder einer „Artel“.

Die Artel ist in ihren verschiedenen Formen eine merkwürdige Einrichtung. Diejenigen, zu welchen Iwan's Söhne gehörten, waren einfach zeitweilige, reisende Genossenschaften von Arbeitern, die den Sommer hindurch zusammen lebten, zusammen assen, zusammen arbeiteten und, nach Beendigung jeder einzelnen Arbeit, den Gewinn unter sich vertheilten. Das ist die ursprüngliche Form der Einrichtung, die man jetzt nicht mehr sehr häufig antrifft. Hier wie anderswo hat das Kapital seine Wirkung ausgeübt und jene Gleichheit, die unter den Mitgliedern einer Artel der oben beschriebenen Art besteht, zerstört. Anstatt sich zu zeitweiligen Vereinigungen zusammen zu

thun, treffen die Arbeiter jetzt meistens eine Abmachung mit einem Unternehmer, der etwas Kapital besitzt und ihnen einen bestimmten Monatslohn sichert. Diese Abmachung hat geringeres Risiko und geringeren Lohn zur Folge; wenn ein besonderer Gewinn bei der Arbeit erzielt wird, so fliesst er in die Tasche des Unternehmers als Ersatz für etwaige besondere Verluste, die ihn betreffen können. Eine sich in diesem Falle bildende Genossenschaft übernimmt höchstens die Anschaffung und Zubereitung von Nahrungsmitteln, und auch dieses wird sehr häufig dem Unternehmer überlassen.

In einigen der grösseren Städte gibt es Artele viel komplizirter Art, ständige Genossenschaften mit grossen Kapitalien, die für die Handlungen der einzelnen Mitglieder solidarisch haftbar sind. Die hervorragendste Vereinigung dieser Gattung bilden zweifellos die Börsen-Artele.

Die Mitglieder derselben haben allenthalben Gelegenheit zu Unredlichkeiten; man betraut sie häufig mit dem Bewachen oder dem Transport sehr bedeutender Summen; aber der Bankier braucht Nichts zu fürchten, weil er weiss, dass, falls eine Unterschlagung stattfindet, die Artel dafür aufkommen wird. Unredlichkeiten kommen indess selten oder nie vor, und diese Thatsache ist keineswegs so aussergewöhnlich, wie manche Leute annehmen. Da die Artel für jedes einzelne Mitglied verantwortlich ist, so werden neue Mitglieder mit grosser Sorgfalt ausgewählt, und ein bereits Aufgenommener wird eifrig bewacht und nicht nur von den dazu bestimmten Vorstehern etc., sondern auch durch seine Gefährten, sobald dieselben Gelegenheit haben, ihn zu beobachten. Wenn er anfängt, mehr als gewöhnlich auszugeben oder seine Pflichten vernachlässigt — obgleich sein Arbeitgeber davon vielleicht noch keine Ahnung hat — so schöpfen seine Genossen sogleich Verdacht, es erfolgt eine Untersuchung, die mit sofortigem Ausschluss endet, wenn sich der Verdacht als begründet erwiesen hat. Gegenseitige Verantwortlichkeit hat mit einem Worte, ein sehr wirksames System gegenseitiger Ueberwachung zur Folge. Könnten nicht einige unserer Arbeitgeber, die so laut über die Nachlässigkeit und Unredlichkeit ihrer Angestellten klagen, praktischen Nutzen aus dieser Thatsache ziehen?

Von Iwan's beiden Söhnen besuchte der Zimmermann seine

Familie nur gelegentlich und auf unbestimmte Zeit; der andere dagegen brachte, weil er als Maurer bei kaltem Wetter nicht arbeiten konnte, die Wintermonate zu Hause zu. Beide lieferten einen grossen Theil ihrer Einnahmen an den Familienschatz ab, über welchen ihr Vater unbeschränkt verfügte. Wenn derselbe eine grosse Ausgabe zu machen wünschte, so berieth er sich stets mit seinen Söhnen; aber da er ein kluger, einsichtsvoller Mann war, und die Achtung und das Vertrauen der Familie genoss, so stiess er nie auf schroffen Widerstand. Alle Feldarbeit wurde von ihm unter Beihülfe seiner Schwiegertöchter ausgeführt; nur zur Erntezeit nahm er einen oder zwei Tagelöhner zur Hülfe.

Iwan's Hauswesen konnte recht gut als Muster einer russischen Bauernfamilie vom alten Schlage gelten. Vor der Befreiung von der Leibeigenschaft im Jahre 1861 gab es viele derartige Haushaltungen, deren Glieder dreien Generationen angehörten. Diese Familienglieder, jung und alt, lebten in patriarchalischer Weise zusammen unter der Leitung und Aufsicht des Hausherrn, den man „Chasjáin“, d. i. „Verwalter“, nannte. In einigen Landstrichen findet man dafür die Bezeichnung „Bolschák“, welche buchstäblich der „Grosse, Starke“ bedeutet. In der Regel wurde diese wichtige Stellung vom Grossvater eingenommen, oder, wenn dieser gestorben war, von seinem ältesten Bruder; aber diese Regel wurde nicht sehr strenge eingehalten. Wenn z. B. der Grossvater kraftlos wurde, oder der älteste Bruder in Folge unordentlicher Lebensart oder aus irgend einem anderen Grunde sich als untauglich erwies, so wurde diese Würdestellung von einem anderen Gliede der Familie eventuell auch von einer Frau eingenommen, wenn dieselbe eine gute Wirthschafterin war und in der Familie den grössten moralischen Einfluss besass. Die Beziehungen zwischen dem Haupt des Hauswesens und den anderen Mitgliedern hingen vom Herkommen und von den persönlichen Charakteren ab und gestalteten sich deshalb in verschiedenen Familien sehr verschieden. Wenn der „Grosse“ ein einsichtsvoller Mann und entschieden, energischen Charakters war, wie mein Freund Iwan, so herrschte wahrscheinlich vollkommene Disziplin im Hause — mit Ausschluss etwa der weiblichen Zungen, die bekanntlich nicht leicht und oft nicht einmal durch ihre Inhaberinnen zum Stillstand gebracht werden können; aber

es kam sehr häufig vor, dass der „Grosse“ sich nicht ganz für seinen Posten eignete und in diesem Falle waren endlose Zänkereien und kleine Scharmützel unvermeidlich. Diese Streitigkeiten wurden gewöhnlich von den weiblichen Mitgliedern der Haushaltung hervorgerufen und genährt — diese Thatsache wird nicht sonderbar erscheinen, wenn wir bedenken, wie schwierig es für mehrere Schwägerinnen sein muss, mit ihren Kindern und einer Schwiegermutter in den Räumen eines einzigen Bauernhauses zusammen zu leben. Die Klagen der jungen Frau, welcher von ihrer Schwiegermutter alle harte Arbeit aufgebürdet wird, bilden deshalb ein beliebtes Motiv in der volksthümlichen Dichtkunst.

Das Haus mit allen Nebengebäuden, das Vieh, die Ackergeräthschaften, das Getreide und andere Produkte, das durch den Verkauf dieser Produkte erlöste Geld, mit einem Worte, das Haus und beinahe Alles, was es enthielt, war das gemeinschaftliche Eigenthum der Familie. Es wurde also von keinem der Mitglieder etwas gekauft oder verkauft, nicht einmal von dem Grossen selbst, wenn er nicht ein ungewöhnlich hohes Ansehen besass, ohne die ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der übrigen erwachsenen männlichen Mitglieder, und alles verdiente Geld ging in die allgemeine Kasse. Verliess einer der Söhne das Haus, um anderswo zu arbeiten, so erwartete man von ihm, dass er seinen ganzen Lohn, mit Ausnahme dessen, was er für Nahrung, Wohnung und andere nothwendige Ausgaben bedurfte, nach Hause bringe oder sende, und wenn er das Wort „nothwendig“ in zu weitem Sinne auffasste, so hatte er bei seiner Rückkehr unsanfte Vorwürfe zu gewärtigen. Während seiner Abwesenheit, die ein oder mehrere Jahre dauern konnte, blieben sein Weib und seine Kinder im Hause wie bisher; das von ihm verdiente Geld wurde wahrscheinlich zur Zahlung der Steuern mitverwendet.

Die bäuerliche Haushaltung vom alten Schlage ist also eine primitive Arbeitsgenossenschaft, bei welcher die Mitglieder Alles gemeinsam haben, und es ist wohl beachtenswerth, dass der Bauer dieselbe als solche und weniger als Familie ansah. Dieses geht aus der gebräuchlichen Terminologie und aus dem Erbschaftsgesetze hervor. Der Hausherr wird nicht durch irgend ein Wort, das etwa dem „pater familias“ entspräche, bezeichnet, sondern man nennt ihn, wie schon gesagt „Chasjain“ oder Ver-

walter. Dieses Wort wird in gleicher Weise auf einen Pächter, Ladenbesitzer oder den Vorstand eines industriellen Unternehmens angewendet und weist gar nicht auf Blutsverwandtschaft hin.

Das Erbschaftsgesetz lässt sich ebenfalls auf diese Anschauung zurückführen. Wenn ein Hauswesen aufgelöst wird, so wird bei der Vertheilung des Eigenthums der Grad der Blutsverwandtschaft nicht in Betracht gezogen. Alle erwachsenen männlichen Mitglieder haben gleichen Antheil. Uneheliche sowie adoptirte Söhne geniessen, wenn sie ihren Antheil an der Arbeit beigetragen haben, dieselben Rechte, wie die ehelich geborenen Söhne. Eine verheirathete Tochter dagegen, die als zu der Familie ihres Ehegatten gehörig betrachtet wird, sowie ein Sohn, welcher sich vorher von dem Hauswesen getrennt hat, werden von dem Erbrechte ausgeschlossen. Streng genommen gibt es weder Erbfolge noch Erbschaften, ausgenommen etwa mit Bezug auf Kleidungsstücke und ähnliche kleine persönliche Habseligkeiten. Das Haus, mit Allem, was es enthält, gehört nicht dem Chasjáin, sondern der kleinen Hausgenossenschaft; und folglich erben die Mitglieder derselben nicht, wenn der Chasjáin stirbt und das Hauswesen aufgelöst wird, sondern sie kommen in den persönlichen Besitz dessen, was ihnen bisher gemeinsam gehört hatte. Es gibt also eigentlich keine Erbschaft und keine Erbfolge, sondern einfach Auflösung und Vertheilung des Eigenthums unter den Mitgliedern. Das geschriebene Erbschaftsgesetz setzt persönliches Eigenthum voraus und ist im Bauernstande ganz unbekannt und bei ihrer Lebensart auch gar nicht anwendbar. Auf diese Weise ist ein grosser und höchst wichtiger Abschnitt des bürgerlichen Gesetzbuches Nichts als ein todter Buchstabe für vier Fünftel der Bevölkerung.

Dieses Vorherrschen der praktisch-wirthschaftlichen Rücksichten zeigt sich ebenfalls bei der Art und Weise, wie Heirathen in diesen grossen Familien geschlossen werden.

Der russische Bauernstand ist, als eine Klasse betrachtet, in jeder Hinsicht ausserordentlich praktisch, sein Sinn ist stets auf das Thatsächliche gerichtet und ganz und gar nicht geneigt, sich schwärmerischen Empfindeleien irgend welcher Art hinzugeben. Der russische Bauer hat wenig oder gar nichts in seinem Wesen, was man das „Hermann und Dorothea-Element“ nennen könnte, und weiss demgemäss sehr wenig von den sentimental-

romantischen Ideen, die wir meistens mit den einleitenden Schritten zum Ehestand zu verbinden gewöhnt sind. Diese Thatsache ist allen, die den russischen Bauernstand studirt haben, so geläufig, dass sogar diejenigen, welche sich bemühten, das Bauernleben zu idealisiren, sich selten getraut haben, ihre Erzählung auf eine sentimentale Liebesgeschichte aufzubauen. Diese allgemeinen Bemerkungen schalte ich hier ein, um das, was ich über Bauernheirathen zu sagen habe, verständlicher zu machen.

Die ursprüngliche Form des Ackerbaubetriebes in Russland verlangte, als eine Arbeitseinheit, einen Mann, eine Frau und ein Pferd. Sobald daher ein Knabe ein vollwichtiger Arbeiter geworden ist, muss er mit den beiden Nebenwesen, die zur Bildung der Arbeitseinheit nothwendig sind, versehen werden. Es ist Sache des Hausherrn, entweder durch Kauf oder das Grossziehen eines Füllens ein Pferd zu beschaffen; eine Frau für den Jüngling zu finden ist dagegen die Pflicht der weiblichen „Grossen“ (bolschúcha). Und die Hauptrücksichten, welche die Wahl bestimmen, sind in beiden Fällen die nämlichen. Vorsichtige Hausverwalter dürfen sich nicht durch glänzende Pferde und schöne Bräute bestechen lassen; sie suchen nicht Schönheit, sondern physische Kräfte und Arbeitstüchtigkeit. Wenn der Jüngling das achtzehnte Jahr erreicht hat, so wird ihm mitgetheilt, dass er nun heirathen müsse, und ist er damit einverstanden, so werden sofort Unterhandlungen mit den Eltern eines geeigneten jungen Mädchens angeknüpft. In den grösseren Dörfern werden die Verhandlungen zuweilen von alten Weibern, Sswachi genannt, theilweise übernommen, die sich speziell mit dieser Art Vermittelung beschäftigen; aber sehr häufig übernimmt es irgend ein gemeinsamer Freund der beiden Familien, die Sache in Ordnung zu bringen. Natürlich muss darauf Rücksicht genommen werden, dass kein gesetzliches Hinderniss der Heirath im Wege steht, und diese hindernden Umstände sind in einem kleinen Dorfe, in dem die Einwohner fortwährend untereinander geheirathet haben, nicht immer leicht zu vermeiden. Nach dem russischen Kirchengesetze ist nicht nur eine Heirath zwischen Geschwisterkindern ungesetzlich, sondern Schwägerschaft wird der Blutsverwandtschaft gleich geachtet — das heisst also: eine Schwiegermutter und eine Schwägerin werden als Mutter

und als Schwester betrachtet — und sogar die eingebildete Verwandtschaft, die durch das Zusammenstehen beim Taufstein als Pathe und Gothe entsteht, wird gesetzlich anerkannt. Sind alle Vorverhandlungen glücklich beendet, so findet die Heirath statt und der Bräutigam führt seine Braut in das Haus, zu dem er gehört. Sie bringt ausser ihrer Ausstattung keine Mitgift mit, aber sie besitzt ein Paar guter, starker Arme und bereichert dadurch die Familie, die nun auch die ihrige wird. Es kommt natürlich gelegentlich vor — denn die menschliche Natur ist im Grunde dieselbe — dass ein junger Bauer sich in eine seiner früheren Spielgefährtinnen verliebt und seinen kleinen Roman am Altar zu einem glücklichen Abschluss bringt; aber solche Fälle sind sehr selten, und deshalb kann man als Regel annehmen, dass Heirathen bei den russischen Bauern eher unter dem Einfluss wirthschaftlicher als Gefühlsrücksichten geschlossen werden.

Die Sitte, in grossen Familien zu leben, bringt manche unläugbare wirthschaftliche Vorthelle. Wir Alle kennen die erbauliche Fabel von dem sterbenden Greise, der seinen Söhnen an einem Stückchen Flechtwerk die Vorthelle des Zusammenlebens und der gegenseitigen Unterstützung klar machte. In gewöhnlichen Zeiten sind die Ausgaben für einen grossen Hausstand von zehn Köpfen beträchtlich geringer, als die Kosten für zwei getrennte Haushaltungen von je fünf Personen, und wenn „trübe Tage“ kommen, so kann eine grosse Familie Schicksalsschläge viel eher aushalten, als eine kleine. Das sind Grundsätze, die überall anerkannt und theilweise angewendet werden; im russischen Bauernstande haben dieselben indess eine ganz besondere Macht. Jeder erwachsene Bauer besitzt, wie ich später erklären werde, einen Theil des Gemeindelandes, doch ist dieser Antheil nicht hinreichend, um seine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch zu nehmen. Ein Ehepaar kann bequem zwei Antheile bebauen, wenigstens in solchen Provinzen, wo Land nicht gerade in überreichem Maasse vorhanden ist. Wenn nun ein Hauswesen aus zwei Ehepaaren besteht, so kann der eine Mann anderswo arbeiten, um Geld zu verdienen, während der andere mit seiner Frau und seiner Schwägerin die beiden Landantheile zusammen bestellt. Besteht hingegen ein Haushalt aus nur einem Ehepaare und seinen Kindern, so muss entweder der Mann zu

Hause bleiben, in welchem Falle er vielleicht Schwierigkeiten hat, sich stets zu beschäftigen, oder er muss das Dorf verlassen und die Bearbeitung seines Landantheiles seiner Frau anvertrauen, die einen grossen Theil ihrer Zeit auf häusliche Verrichtungen verwenden muss.

Zur Zeit der Leibeigenschaft sahen die Grundbesitzer diese und ähnliche Vorthelle sehr wohl ein und zwangen ihre Leibeigenen, in grossen Familien zusammen zu wohnen. Keine Familie konnte ohne des Grundherrn Einwilligung aufgelöst werden und diese Zustimmung war nicht leicht zu erlangen, falls nicht etwa die Familie abnorme Dimensionen angenommen hatte oder durch häusliche Uneinigkeit fortwährend gestört wurde. Bei den Heirathsangelegenheiten der Leibeigenen übte gleichfalls die Mehrzahl der Eigenthümer systematisch eine gewisse Aufsicht aus, die nicht gerade aus einer kleinlichen oder indiskreten Ansicht hervorgegangen zu sein brauchte, denn ihre materiellen Interessen wurden dadurch empfindlich berührt. Ein Grundherr würde z. B. der Tochter eines seiner Hörigen nicht erlaubt haben, den Leibeigenen eines andern Herrn zu heirathen, weil er dadurch eine Arbeiterin verloren hätte, wenn nicht eine Entschädigung geleistet wurde. Diese Entschädigung konnte in einer Summe Geldes bestehen oder die Sache konnte nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit ausgeglichen werden, indem der Herr des Bräutigams einer seiner weiblichen Hörigen gestattete, einen dem Herrn der Braut gehörenden Leibeigenen zu heirathen. So sehr auch das Leben in grossen Familien vom wirthschaftlichen Standpunkte aus vortheilhaft erscheinen mag, so hat es doch sowohl theoretisch als praktisch bedeutende Mängel.

Dass Familien, welche durch Bande der Blutsverwandtschaft und der Heirath zusammengehören, leicht in Harmonie zusammenleben können, ist einer jener sozialen Fundamentalsätze, die allgemein angenommen, jedoch von Niemand geglaubt werden. Wir Alle wissen aus eigener oder fremder Erfahrung, dass die freundlichen Beziehungen zweier derartiger Familien schon durch das nahe Zusammenliegen der Wohnungen stark gefährdet werden. In derselben Strasse zu leben, ist nicht rathsam, nebeneinander liegende Häuser zu bewohnen, ist entschieden gefährlich; und unter demselben Dache zu wohnen, wird bestimmt für eine längere Freundschaft verhängnissvoll. Beide Theile können von den

besten Absichten beseelt sein, und die Einrichtung mag von überströmenden Versicherungen ewiger Zuneigung, wobei stets eine staunenswerthe Aehnlichkeit der Anschauungen entdeckt wird, eingeleitet werden; aber weder ähnliche Anschauungen, Zuneigung, noch gute Absichten können der beständigen Reibung und gelegentlichen Seitenbemerkungen, die unvermeidlich erfolgen, Stand halten. Nun muss der Leser sich vorstellen, dass russische Bauern, obschon sie in Schaffelle gekleidet gehen, menschliche Wesen sind, wie wir selbst. Obschon man sie häufig als Abstrakta darstellt, nämlich als Zahlen in einer statistischen Tabelle, oder als Punkte bei einer graphischen Darstellung, so besitzen sie doch in Wirklichkeit „Organe, Sinne, Neigungen, Leidenschaften“. Wenn nicht genau „genährt mit derselben Nahrung“, so werden sie doch mit denselben Waffen verwundet, sind denselben Krankheiten unterworfen, werden mit denselben Mitteln geheilt und empfinden, wie wir, alle Unannehmlichkeiten. Und diejenigen, welche in grossen Familien leben, sind einer Art Prüfung unterworfen, von der die meisten von uns keine Ahnung haben. Die Familien, die zu einem grossen Hauswesen gehören, leben nicht nur zusammen, sondern haben fast alle Dinge gemeinsam. Jedes Mitglied arbeitet, nicht für sich, sondern für den Haushalt, und sein ganzer Verdienst fällt dem Familienschatz zu. Das Verhältniss führt fast unvermeidlich entweder zu beständigen Zwistigkeiten, oder die Ordnung wird durch mächtige Haustyrannie, die unendlich schlimmer als Leibeigenschaft ist, aufrecht erhalten.

Als die Macht der Gutsherren im Jahre 1861 abgeschafft wurde, war es deshalb ganz natürlich, dass fast alle grossen Bauernfamilien sich auflösten. Die Willkürherrschaft des „Chasjain“ war auf das unumschränkte Regiment des Grundbesitzers gegründet und wurde von ihm gestützt, daher fielen beide natürlich gleichzeitig. Solche Hauswesen wie das unseres Freundes Iwan sind nur in Ausnahmefällen erhalten geblieben, wo der Hausherr zufällig einen ungewöhnlich grossen moralischen Einfluss über die anderen Mitglieder ausübte.

Dieser Wechsel hat ohne Frage schädlich auf das materielle Wohlergehen des Bauernstandes gewirkt, aber ihre Häuslichkeit muss sich bedeutend angenehmer gestaltet haben, und das Ganze kann kaum verfehlen, gute moralische Resultate hervorzubringen.

Gegenwärtig sind jedoch die üblen Folgen noch vorwiegend. Jeder verheirathete Bauer strebt nach einem eigenen Hause, und viele von ihnen sind, um die nöthigen Ausgaben zu bestreiten, gezwungen gewesen, Geld aufzunehmen. Das ist eine sehr ernste Sache. Sogar, wenn die Bauern Kapital zu fünf und sechs Prozent erhalten könnten, würde die Stellung der Schuldner schlimm genug sein, aber sie ist in Wirklichkeit viel schlimmer, denn die Dorfwucherer halten 20 oder 25 Prozent Zinsen für eine gar nicht ausserordentliche Forderung. Auf diese Weise hat der Bauer, der Schulden eingeht, auch bei gewöhnlichen Zeiten einen harten Kampf, die Zinsen zu bezahlen; wird er jedoch von einem Unglück betroffen — wenn z. B. die Ernte schlecht ausfällt, oder sein Pferd gestohlen wird — so kommt er in schreckliche Geldverlegenheiten. So habe ich Bauern, die weder der Trunksucht noch anderen Lasten besonders zugethan waren, zu einem hülflosen Zustande von Zahlungsunfähigkeit herabsinken sehen. Zum Glück für solche zahlungsunfähige Schuldner werden sie vom Gesetz mit äusserster Milde behandelt. Ihr Haus, ihr Antheil am Gemeinde-Acker, ihre Ackergeräthschaften, ihr Pferd, mit einem Worte, Alles, was zu ihrem Unterhalt nothwendig ist, kann nicht mit Beschlag belegt werden. Die Gemeinde kann dieselben jedoch körperlichen Strafen unterwerfen, wenn sie ihre Steuern nicht zahlen, und auch in mancher anderen Hinsicht ist die Lage eines Bauern, der nur durch das Gesetz gegen den äussersten Mangel geschützt wird, durchaus keine beneidenswerthe.

Siebentes Kapitel.

Der Bauernstand des nördlichen Russland.

Gemeindeland. — System des Feldbaues. — Festlichkeiten. — Das Fasten. — Winterbeschäftigungen. — Jährliche Wanderungen. — Hausindustrie. — Der Einfluss von Kapital und Unternehmungen en gros. — Die Reichsbauern. — Hausleibeigene und eigentliche Leibeigene. — Abgaben der Leibeigenen. — Buckle's Geschichte der Zivilisation. — „Leute, die böse Streiche spielen.“ — Der ferne Norden.

Iwanoffka kann recht gut als Norm der Dörfer in der nördlichen Hälfte des Landes angesehen werden. Eine kurze Beschreibung seiner Einwohner wird uns daher eine leidliche Kenntniss des Bauernstandes im Norden verschaffen.

In der Regel ist fast die ganze weibliche und etwa die Hälfte der männlichen Bevölkerung mit der Bebauung des Gemeindelandes beschäftigt, welches ungefähr 1400 Morgen eines etwas sandigen Bodens umfasst. Das urbare Land ist in drei grosse Felder eingetheilt, von denen jedes in lange, schmale Streifen zerfällt. Das erste Feld ist für Winterkorn bestimmt, das in der Form von Schwarzbrod die Hauptnahrung des Bauern bildet. Auf dem zweiten wird Hafer für die Pferde und der in der russischen Küche beliebte Buchweizen gezogen. Das dritte liegt brach und dient im Sommer als Viehweide.

Alle Dörfler dieser Gegend theilen ihr Land auf diese Weise ein, um dem dreijährigen Wechsel der Aussaat Rechnung zu tragen. Dieses dreijährliche System ist äusserst einfach. Das Feld, welches in einem Jahre zum Ziehen von Winterkorn gedient hat, wird im nächsten für Sommergetreide gebraucht und bleibt im dritten Jahre brach liegen. Bevor man es mit Winterkorn besät, muss das Feld in bestimmtem Maasse gedüngt werden. Jede Familie besitzt in beiden bebauten Feldern einen

oder mehrere der langen, schmalen Streifen, in welche dieselben eingetheilt sind.

Die russischen Bauern verleben ihr Jahr nach der Art einfacher Ackersleute, die in einem Lande wohnen, wo der Winter lang und streng ist. Die Feldarbeit beginnt im April mit dem Schmelzen des Schnee's. Die Natur hat mehrere Monate lang im Winterschlaf gelegen. Wenn sie nun aus ihrer Starrheit erwacht und den weissen Mantel abwirft, so bemüht sie sich, die verlorene Zeit wieder einzuholen. Kaum ist der Schnee verschwunden, so beginnt das frische, junge Gras zu spriessen, und sehr bald darauf fangen Sträucher und Bäume an Knospen zu treiben. Die Plötzlichkeit dieses Ueberganges vom Winter zum Frühjahr setzt den Bewohner eines gemässigten Klima's in Erstaunen.

Am St. Georg's Tage (23. April alten Stils, der bekanntlich jetzt 12 Tage hinter dem neuen zurück ist) soll das Vieh zum ersten Male ausgetrieben und vom Pfarrer mit Weihwasser besprengt werden. Das Vieh der russischen Bauern ist nie sehr fett, aber zu dieser Jahreszeit gewährt dasselbe einen jämmerlichen Anblick. Den Winter hindurch sind die Thiere in kleinen dumpfen Kuhställen eingepfercht gewesen und fast ausschliesslich mit Stroh gefüttert worden; werden sie nun aus ihrer Gefangenschaft erlöst, so sehen sie wie Schatten ihrer eigenen früheren abgezehrten Gestalten aus. Alle sind mager und schwach, manche lahm und einige können ohne Beihülfe nicht aufstehen.

Inzwischen erwarten die Bauern ungeduldig den Beginn der Feldarbeit. Sobald es möglich wird zu pflügen, fangen sie an, den Boden für das Sommerkorn vorzubereiten; diese Arbeit nimmt sie etwa bis Ende Mai in Anspruch. Darauf kommt die Arbeit des Düngerausfahrens und die Vorbereitung des Brachfeldes für das Winterkorn, die ungefähr bis St. Peter's Tag (29. Juni) dauert; dann beginnt allenthalben die Heuernte. Dieser folgt die geschäftigste Periode des Jahres, die Erntezeit. Von Mitte Juli — speziell vom St. Elias Tage an (20. Juli), wenn man den Heiligen in seinem Feuerwagen durch die Wolken rollen hört (so erklären die Bauern den Donner, der zu dieser Jahreszeit häufig gehört wird) — bis Ende August kann der Bauer Tag und Nacht sich mühen und wird dennoch kaum im Stande sein, alle Arbeit zu bewältigen. In wenig mehr als

vier Wochen muss er all sein Getreide, Roggen, Hafer und was er sonst noch im Frühjahr oder im vorhergegangenen Herbst gesät hat, schneiden und einheimsen, sowie ausserdem das Winterkorn für das kommende Jahr bestellen. Es geschieht zuweilen, dass Roggen und Hafer fast gleichzeitig reif werden, dadurch wird dann seine Lage noch mehr erschwert.

Zu dieser Zeit hat der Bauer, mag nun das Jahr ein günstiges oder ungünstiges sein, stets eine schwere Aufgabe, denn er ist selten im Stande, die nöthige Anzahl Arbeiter zu bezahlen und bleibt meist auf den Beistand seiner Frau und seiner Familie angewiesen; indess kann er zu dieser Jahreszeit recht wohl einige Wochen mit grosser Anstrengung arbeiten, da er die Aussicht hat, sich bald der Ruhe hingeben und von dem geernteten Ueberflusse pflegen zu können. Gegen Ende September ist die Feldarbeit beendet, und vom 1. Oktober an finden gewöhnlich die Gemeindefeste statt.

Zu einem echt russischen Gemeindefeste gehören unbedingt eine grosse Menge braga — eine Art selbstgebrauten Dünnbieres — und eine Unmasse pirogi, d. h. Pasteten. Auch Oel muss beschafft werden und ferner Kornbranntwein (wodka) und nicht zu wenig. Dann muss die grosse Stube der isbá (so nennt man ein Bauernhaus) ausgeräumt, die Diele gewaschen und Tisch und Bänke gescheuert werden. Am Vorabend des Festes brennt, während die pirogi gebacken werden, eine kleine Lampe vor dem Heiligenbilde in der einen Ecke des Zimmers und vielleicht sind ein oder zwei Gäste von weit her bereits angekommen, um den morgigen Tag ganz geniessen zu können.

Am Morgen des Festes beginnt die Feier mit einem lange währenden Gottesdienste in der Kirche, dem alle Gemeindeglieder in ihren besten Feierkleidern beiwohnen — nur die Hausfrauen ausgenommen, welche, um das Mittagessen zu bereiten, zu Hause bleiben müssen. Gegen 12 Uhr wird in jeder isbá für die Familie und ihre Freunde das Mittagsmahl aufgetragen.

In der Regel ist die Nahrung des russischen Bauern äusserst einfach, und Fleischspeisen kommen bei ihm selten vor, nicht etwa aus Neigung zum Vegetarianismus, sondern weil Rind-, Hammel- und Schweinefleisch zu kostspielig sind; aber an einem solchen Feiertage, wie die Kirmess, besteht das Mittagessen

immer aus einer Reihe von Gerichten. In dem Hause eines wohlhabenden Bauern gibt es dann nicht nur fette Kohlsuppe und kascha — eine aus Buchweizen oder anderem Getreide bereitete Grütze — sondern auch Schweine- und Hammelfleisch, vielleicht sogar Rinderbraten. Braga ist in unbeschränkter Menge zu haben, und mehr als einmal wird Wodka herumgereicht. Ist die Mahlzeit beendet, so erheben sich Alle zusammen, wenden sich zu dem Heiligenbilde in der Ecke und beugen und bekreuzigen sich mehrmals. Darauf sagen die Gäste dem Wirth: „Spasibo sa chláb sa ssol“, d. h. „Dank für Ihre Gastfreundschaft“, oder wörtlich „Dank für Brod und Salz“, und der Wirth antwortet: „Möge es Ihnen gefallen, wieder Platz zu nehmen, damit das Glück uns hold sei“, oder er schliesst seine Aufforderung mit einem Reimspruch, der etwa Folgendes besagt: „Setzen Sie sich, auf dass die Hennen brüten und die Küchlein und die Bienen sich vermehren!“ Alle kommen dieser Aufforderung nach, und dann macht der Wodka nochmals die Runde.

Nach dem Essen halten einige mit ihren Freunden ein Plauderstündchen, andere legen sich in einem schattigen Winkel schlafen, während sich Alles, was Fröhlichkeit liebt, auf dem Platze versammelt, wo das junge Volk singt, spielt und sich auf allerlei Weise ergötzt. Sobald die Sonne sich zum Horizonte neigt, wenden die ernsteren, ruhigeren Gäste ihre Schritte heimwärts, aber viele bleiben zum Abendessen, und je später es wird, desto deutlicher zeigen sich die Wirkungen des Wodka. Aus den Häusern hört man häufiger ausgelassenes Getobe, und viele Dorfbewohner und Gäste erscheinen auf der Strasse in verschiedenen Stadien von Trunkenheit. Einige unter ihnen schwören ihren Freunden ewige Treue, andere halten mit schlaffen Geberden und in unzusammenhängenden Lauten Ansprachen an unsichtbare Zuhörer; manche schwanken in thörichtem Selbstgenügen ziellos umher, bis sie in einem Zustande völliger Bewusstlosigkeit hinfallen. Dann bleiben sie ruhig liegen, bis etwa weniger betrunkene Freunde sie aufheben, oder, was wahrscheinlicher ist, bis sie von selbst am nächsten Morgen erwachen.

Als Ganzes betrachtet, ist eine Dorffestlichkeit in Russland eines der betrübendsten Schauspiele, die ich je gesehen habe. Das liefert einen neuen Beweis — wo leider kein neuer Beweis

nöthig war —, dass es uns nördlichen Völkern, die wir so gut zu arbeiten verstehen, absolut unmöglich ist, uns harmlos der Freude hinzugeben. In Frankreich oder Italien macht ein volkstümlicher Feiertag einen angenehmen Eindruck und kann in uns Bedauern erwecken, dass das Leben so wenig Feiertage hat. Nicht allein am Morgen, sondern auch Abends, nach einem langen Tage trägt jedes Gesicht den Ausdruck heiterer Freude, und aus der Menge tönt beständig ein Gesumme echter Herzensfröhlichkeit. In den nördlichen Ländern dagegen versteht es das Volk nicht, sich auf eine unschädliche, vernünftige Weise zu freuen und nimmt deshalb seine Zuflucht zum Trunke, so dass der Anblick eines Volksfeiertages uns bedauern lässt, dass das Leben überhaupt Feiertage hat.

Wäre die Nahrung des russischen Bauern stets so gut und so reichlich wie zu dieser Jahreszeit, so würde ihm wenig Grund zur Klage bleiben; doch ist das keineswegs der Fall. Mit dem Vorrücken des Herbstes nimmt dieselbe allmählich an Güte ab, bisweilen verringert sich sogar ihre Menge. Dabei hindern kirchliche Gebote den Bauern, während eines grossen Theiles des Jahres Manches zu geniessen, was er besitzt.

In südlichen Klimaten, wo diese Vorschriften ausgearbeitet und zuerst eingehalten wurden, sind vielleicht die vorgeschriebenen Fasten nicht bloss in religiösem Sinne, sondern auch in gesundheitlicher Beziehung zuträglich. Bei dem dort herrschenden Ueberfluss an Früchten und Gemüsen thun die Bewohner vielleicht gut daran, sich gelegentlich der Fleischnahrung zu enthalten. Aber in Ländern wie das nördliche und mittlere Russland haben diese Vorschriften eine ganz andere Wirkung. Der russische Bauer kann sich nicht die nöthige Fleischnahrung verschaffen, und dabei sind Sauerkraut und Gurken vielleicht die einzigen für ihn erreichbaren Gemüse, und Früchte jeder Art bleiben für ihn ein unerschwinglicher Luxus. Unter diesen Umständen erscheint die Enthaltung von Eiern und Milch in jeder Gestalt während mehrerer Monate im Jahre dem weltlichen Gemüthe als überflüssiger Religionseifer. Wenn die Kirche ihre mütterliche Fürsorge auf das Trinken des Bauern wenden wollte, und ihn essen liesse, was ihm gefällt, so könnte sie einen heilsamen Einfluss auf sein materielles und moralisches Wohlergehen ausüben. Unglücklicherweise besitzt sie viel zu viel angeerbte

Stabilität, um irgend etwas Derartiges zu unternehmen, und es ist keine irgendwie begründete Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie jemals die eine einfache Wahrheit anerkennen wird, für welche sehr gewichtige Autoritäten eingetreten sind, die nämlich: dass Vorschriften und Regeln für den Menschen gemacht wurden und nicht der Mensch für Vorschriften und Regeln. Inzwischen fastet der russische Bauer die sieben Wochen während des Frühlings, zwei oder drei Wochen im Monat Juni, von Anfang November bis Weihnachten und jeden Mittwoch und Freitag während der übrigen Zeit des Jahres.

Von der festlichen Zeit an bis zum folgenden Frühling ist es unmöglich, auf dem Felde zu arbeiten, denn der Boden ist hart wie Eisen und mit einer tiefen Schneeschicht bedeckt. Die männliche Bevölkerung, welche in den Dörfern bleibt, hat daher sehr wenig zu thun und kann den grösseren Theil der Zeit auf dem Ofen müssig liegend verbringen; nur diejenigen, welche ein Handwerk erlernt haben, das im Hause betrieben werden kann, bilden davon eine Ausnahme. Ehemals wurden viele von ihnen zum Transport des Getreides nach der Marktstadt benutzt, die zuweilen mehrere hundert Werst entfernt lag, doch hat diese Art Beschäftigung durch die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes bedeutend abgenommen.

Eine andere Winterbeschäftigung, die früher gebräuchlich war, jetzt jedoch fast gar nicht mehr vorkommt, war das Holzstehlen im Walde. Nach der bäuerlichen Auffassung lag darin keine Sünde; es war eine leicht verzeihliche Uebertretung, denn Gott pflanzte und bewässerte die Bäume und deshalb gehörten Wälder eigentlich Niemandem. So dachten die Bauern, aber die Grundbesitzer und die Verwaltung der Reichsdomänen fassten den Begriff „Eigenthum“ anders auf, und es mussten daher Vorsichtsmaassregeln getroffen werden, um eine Entdeckung zu vermeiden. Sollte der Erfolg gesichert sein, so musste die That in der Nacht und bei starkem Schneegestöber geschehen, damit alle Spuren sofort wieder verwischt würden. Während der dunklen Stunden wurde der Baum gefällt, von den Zweigen gesäubert, in das Dorf geschleppt und zu Brennholz zerstückelt, und bei Sonnenaufgang fand man die Thäter ruhig auf dem Ofen schlafend, als ob sie die Nacht zu Hause zugebracht hätten. In neuerer Zeit haben die Friedensrichter viel dazu beigetragen,

diese Unsitte zu unterdrücken und die lockeren Begriffe von Eigenthum, mit welcher dieselbe zusammenhing, auszurotten.

Für den weiblichen Theil der Dorfbewohnerschaft ist der Winter eine geschäftige Zeit, denn während dieser vier oder fünf Monate muss die nöthige Leinwand gesponnen und gewebt werden.

In vielen der nördlichen Dörfer wird die Einförmigkeit der langen Winterabende durch sogenannte „Besjádi“, d. i. wörtlich: Unterhaltungen, gemildert. Eine Besjāda ist indess nicht eine Unterhaltung in unserm Sinne, sondern bedeutet eine Zusammenkunft von Arbeitenden. In einigen Dörfern versammeln sich bis drei verschiedene „Besjádi“ regelmässig gegen Sonnenuntergang: eine für Kinder, die zweite für junge Leute und die dritte für Personen gesetzten Alters. Jede dieser drei Arten hat ihren besonderen Charakter. In der ersten arbeiten und ergötzen sich die Kinder unter der Aufsicht einer alten Frau, welche den Kienspahn putzt und sich bemüht, Ordnung zu halten. Die kleinen Mädchen spinnen Flachs mit einer Spindel — das Spinnrad ist noch wenig vertreten — und die Knaben, die im Ganzen viel weniger emsig sind, verfertigen laptj — rohe Schuhe aus geflochtener Rinde — oder einfache Geflechte aus Weidenzweigen. Die Unterhaltung wird indess durch diese Beschäftigungen kaum gestört, ebensowenig wie häufige disharmonische Versuche im Chor zu singen, sowie gelegentliche Streitigkeiten dadurch verhindert werden. Die alte Frau muss dann energisch eingreifen, um die Ruhe wieder herzustellen. Zur Ergötzung ihrer lärmenden Schaar erzählt sie zuweilen, wohl zum hundertsten Male, eine jener wundervollen alten Geschichten, die durch Wiederholung nichts einbüssen, und Alle lauschen ihr aufmerksam, als hätten sie die Erzählung nie gehört. Die zweite Besjāda wird in einem andern Hause von jungen Leuten reiferen Alters abgehalten. Hier sind die Arbeitenden natürlich gesetzter und weniger streitsüchtig; ihr Gesang ist harmonischer, und eine Aufseherin ist nicht erforderlich. Einige halten indess dafür, dass irgend ein Wächter oder Inspektor recht wohl angebracht wäre, denn es wird viel geschäkert, und will man dem Dorfskandal Glauben schenken, so wird Lauterkeit in Gedanken, Wort und That nicht immer streng gewahrt. Wie weit diese Berichte wahr sind, kann ich nicht feststellen, denn die Gegen-

wart eines Fremden wirkt auf die Versammlung wie die Anwesenheit eines strengen Inspektors. In der dritten Besjāda wird stets wenigstens das Decorum streng gewahrt. Hier arbeiten die verheiratheten Frauen zusammen und besprechen ihre häuslichen Angelegenheiten, nur dann und wann belebt sich die Unterhaltung, namentlich, wenn man auf die dörfliche *chronique scandaleuse* zu sprechen kommt.

In dieser Weise verfliesst in der Regel das Leben der Bauern, die vom Ackerbau leben; viele der Dorfbewohner halten sich indess vorübergehend oder auch dauernd in Städten auf. Wohl die meisten Bauern in diesem Theile von Russland haben eine Zeit lang ihren Lebensunterhalt in einer anderen Gegend ihres Vaterlandes erworben. Viele der Abwesenden bringen einen Theil des Jahres zu Hause zu, während Andere ihre Familien nur gelegentlich und zuweilen in sehr langen Zwischenräumen besuchen. Sie geben indess in keinem Falle ihre Verbindung mit ihrem Geburtsdorfe auf. Der Handwerker, welcher in einer entfernten Stadt arbeitet, lässt Weib und Kind stets zu Hause, und ein in St. Petersburg oder Moskau reich gewordener Mann bleibt sogar wahrscheinlich Mitglied der Dorfgemeinschaft und zahlt seinen Steuerantheil, ohne die damit verbundenen Vorthelle zu geniessen. Ich entsinne mich, einmal einen reichen Mann dieser Art, der in St. Petersburg mehrere werthvolle Häuser besass, gefragt zu haben, warum er sich nicht von aller Verbindung mit seiner Dorfgemeinschaft los mache, mit der er doch gar keine gemeinsamen Interessen mehr habe. Seine Antwort lautete: „Es ist Alles ganz schön, frei zu sein, und ich brauche jetzt nichts mehr von der Gemeinde; aber mein alter Vater lebt dort, meine Mutter ist da begraben und ich gehe zuweilen sehr gern einmal wieder nach dem alten Orte. Dann habe ich auch Kinder, und unsere Geschäfte sind kaufmännischer Art (*nasche djālo torgowoje*). Wer weiss, meine Kinder mögen vielleicht einmal froh sein, einen Antheil am Gemeindeland zu besitzen?“

Mit Bezug auf diese nicht landwirthschaftlichen Beschäftigungen hat jeder Bezirk seine Spezialität. Die Provinz Jaroslaw versorgt z. B. die grossen Städte mit Kellnern für Traktirs, d. h. eine geringere Art von Restaurationen, während man in den besten Gasthöfen St. Petersburgs von Tataren aus

Kassimoff bedient wird, die ihrer Nüchternheit und Ehrlichkeit wegen sehr geschätzt werden. Ein Theil der Provinz Kostromá steht in dem besonderen Rufe, Zimmerleute und Ofenbauer hervorzubringen, während ein anderer Theil, wie ich gelegentlich zu meinem Erstaunen entdeckte, alljährlich eine grosse Anzahl von Leuten nach Sibirien sendet, nicht etwa als Verurtheilte, sondern als freie Arbeiter und zwar meist Schneider und Filzwalker von Beruf. Auf mein Befragen wurde mir von einem helläugigen Jüngling von etwa sechzehn Jahren, der als Lehrling eine dieser Arbeitergesellschaften begleitete, die Mittheilung, dass er selbst die Reise schon zweimal zurückgelegt habe und die Absicht hege, die Tour jeden Winter zu machen. „Und Sie bringen immer einen Haufen Geld mit nach Hause?“ fragte ich. „Nitschewo!“ antwortete der Kleine fröhlich und mit einer stolzen und selbstzufriedenen Miene, „voriges Jahr habe ich drei Rubel nach Hause gebracht!“ Mir war diese Antwort in dem Augenblicke nicht ganz willkommen, denn ich hatte gerade mit einem russischen Reisegefährten darüber diskutirt, ob der russische Bauernstand billiger Weise fleissig und sparsam genannt werden könne, und des Knaben Antwort gab meinem Gegner eine Waffe gegen mich in die Hand. „So hören Sie doch,“ sagte er triumphirend, „ein russischer Bauer macht den ganzen Weg nach Sibirien und zurück für drei Rubel! Könnten Sie in Ihrem Lande Jemand finden, der nach diesem Tarife arbeitet?“

Die Bauern finden auch vielfach gewerbliche Beschäftigungen, ohne ihre Heimath zu verlassen; denn es werden mancherlei Gewerbe, die keine komplizirten Maschinen beanspruchen, in den Dörfern von den Bauern und ihren Familien betrieben. Gewebte Waaren, hölzerne Gefässe, Drahtarbeiten, Töpferwaaren, Leder, Matten aus Binsen geflochten und zahlreiche andere Gegenstände werden auf diese Weise in enormen Mengen angefertigt. Bisweilen findet man nicht nur ein ganzes Dorf, sondern sogar einen ganzen Bezirk fast ausschliesslich mit einer Art Handarbeit beschäftigt. In der Provinz Wladimir erhält sich z. B. eine grosse Reihe von Dörfern durch das Malen von Heiligenbildern; in einer anderen Gegend unweit Nishnij beschäftigen sich neunzehn Dörfer mit der Anfertigung von Aexten; um Pawlowo herum, in der nämlichen Provinz, produziren achtzig Dörfer fast nur eiserne Kurzwaaren, und in dem Bezirke

Uloma, der auf den Grenzen von Nowgorod und Twer liegt, leben nicht weniger als zweihundert Dörfer von der Nägelfabrikation.

Diese Hausindustriellen haben lange bestanden und sind bisher eine reichliche Einnahmequelle gewesen, die für die Unergiebigkeit des Bodens einen gewissen Ersatz darbot. Gegenwärtig sind dieselben jedoch in einer sehr kritischen Lage. Diese Erwerbsthätigkeit gehört zu der ursprünglichen Periode der wirtschaftlichen Entwicklung, und diese geht in Russland mit schnellen Schritten ihrem Abschlusse entgegen. Ehedem kaufte der Hausvater das Rohmaterial und verkaufte die gefertigten Sachen mit anständigem Gewinn in den „Bazaren“, wie die Lokalmärkte genannt werden, oder auch vielleicht auf der grossen jährlich stattfindenden „Jarmarka“ in Nishnij-Nowgorod. Dieses ursprüngliche System ist jetzt in schleunigem Abnehmen begriffen. Es entstehen allenthalben grosse Fabriken nach westeuropäischem Muster, und es wird der nicht von Maschinen unterstützten Handarbeit schwer, mit ihnen zu konkurriren. Ausserdem werden die periodischen Bazare und Jarmarki, bei welchen Produzenten und Konsumenten ihre Geschäfte ohne Vermittelung abschlossen, allmählich durch permanente Lager und allerlei Vermittler ersetzt, welche die Beziehungen zwischen Konsumenten und Produzenten erleichtern. Mit einem Worte, die beiden Hauptfaktoren der modernen industriellen Entwicklung: Kapital und Unternehmungsgeist, sind in die Schranken getreten und bringen in Produktion und Handel eine vollständige Umwälzung hervor. Viele, welche früher zu Hause für eigene Rechnung Waaren anfertigten, sind jetzt gezwungen, in den grossen Fabriken für bestimmten Lohn zu arbeiten; und beinahe Alle, die sich jetzt noch zu Hause beschäftigen, erhalten das Rohmaterial auf Borg und liefern die gefertigten Gegenstände an Grosshändler zu einem festgesetzten Preise ab.

Dem Volkswirtschaftler von der alten Schule muss diese wichtige Umwandlung grosse Befriedigung gewähren. Nach seiner Theorie ist damit ein riesiger Schritt in der rechten Richtung gethan und derselbe muss bestimmt zum Vortheil aller Betheiligten ausfallen. Der Produzent empfängt jetzt regelmässig sein Rohmaterial und setzt regelmässig seine Produkte ab; die Zeit und Mühe, welche er früher darauf verwandte, Abnehmer nah und fern zu suchen, kann er jetzt viel vortheilhafter auf einträgliche

Arbeit verwenden. Die Schaffung einer Klasse von Vermittlern zwischen Produzenten und Konsumenten bedeutet ein Vorschreiten nach jener Theilung und Spezialisirung der Arbeit, ohne welche grosse industrielle und kaufmännische Unternehmungen unmöglich sind. Der Konsument hat nicht mehr nöthig, sich an einem bestimmten Tage an einen entfernten Ort zu begeben, um das Gewünschte möglicherweise nicht einmal vorräthig zu finden, sondern er kann Alles, was ihm beliebt, in den Vorrathshäusern kaufen. Vor Allem wird die Produktion bedeutend erhöht und der Preis der fertigen Waaren entsprechend verringert.

Das Alles erscheint uns in der Theorie sehr klar, und Jeder, der geistige Ruhe zu schätzen weiss, wird geneigt sein, diese Ansicht von der Sache anzunehmen, ohne sich weiter um deren Genauigkeit zu kümmern; ein unglücklicher Reisender indess, der seine Augen ebenso wie sein Denkvermögen gebrauchen muss, wird es wahrscheinlich etwas schwierig finden, das objektive Faktum in die gegebene Formel hineinzupassen. Es sei ferne von mir, die Weisheit der Volkswirtschaftslehrer anzuzweifeln, doch kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, dass zwei von den hier betheiligten drei Klassen, dieses sind Produzenten, Vermittler und Konsumenten, nicht dazu gelangen können, die ihnen gewährten Vorthelle einzusehen und zu würdigen. Die Produzenten klagen, dass sie bei dem neuen System mehr arbeiten und weniger verdienen; und die Konsumenten beschweren sich, dass die abgelieferten Waaren an Güte bedeutend eingebüsst haben. Die Vermittler, welchen nach der allgemeinen Annahme der Löwenantheil des Gewinnes zufällt, scheinen allein von der neuen Einrichtung befriedigt zu sein. Wie dem auch sein mag, das Eine steht fest: die grossen Fabriken haben bisher weder zum materiellen noch moralischen Wohlergehen der Bevölkerung beigetragen, unter der dieselben errichtet worden sind. Nirgendwo findet sich so viel Krankheit, Trunksucht, Demoralisation und Elend als in den Fabrikbezirken.

Der Leser muss nicht glauben, dass ich bei Darlegung dieser Thatsachen von dem Wunsche geleitet werde, den modernen Unternehmungsgeist zu verleumden, oder die Rückkehr zum Barbarismus befürworten wolle. Alle grossen Veränderungen bringen ein Gemisch von Gutem und Schlechtem hervor, und im

Anfang wird so ziemlich sicher das Schlimme die Oberhand behalten. Russland befindet sich jetzt in einem Uebergangsstadium, und die neue Lage der Dinge hat sich noch nicht hinreichend geklärt. In der Regel gibt es für die Arbeiter in der Nähe der Fabriken keine geeigneten Wohnungen, und in den kleineren Werkstätten finden gesundheitliche Rücksichten fast keine Beachtung. So gab es zum Beispiel in der Provinz Nowgorod im Jahre 1870 eine Zündhölzchenfabrik, in welcher die Arbeiter gewöhnlich in einer mit Phosphorrauch geschwängerten Luft arbeiteten; die natürliche Folge davon war, dass eine grosse Anzahl der Arbeitenden an Kinnbacken- und anderen Leiden erkrankten. Man findet Aehnliches in der kaufmännischen Welt. Da viele Industrie- und Handelszweige noch in ihrer Kindheit sind, so kommt es vor, dass irgend ein unternehmender Handelsmann sich thatsächlich ein Monopol schafft und seinen Einfluss auf unbarmherzige Weise ausübt. Nicht wenige Industriedörfer sind so in die Gewalt der Kulaki — wörtlich Fäuste — gekommen, so werden diese Monopolinhaber genannt. Durch Gewährung von Geldvorschüssen kann es der Kulák dahin bringen, über eine Reihe von Dörfern eine fast ebenso unbeschränkte Macht zu erlangen, als wie der Grundherr sie während der Leibeigenschaft besass.

Es werden häufig Versuche gemacht, die Macht der Kulaki durch Bildung von Genossenschaften zu brechen. Die am meisten gewählte Form dieser Vereine ist die von Schultze-Delitzsch empfohlene, welche in Deutschland einen so grossen Erfolg gehabt hat. Wie das Endresultat dieser Bewegung ausfallen wird, lässt sich schwer vorhersagen, doch will ich erwähnen, dass einige dieser Genossenschaften sich ausserordentlich gut bewährt haben.

Auf allen meinen Reisen in Russland hatte ich unter Anderem beständig den einen Zweck im Auge: Material für eine Geschichte der Befreiung von der Leibeigenschaft zu sammeln; — diese grosse Reform erschien mir immer als eines der interessantesten Ereignisse der neueren Geschichte. Es war deshalb natürlich, dass ich mich in dieser nördlichen Region nach Möglichkeit über die Lebensart der Bauern und ihre Beziehungen zum Grundbesitzer während der Leibeigenschaft zu belehren suchte; und ich denke, dass Einiges von dem, was ich erfuhr, dem Leser nicht unwillkommen sein wird.

In dieser, wie in anderen Gegenden Russlands gehörte ein sehr grosser Theil — vielleicht sogar die Hälfte — des Landes dem Staate. Die auf diesen Domänen lebenden Bauern hatten keinen Herrn, sondern wurden von einer besonderen Abtheilung der kaiserlichen Regierung überwacht. In gewissem Sinne waren sie Leibeigene, denn sie durften ihren vorgeschriebenen Wohnsitz nicht verlassen, aber in Wirklichkeit genossen sie viele Freiheiten. So konnten sie sich z. B. gegen Erlegung einer kleinen Summe für den Pass auf unbestimmte Zeit aus ihrem Dorfe entfernen, und so lange sie ihre Steuern und andere Abgaben regelmässig zahlten, waren sie ziemlich sicher, von Niemandem belästigt zu werden. Viele von ihnen lebten, obgleich offiziell in ihren Heimathsdörfern eingeschrieben, beständig in den Städten, und nicht Wenigen gelang es, sich grosses Vermögen zu erwerben.

Von dem übrigen Lande gehörte ein grosser Theil reichen Adeligen, die ihre Besitzungen selten oder nie besuchten und die Verwaltung derselben entweder den Leibeigenen selbst oder einem Aufseher überliessen, der sich nach einem Instruktions-Kodex zu richten hatte. Auf diesen Besitzungen war die Lage der Leibeigenen fast die nämliche, wie auf den Reichsdomänen. Sie hatten ihr Gemeindeland, das sie nach eigenem Belieben unter sich vertheilten, und das übrige Ackerland wurde ihnen gegen einen jährlichen Pachtzins zur Nutzniessung überlassen.

Einige Grundbesitzer lebten indess auf ihren Gütern und wirthschafteten für eigene Rechnung, — und dabei gestaltete sich die Lage der Leibeigenen etwas anders. Eine beträchtliche Anzahl derselben, vielleicht fast zehn Prozent, waren im eigentlichen Sinne keine Leibeigenen, sondern Haussklaven, die als Kutscher, Grooms, Gärtner, Wildhüter, Köche, Lakeien u. s. w. fungirten. Ihre Frauen und Töchter dienten als Ammen, Mägde, Kammerzofen und Nähterinnen. Wollte der Herr ein Privattheater errichten oder ein Orchester bilden, so entnahm er die Schauspieler und Musiker dieser Klasse von Dienstboten. Diese Leibeigenen lebten im Herrenhause oder in dessen unmittelbarer Nähe; sie besaßen kein Land, ausgenommen etwa ein kleines Stückchen zum Küchengarten, und wurden von dem Herrn genährt und gekleidet. Ihre Zahl stand gewöhnlich ausser jedem Verhältniss zu der vorhandenen Arbeit; sie waren in Folge dessen

mit einer starken Dosis angeerbter Gleichgültigkeit ausgestattet, und das, was sie zu thun hatten, führten sie langsam und nachlässig aus. Auf der anderen Seite hatten sie häufig grosse Anhänglichkeit an die Familie, welcher sie dienten, und bewiesen zuweilen durch Thaten, dass sie treu und der Herrschaft herzlich zugethan waren. Hier ein Beispiel für viele von denen, die ich verbürgen kann: Eine alte Wärterin, deren Herrin gefährlich krank lag, gelobte, dass sie, wenn die Kranke wieder genesen würde, erst eine Pilgerfahrt nach Kiew, der heiligen Stadt am Dnjepr, und darauf nach Ssolowetsk (ein vielverehrtes Kloster auf einer Insel im weissen Meere) machen wolle. Die Kranke wurde gesund, und die alte Frau machte, um ihr Gelübde zu erfüllen, eine Fusswanderung von über drei Tausend Werst.

Ich habe diese Klasse Leibeigene „Hausklaven“ genannt, weil ich keine geeignetere Bezeichnung finde, doch warne ich den Leser, diese Benennung in Gegenwart eines Russen anzuwenden. In diesem Punkte sind die Russen sehr empfindlich. Leibeigenschaft, so sagen sie entrüstet, war etwas ganz Anderes als Sklaverei; denn Sklaverei hat es in Russland nie gegeben.

Diese Behauptung habe ich von gebildeten Russen vielfach gehört, doch kann man dieselbe nicht ohne Reserve hinnehmen. Der erste Satz ist vollkommen wahr, der zweite dagegen durchaus falsch. In alten Zeiten war in Russland, wie auch in anderen Ländern, das Halten von Sklaven nichts Ungewöhnliches. Es ist kaum möglich, einige Seiten der alten einheimischen Chroniken zu lesen, ohne auf Hinweise über Sklaven zu stossen; und ich entsinne mich deutlich — obgleich ich augenblicklich Kapitel und Vers nicht angeben kann — dass es einen russischen Fürsten gegeben hat, der so tapfer und erfolgreich in seinen Kriegen war, dass man während seiner Regierungszeit für ein Paar Kupfermünzen einen Sklaven kaufen konnte. Wie der Unterschied zwischen Leibeigenen und Sklaven allmählich verschwand, und warum die letzte Bezeichnung ausser Gebrauch kam, habe ich wohl nicht nöthig, hier zu erläutern; doch muss ich zur Steuer der Wahrheit versichern, dass die oben erwähnte Klasse von Hörigen, obschon dieselben offiziell und allgemein *dworowüjè ljudi*, d. h. Hofesleute, genannt wurden, ihrer ganzen Bestimmung und Verwendung nach Hausklaven waren. Bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts enthielten die Zeitungen

Anzeigen, aus denen ich Folgendes, fast auf's Gerathewohl herausgegriffene Beispiel der „Moskauer Zeitung“ von 1801 entnehme: „Es werden verkauft drei Kutscher, stattlich und gut geschult, und zwei Mädchen, von achtzehn und fünfzehn Jahren, beide von hübschem Aeussern und mit allerlei Handarbeit wohl vertraut. In demselben Hause verkauft man zwei Haarkünstler; der eine ist einundzwanzig Jahre alt, kann lesen, schreiben und ein musikalisches Instrument spielen, ist auch als Jägerbursch verwendbar, der andere kann Herren und Damen frisiren. Im gleichen Hause werden Pianofortes und Orgeln abgegeben.“ Ein wenig weiter unten bietet man einen vorzüglichen Schreiber, einen Vorschneider und einen Lakeien zum Verkaufe aus und gibt als Grund an, dass man Ueberfluss an den bez. Artikeln habe (sa islishestwom). In einigen Fällen scheint es, als habe man absichtlich Leibeigene und Vieh in dieselbe Kategorie gestellt, wie in dem Folgenden, z. B.: „In diesem Hause steht ein Kutscher und eine bald melk werdende holländische Kuh zum Verkaufe.“ Der Styl dieser Anzeigen und das häufige Vorkommen derselben Adresse zeigen deutlich, dass es zu jener Zeit eine ausgebildete Klasse von Sklavenhändlern gab.

Der menschenfreundliche Alexander I. verbot öffentliche Anzeigen dieser Art, aber er rottete den Brauch nicht aus, der dieselben hervorrief; und auch sein Nachfolger Nikolaus erliess keine kräftigen Maassregeln zur Unterdrückung desselben. Auf diese Weise wurde der Handel bis zum Beginn der jetzigen Regierung, also bis vor etwa zwanzig Jahren in mehr oder weniger verdeckter Form fortgesetzt. Leute mittleren Alters haben mir häufig erzählt, dass sie in ihrer Jugend Gutsbesitzer gekannt haben, die junge Hausleibeigene ein Handwerk erlernen liessen, um dieselben später zu verkaufen oder zu vermieten. Von solchen Gutsbesitzern erhielten die Theater z. B. einen grossen Theil ihrer besten Schauspieler.

Die Lage der Leibeigenen im gewöhnlichen Sinne war eine ganz andere. Sie lebten in Dörfern, besaßen eigene Häuser und Gärten, hatten das Gemeindeland zur Nutzniessung und dabei einen gewissen Grad von Selbstverwaltung, von dem ich gleich mehr sagen werde und wurden selten, ausser etwa als zum Besitzthum gehörig, verkauft. Sie konnten allerdings in den Besitz

eines andern Grundherrn übergehen und auf seine Güter übergeführt werden; doch fand ein derartiger Vorgang selten statt. Die gewöhnlichen Beziehungen zwischen Leibeigenen und Grundherren werden am besten durch ein oder zwei Beispiele erläutert. Nehmen wir zuerst Iwanoffka.

Obgleich das Herrenhaus, wie schon erwähnt, dicht beim Dorfe lag, so war doch Herrenland und Gemeindeland stets streng getrennt gehalten worden, so dass jedes so zu sagen ein Besitzthum für sich bildete. Der Gutsherr, welcher während der letzten Jahre der Leibeigenschaft in Iwanoffka regiert hatte, war sehr auf seine eigenen Vorthelle bedacht gewesen und hatte sich stets bestrebt, sein Einkommen zu vergrößern, aber er war dabei ein gerechter und einsichtsvoller Mann, der sich nie einer Erpressung oder Grausamkeit schuldig machte. Obschon ihm das Wohlergehen seiner Bauern sehr am Herzen lag, so mischte er sich doch selten in ihre häuslichen oder Gemeinde-Angelegenheiten, weil er der Ansicht war, dass die Menschen im Allgemeinen und die russischen Bauern im Besondern selbst die besten Verwalter in eigenen Sachen sind. Er blieb allerdings diesem Prinzipie nicht bis zu dessen logischen Konsequenzen getreu, denn er war keineswegs ganz Doktrinär. So bestand er z. B. darauf, bei der Wahl eines Gemeinde-Aeltesten oder bei anderen wichtigen Vorkommnissen um Rath gefragt zu werden, und wenn die Umstände seine Dazwischenkunft zu verlangen schienen, so bewies er den Bauern in der Regel, dass er Diktator sein könne, wenn es ihm beliebte. Dieses waren indess Ausnahmefälle. Im gewöhnlichen Geschäftsverkehr behandelte er die Gemeinde beinahe wie einen achtungswerthen Pächter oder einen vertrauten Verwalter. Als Gegenleistung für das von ihm der Gemeinde zur freien Nutzniessung überlassene Land verlangte er eine gewisse Menge Arbeit und Abgaben, aber er bestimmte nie, welche Arbeiter ihm geschickt, oder auf welche Weise die Abgaben zusammengebracht werden sollten.

Die Menge der zu leistenden Arbeit wurde auf folgende Weise bestimmt. Der tjägló oder die Arbeitseinheit bestand, wie schon früher gesagt, aus einem Manne, seiner Frau und einem Pferde; und jeder tjägló schuldete dem Grundherrn drei Tage Arbeit in jeder Woche. Enthielt ein Hauswesen zwei tjägló, so konnte der eine sechs Tage in der Woche für den

Gutsherrn arbeiten und dadurch den andern von seiner Verpflichtung befreien. Auf diese Weise konnte die eine Hälfte einer grossen Familie beständig für den Haushalt arbeiten, während die andere Hälfte alle Verpflichtungen dem Gutsherrn gegenüber erfüllte. Die anderen Abgaben bestanden in Lämmern, jungen Hühnern, Eiern und Leinwand und dann in einer bestimmten Summe Geldes, die von den Bauern aufgebracht werden musste, welchen man erlaubt hatte, das Dorf zu verlassen und in den Städten zu arbeiten.

Nicht weit von Iwanoffka lag ein Gut, das zur Zeit der Leibeigenschaft nach einem ganz andern Systeme bewirthschaftet worden war. Der Besitzer war ein Mann, dem ebenfalls das Wohlergehen seiner Hörigen am Herzen lag, weil er wusste, dass sein Einkommen davon abhing, aber er huldigte nicht dem Grundsatz, ihnen in ihren eigenen Angelegenheiten freie Hand zu lassen. Der russische Bauer, pflegte er zu sagen, ist ein Kind, ein thörichtes, unbesonnenes, sorgloses Kind, das sich unbedingt ruinirt, wenn es nicht gehörig beaufsichtigt wird. In Uebereinstimmung mit diesem Prinzip suchte der Gutsherr nicht nur die Gemeinde-, sondern auch die häuslichen Angelegenheiten seiner Hörigen zu lenken. Er ernannte nicht nur den Dorfältesten und entschied über alle Fragen, die das Gemeindewohl betrafen, sondern arrangirte die Heirathen, bestimmte, wer in den Städten Arbeit suchen und wer zu Hause bleiben sollte, machte häufig Inspektionsbesuche in den Bauernhäusern, verbot den Familienvätern, ihr Getreide ohne seine Erlaubniss zu verkaufen und übte noch auf mancherlei andere Weise eine bis in das Kleinste dringende Aufsicht aus. Diese grosse väterliche Fürsorge ermöglichte es ihm, eine erstaunlich grosse Einnahme von seinem Besitzthume zu erzielen, obgleich seine Felder keineswegs fruchtbarer oder besser bebaut waren, als die seiner Nachbarn. Den Ueberschuss zog er indess nicht von den Grundstücken, sondern von den Leibeigenen. Da ihm die häuslichen Angelegenheiten einer jeden Familie genau bekannt waren, so konnte er ihnen die härtesten Lasten auferlegen bis auf das eine Haar, das, wie man sagt, des Kameels Rücken bricht. Und manche der von ihm angewandten Mittel zeugten mehr von Scharfsinn als Nächstenliebe. So würde er z. B., wenn ihm bekannt geworden war, dass eine Familie eine kleine Summe erspart hatte,

vorschlagen, dass eine der Töchter Jemanden heirathen solle, von dem er wusste, dass ihn der Vater nicht leiden mochte, oder er äusserte die Absicht, einen der Söhne als Rekruten eintreten zu lassen. In jedem Falle wurde ziemlich sicher ein Lösegeld gezahlt, um die drohende Gefahr abzuwenden.

Alle Gütsherren, die auf ihren Besitzthümern lebten, näherten sich mehr oder weniger einer dieser beiden Typen; aber in diesen nördlichen Landestheilen war der letztere Charakter selten anzutreffen. Die Bauern sind in diesen nördlichen Gegenden theilweise wegen der vorherrschenden Abwesenheit der Gütsherren und theils in Folge ihrer althergebrachten Sitte, im Lande umherzuwandern und in den Städten Arbeit zu suchen, energischer, intelligenter, unabhängiger und folglich weniger gefügig und nachgiebig als ihre Standesgenossen im fruchtbaren Mittel-Russland. Auch stehen sie auf einer höheren Bildungsstufe. Sehr viele von ihnen können lesen und schreiben, und dann und wann findet man Leute unter ihnen, die einen starken Wissensdrang haben. Ich habe in diesem Bezirke mehrere Male Bauern getroffen, die eine kleine Büchersammlung besaßen, und zweimal fand ich dabei zu meinem grossen Erstaunen eine russische Uebersetzung von Buckle's Geschichte der Zivilisation!!

Vielleicht wird man fragen, wie ein Werk dieser Art in die Hände eines russischen Bauern gelangte? Wenn der Leser eine kleine Abschweifung verzeiht, so werde ich die Sache erklären.

Im Anfang der jetzigen Regierung machte sich in den russischen gebildeten Kreisen eine merkwürdige geistige Bewegung, über die ich später mehr sagen werde, bemerkbar. Dieselbe äusserte sich auf verschiedene Weise; es wurde vor Allem ein universelles Wissen angestrebt und der Versuch gemacht, alles Wissen auf eine wissenschaftliche Formel zurückzuführen. Auf Leute dieser Richtung musste Buckle's grosses Werk natürlich einen mächtigen Zauber ausüben. Dasselbe schien beim ersten Anblick die mannigfaltigen, sich widerstreitenden That-sachen der menschlichen Geschichte auf wenige, einfache Grundsätze zurückzuführen und aus chaotischem Durcheinander Ordnung zu schaffen. Der Erfolg des Werkes war deshalb ein grossartiger. Im Laufe von wenigen Jahren waren nicht weniger als vier unabhängige Uebersetzungen veröffentlicht und verkauft

worden, so wurde mir wenigstens von ganz zuverlässiger Seite mitgetheilt. Jeder las das wundervolle Buch oder — wollte es gelesen haben, und Viele hielten den Verfasser für den grössten Genius ihrer Zeit. Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in Russland hatte ich selten eine ernste Unterhaltung, ohne den Namen Buckle zu hören, und meine Bekannten nahmen fast immer an, dass es ihm gelungen sei, eine rein-natürliche Geschichtswissenschaft nach der induktiven Methode zu begründen. Vergeblich wies ich darauf hin, dass Buckle nur in seiner Einleitung einige Andeutungen hingeworfen habe, wie eine solche Wissenschaft aufgebaut werden müsse, und dass er selbst nie einen ernstlichen Versuch gemacht hat, die von ihm empfohlene Methode praktisch anzuwenden. Meine Einwürfe hatten wenig oder gar keine Wirkung: der Glaube war zu tief gewurzelt, um so leicht ausgerottet zu werden. In Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und öffentlichen Vorlesungen wurde der Name Buckle fortwährend zitiert — häufig sogar ohne jeden Grund an den Haaren herbeigezogen — und die billigen Ausgaben seines Werkes gelangten in Unmassen von Exemplaren in das Publikum. Es ist also doch erklärlich, dass das Buch seinen Weg in zwei Dörfer der Provinz Jaroslaw gefunden hatte.

Der unternehmende, selbstvertrauende, unabhängige Geist, den man unter diesen Bauern im Norden findet, äussert sich bisweilen schon in der Jugend. Ich habe in diesem Theile des Landes Knaben angetroffen, die eher an Jung-Amerika als an Jung-Russland erinnerten. Einer dieser hoffnungsreichen Jünglinge ist mir besonders im Gedächtnisse geblieben. Ich wartete auf einer Poststation, während man die Pferde wechselte, als ich ihn in einem Schaffell, mit Pelzmütze und riesigen doppelsohligen Stiefeln vor mir erblickte — seine Kleidungsstücke schienen eher auf künftige als gegenwärtige Grössenverhältnisse berechnet zu sein. Er maass vom Scheitel bis zur Sohle etwa drei Fuss vier Zoll und mochte zwölf Jahre zählen; aber er hatte schon gelernt, das Leben als eine ernste Sache aufzufassen; er setzte eine befehlende Miene auf und zog seine kleinen unschuldigen Augenbrauen zusammen, als ob die Sorgen eines Königreiches auf seinen winzigen Schultern ruhten. Obschon er als Jämschtschik dienen sollte, so musste er doch das Anschirren der Pferde grösseren Exemplaren der menschlichen

Gattung überlassen, aber er beobachtete sorgfältig, dass Alles richtig ausgeführt wurde. Indem er einen seiner grossen Stiefel ein wenig vorrückte und sich zu seiner vollen Kürze reckte, überwachte er den Vorgang aufmerksam, als ob die Kleinheit seiner Gestalt mit seiner Unthätigkeit Nichts zu schaffen habe. Als Alles bereit war, kletterte er auf seinen Sitz und nach einem Signal vom Posthalter, der allen Bewegungen des kleinen Phaenomens mit väterlichem Stolze gefolgt war, jagten wir mit einer, bei Postpferden äusserst seltenen Schnelligkeit davon. Der Junge konnte einen eigenthümlichen Laut von sich geben — etwas zwischen Zischen und Pfeifen — der einen magischen Einfluss auf das Gespann auszuüben schien, und er wiederholte dieses Reizmittel fortwährend mit sehr kurzen Pausen. Der Weg war uneben und bei jedem Stosse wurde er nach oben in die Luft geschleudert, aber er fiel stets wieder in seine richtige Stellung zurück und verlor auch nicht einen Augenblick weder seinen Schwerpunkt, noch seine Selbstbeherrschung. Am Ende der Reise angekommen fand ich, dass wir einundzwanzig Werst per Stunde gemacht hatten.

Leider verfällt dieser energische, intelligente Geist zuweilen auf Ungesetzliches. Nicht nur ganze Dörfer, sondern sogar ganze Bezirke haben wegen Räuberei, Falschmünzerei u. A. einen schlechten Ruf erlangt. Im Volksmunde heisst es, dass diese Gegenden Leute enthalten „die Streiche spielen“ (narod schalitt). Ich muss indess bemerken, dass, wenn ich nach eigener Erfahrung urtheilen darf, diese sogenannten „spielenden“ Neigungen stark übertrieben werden. Obgleich ich Hunderte von Wersten bei Nacht und auf einsamen Wegen gereist bin, hat man mich nie angegriffen, noch irgendwie belästigt. Einmal allerdings, als ich in der Nacht in einer Tarantass eingeschlafen war, entdeckte ich bei meinem Erwachen, dass mein Kutscher über mich gebeugt war und seine Hand in eine meiner Taschen geschoben hatte; aber der Vorfall endete ohne ernstliche Folgen. Als ich die Hand des Schuldigen erfasste und eine Erklärung verlangte, antwortete er in schmeichelndem, entschuldigendem Tone, dass die Nacht kalt sei und er seine Finger habe erwärmen wollen; und als ich ihm rieth, lieber seine eigenen Taschen zu diesem Zwecke zu benutzen, versprach er, in Zukunft meinem Rathe folgen zu wollen. Es ist wahr, dass ich mehr als

einmal gefürchtet habe, angegriffen zu werden, aber jedesmal stellten sich meine Befürchtungen als unbegründet heraus, und zuweilen nahm die Katastrophe eher eine komische als eine tragische Wendung. Folgender Vorfall möge als Beispiel dienen.

In Begleitung eines russischen Freundes durchreiste ich den östlich vom Flusse Wetluga gelegenen Landstrich, der aus Wald und Morast zusammengesetzt ist und nur vereinzelte behaute Fleckchen Erde aufweist. Der grösste Theil der Bevölkerung besteht aus Tscheremissen (ein finnischer Volksstamm); aber in der Nähe des Flusses gibt es russische Bauerndörfer, deren Einwohner als nicht recht „geheuer“ bekannt sind. Als wir im Begriffe waren, von Kosmodemiansk, einer Stadt am rechten Ufer der Wolga, abzureisen, besuchte uns ein Offizier der Landpolizei, der die Gewohnheiten und den moralischen — oder richtiger unmoralischen — Charakter des Volkes, das wir kennen lernen wollten, in den düstersten Farben schilderte. Mit erregten Mienen und melodramatischen Gestikulationen erzählte er uns seine schrecklichen Zusammenstösse mit den Bewohnern der Dörfer, durch die wir zu fahren hatten, und wie er mehrere Male nur mit knapper Noth entkommen sei. Er empfahl uns schliesslich sehr, ja nicht bei Nacht zu reisen, und zu jeder Zeit unsere Augen offen und die Revolver bereit zu halten. Die Wirkung seiner Erzählung wurde, wie das auch bei so vielen gedruckten Erzählungen geschieht, dadurch stark beeinträchtigt, dass die Verdienste des Autors zu stark hervor gehoben wurden, denn nach seiner Auffassung hatte es nie, weder in Russland noch irgend einem anderen Lande, einen Polizei-Offizier gegeben, der so viel Eifer, Energie und Muth bei Erfüllung seiner Pflicht bewiesen hatte, als der würdige Mann, mit dem wir sprachen. Seinem Winke gemäss hielten wir es jedoch für rathsam, „die Augen offen zu halten“.

Trotz unserer Absicht, sehr vorsichtig zu sein, war es schon dunkel geworden, als wir in dem Dorfe ankamen, in welchem wir übernachten wollten, und es schien zuerst, als müssten wir die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Die Einwohner hatten sich schon zur Ruhe begeben und weigerten sich, unbekannten Reisenden Einlass zu gewähren. Endlich erklärte sich eine mildherzige Frau bereit, uns die Nacht in einem Schuppen verbringen zu lassen, und wir nahmen ihren Vorschlag dankend

an. Mein Freund, der die lebhaften Beschreibungen des Polizei-Offiziers in Kosmodemiansk nicht vergessen hatte, stellte eine genaue Platzrevision an und erklärte, dass der Raum, wenn auch dicht bevölkert, doch ausser uns selbst keine Zweifüssler enthalte. Eine Oeffnung im Dache brachte ihn indess zu der Ansicht, dass es nöthig sei, abwechselnd zu wachen, und er erbot sich, die erste Wache zu übernehmen. Ich war damit einverstanden. Nachdem wir die Fenster durch sinnreich improvisirte Mittel verbarrikadirt hatten, gab ich ihm meinen Revolver, zur Vertheidigung, oder um Lärm zu machen, wie die Umstände es erfordern würden, und begab mich zur Ruhe. Unsere Vorichtsmaassregeln waren nicht unnöthig gewesen. Zuerst wurde versucht, die Aussenthür zu öffnen, dann hörten wir Geräusch an der zum Nebenraume führenden inneren Thür und endlich machte man einen Versuch, das Fenster zu öffnen. Alle diese Bemühungen blieben erfolglos und endlich schlief ich ein; aber nach sehr kurzer Zeit wurde ich plötzlich durch Jemand, der meinen Arm fest umklammerte, aufgeschreckt. Da das Licht inzwischen ausgelöscht worden war, konnte ich nichts sehen, doch sprang ich unwillkürlich auf und versuchte meinen unsichtbaren Angreifer zu packen. Umsonst! Er wich meinem Griff geschickt aus, und ich stolperte über meinen Reisekoffer, der auf dem Boden lag; doch wurde uns durch mein Aufspringen klar, wer der Eindringling war, denn es entstand ein wildes Flattern und ein entsetzliches Gegacker. Noch ehe mein Begleiter ein Zündholz anzünden konnte, war der geheimnissvolle Angriff vollständig erklärt. Der vermeintliche nächtliche Räuber und Mörder war einfach eine friedliche Henne, die sich auf meinen Arm zum Schlafe hingesezt hatte, und da ihr die Stellung unsicher vorkam, hatte sie ihre Klauen in das, was sie für eine Hühner-Stange hielt, eingegraben.

Obschon ich den äussersten Norden Russlands noch nicht besucht habe, so wird es doch vielleicht gut sein, wenn ich hier einige Mittheilungen über das Leben der Bauern in jener Gegend einschalte, die ich aus verschiedenen Quellen geschöpft habe.

Ziehen wir eine Wellenlinie östlich von einem etwas nördlich von St. Petersburg liegenden Punkte — etwa im 62. Grade nördlicher Breite — so liegt zwischen dieser

Linie und dem Polarmeere ein besonderes Gebiet, das in vieler Hinsicht von dem übrigen Russland verschieden ist. Das Klima ist hier durchweg sehr streng. Fast die Hälfte des Jahres dauern hier die Fesseln des Winters. Der bei Weitem grössere Theil der Oberfläche wird von Tannen-, Fichten-, Lärchen- oder Birkenwäldern, oder von ausgedehnten, unergründlichen Morasten eingenommen. Acker- und Weideland machen zusammen genommen nur etwa $1\frac{1}{2}$ Prozent des ganzen Flächeninhaltes aus. Die Bevölkerung ist dünn gesät — es kommt ungefähr eine Seele auf die Quadratwerst — und meist an den Flussufern ansässig. Die Haupterwerbszweige der hier ansässigen Bauern bilden Fischfang und Jagd, das Fällen und Flößen von Bauholz, das Bereiten von Theer und Holzkohle, sowie Viehzucht; im äussersten Norden wird auch Rennthierzucht betrieben.

Der Ackerbau wird dabei nicht gänzlich vernachlässigt. Der Sommer ist sehr kurz, aber die Bauern verstehen es, sich denselben durch eine eigenthümliche, sinnreiche Art der Kultur nach Möglichkeit zu Nutze zu machen. Der Bauer weiss natürlich Nichts von Ackerbau-Chemie, aber er hat, wie auch seine Vorfahren, die Beobachtung gemacht, dass, wenn man Holz auf einem Felde verbrennt und die Asche mit der Erde mengt, gewöhnlich eine gute Ernte erwartet werden kann. Nach dieser einfachen Methode betreiben sie ihren Feldbau. Wenn der Frühling kommt und die Blätter an den Bäumen zu spriessen beginnen, so versammelt sich eine Anzahl Bauern, mit Beilen bewaffnet, an einer vorher bestimmten Stelle im Walde, um zunächst eine Lichtung auszuheuen. Das ist keine leichte Sache, denn das Fällen von Bäumen verlangt harte und ausdauernde Arbeit; aber sie geht schneller von Statten, wie man erwarten sollte, denn die Arbeiter sind bei diesem Geschäft gross geworden und handhaben ihre Aexte mit staunenswerther Geschicklichkeit. Auch sollen sie es verstehen, sich das Feuer bei ihrer Arbeit dienstbar zu machen. Wenn sie alle Bäume, vom grössten bis zum kleinsten, gefällt haben, kehren sie nach Hause zurück und denken bis zum Herbste nicht daran, dieselben wegzuräumen, dann erst kommen sie zurück und befreien die gefällten Stämme von ihren Zweigen, suchen aus, was sie für Bauzwecke und als Brennholz gebrauchen, und schichten das Uebrige in Stösse zusammen. Sobald der erste Schneefall den Weg geglättet hat,

wird das ausgesuchte Holz mit Pferden weggeschafft, die Haufen bleiben indess bis zum folgenden Frühling liegen; dieselben werden mit langen Pfählen aufgelockert und in Brand gesteckt. Die Flammen steigen erst an verschiedenen Punkten empor und breiten sich dann durch das trockene Gras und durch Spähne sehr schnell nach allen Richtungen aus, bis sich Alles zu einem so grossartigen Feuermeer vereinigt, wie es in dichter bevölkerten Gegenden nicht vorkommen kann. Wenn das Feuer seine Pflicht thut, so wird der ganze Raum mit einer Aschenschicht bedeckt; und nachdem durch einen leichten Pflug die Asche mit dem Boden ein wenig vermengt worden ist, wird die Saat ausgestreut.*)

Auf diesem so originell entstandenen Felde zieht man Gerste, Roggen oder Flachs, und die Ernten, welche fast immer gut ausfallen, grenzen zuweilen an das Wunderbare. Gerste oder Roggen tragen etwa sechsfältig in gewöhnlichen Jahren, und unter besonders günstigen Umständen können sie dreissigfältigen Ertrag liefern. Die Fruchtbarkeit ist indess nicht von langer Dauer. Wenn der Boden mager und steinig ist, so können nicht mehr als zwei Ernten darauf gezeitigt werden; ist derselbe jedoch von besserer Beschaffenheit, so können während sechs oder sieben auf einander folgenden Jahren leidliche Erträge erzielt werden. In den meisten Ländern würde diese Art des Düngers unsinnig theuer zu stehen kommen, denn Holz ist im Allgemeinen zu werthvoll, als dass man es zu solchem Zwecke verwenden könnte; aber in diesen nördlichen Gegenden sind die Wälder von ungeheurer Ausdehnung und in den Bezirken, wo es keinen Fluss oder Bach zum Flössen des Bauholzes gibt, verfaulen die nicht auf diese Weise verwendeten Bäume in Folge hohen Alters. Deshalb ist die Methode unter diesen Umständen ganz rationell, aber es muss zugegeben werden, dass dieselbe im Verhältniss zu der aufgewendeten Arbeit keinen grossen

*) In vielen Gegenden wird das Bauholz sofort herausgesucht, zugerichtet und bei Seite gelegt, das übrige Holz und Strauchwerk wird systematisch geschlagen und möglichst gleichmässig auf der ganzen Fläche vertheilt. Zweck dieser Vertheilung ist Gahrwerden des Bodens und gleichmässiges Ausbrennen. — Die von den Flammen nicht verzehrten Stämme finden später als Brennholz Verwendung. Anm. d. Uebers.

Gewinn bringt und in schlechten Sommern bleibt der Ertrag fast ganz aus.

Die anderen Einnahmequellen sind kaum weniger ungewiss. Mit seiner Flinte und einem kleinen Päckchen Nahrungsmittel wandert der Bauer in den pfadlosen Wäldern umher und kehrt nur zu häufig nach vielen Tagen mit sehr leichter Jagdtasche zurück; oder er macht sich im Herbst zu einem entfernt gelegenen See auf und kommt nach fünf oder sechs Wochen mit nichts Besserem als Angelruthe und Fischgerte zurück. Zuweilen versucht er sein Glück beim Tieffischfang im Meer. In diesem Falle verlässt er im Februar, meist zu Fuss, sein Heim, um sich nach dem an der Küste des weissen Meeres gelegenen Kem zu begeben, oder nach dem weiter entfernten Kola, das an einem kleinen Flusse liegt, der in das Polarmeer mündet. Dahin begibt er sich mit drei oder vier Anderen zusammen, um an der Murmanskischen Küste oder an der Küste von Spitzbergen auf den Fischfang auszugehen. Sein Verdienst hängt von dem Ausfall des Fanges ab, denn es ist ein gemeinsames Wagniss, aber in keinem Falle kann derselbe sehr gross sein, denn drei Viertel der zum Hafen gebrachten Fische gehören dem Eigenthümer der Barke und der Geräthschaften. Von der erworbenen Summe bringt er meist nur einen kleinen Theil nach Hause, denn häufig unterliegt er der Versuchung, Rum, Thee und andere Luxusartikel, die in diesen nördlichen Breiten sehr theuer sind, einzukaufen. Fiel der Fang gut aus und widersteht er der Versuchung, so kann er wohl 100 Rubel (gegen 250 Mark) erübrigen und den ganzen Winter hindurch bequem leben; aber wenn die Jahreszeit ungünstig war, so hat er am Schlusse derselben vielleicht nicht nur Nichts verdient, sondern bleibt sogar dem Eigenthümer der Barke noch eine Summe Geldes schuldig. Diese Schuld kann, wenn er ein Pferd besitzt, durch das Transportiren von getrockneten Fischen nach Karyopol, St. Petersburg oder nach einem andern Marktplatze abgearbeitet werden.

Vielleicht trägt ein Familien-Budget, das ich zufällig besitze, dazu bei, dem Leser eine annähernde Vorstellung von dem Leben der Bauern in dieser Gegend zu geben. Die Familie bestand aus fünf Personen: aus zwei erwachsenen Männern, einem Knaben und zwei Frauen. Das Jahr konnte im Ganzen ein gutes genannt werden; denn obschon der Fischfang nicht so

einträglich gewesen war, wie er hätte sein können, so war dafür die Ernte viel reichlicher als gewöhnlich ausgefallen und hatte die Familie auf fünf Monate mit Nahrung versehen. Folgende Tabelle zeigt die Einnahmen und Ausgaben in deutschem Gelde:

Einnahme:

	Mark.	Pf
Verkauft: 100 Paar Feldhühner und anderes		
Wild zu 50 Pf. das Paar . . .	50	—
„ 200 Pfd. Kaviar à 25 Pf. . . .	50	—
„ Getrocknete Fische	25	—
„ Häringe und andere Meerfische .	65	—
Allerlei (vielleicht für Fällen von Bauholz u. s. w.)	55	—
	245	—

Ausgabe:

	Mark.	Pf.
Roggenmehl (2240 Pfd.) zugekauft . . .	140	—
Steuern	45	—
Kleider und Stiefel	50	—
Fischgeräthschaften, Pulver und Blei etc. .	10	—
	245	—

Dieses Budget kann selbstredend bloss als Wahrscheinlichkeit gelten, doch wird es vielleicht dazu beitragen, des Lesers Anschauung über das Leben der Bauern in einem grossen Theile des nördlichen Russland in Etwas zu erweitern.

Hier im fernen Norden haben sich die alten Volkssagen, d. h. Volkslieder, Geschichten und Fragmente epischer Dichtungen, am besten erhalten; doch ist das ein Feld, das ich nicht zu betreten brauche, denn der Leser kann leicht Alles, was er über diesen Gegenstand zu wissen wünscht, in den trefflichen Werken des Herrn Rambaud*) und in den sehr interessanten, gewissenhaften Schriften des Herrn Ralston**) nachlesen, die in Russland grosse Anerkennung gefunden haben.

*) Rambaud, La Russie épique. Paris 1876.

**) Ralston, The Songs of the Russian People. London 1872.

— Russian Folk-Tales. London 1873.

Achtes Kapitel.

Der Mir oder die Dorfgemeinschaft.

Die soziale und politische Bedeutung des Mir. — Eine Parallele zwischen Mir und Familie. — Die Theorie der Gemeindeordnung. — Praktische Abweichungen von dieser Theorie. — Der Mir ist ein gutes Beispiel einer konstitutionellen Regierung von äusserst demokratischem Charakter. — Die Dorfversammlung. — Weibliche Gemeindemitglieder. — Die Wahlen. — Vertheilung des Gemeindelandes.

Nachdem ich mir von dem Familienleben der Bauern einen klaren Begriff gebildet und einiges Material über die Sitten und Beschäftigungen des Bauernstandes gesammelt hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Zusammensetzung des Dorfes. Dieser Gegenstand interessirte mich deshalb ganz besonders, weil mir bekannt war, dass der Mir die eigenthümlichste der spezifisch russischen Einrichtungen ist. Viele Jahre bevor ich nach Russland kam, hatte ich Haxthausen's berühmtes Werk gelesen, in welchem die Eigenthümlichkeiten der russischen Dorfordnung dem west-europäischen Publikum zuerst geschildert wurden, und während meines Aufenthaltes in St. Petersburg war mir von intelligenten, gebildeten Russen wiederholt gesagt worden, dass das russisch-ländliche Gemeindewesen eine praktische Lösung mancher schwierigen sozialen Probleme darböte, mit denen Philosophen und Staatsmänner im Westen lange vergebens gekämpft hätten. „Die Völker des Westens,“ so lautete das Wesentliche unzähliger Unterredungen, die ich gehört hatte, „sind jetzt auf dem besten Wege zur politischen und sozialen Anarchie, und England ist bei dem Wettlauf Allen voraus. Die natürliche Zunahme der Bevölkerung hat, zusammen mit der von Seiten der grossen Grundbesitzer gegen die kleinen Landinhaber betriebenen Land-entziehung, ein gefährliches, in stetem Wachsen begriffenes

Proletariat geschaffen, eine grosse unorganisirte Masse menschlicher Wesen ohne Heimath, ohne festen Wohnsitz, ohne jegliches Eigenthum, ohne jedes Interesse an der bestehenden Ordnung der Dinge. Viele von diesen erhalten sehr kärglichen Lohn als Feldarbeiter und sind in einer viel schlimmeren Lage als Leibeigene. Die Anderen haben für immer ihren heimischen Boden verlassen und sind in den grossen Städten zusammengeströmt, wo sie durch industrielle Thätigkeit einen unsicheren Lebensunterhalt erwerben, oder die Zahl der Verbrecher vergrössern. In England hat man im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Bauernstand mehr, und wenn nicht sehr bald durchgreifende Mittel angewendet werden, so wird man nie einen solchen schaffen können, denn Leute, die den ungesunden Einflüssen des Stadtlebens lange ausgesetzt gewesen sind, werden physisch und moralisch unfähig, sich dem Ackerbau wieder zuzuwenden. Bislang hat England, durch seine geographische Lage, seine politische Freiheit und seine ungeheuren natürlichen Kohlen- und Eisenlager eine vollständige Ausnahmestellung in der industriellen Welt genossen. Da es keine Konkurrenz fürchtete, wurden von ihm die Prinzipien des Freihandels verkündet, seine Produkte überschwemmten die Welt, und die mächtige englische Flotte, sowie alle anderen zu Gebote stehenden Kräfte werden ohne Skrupel dazu verwendet, jedes Hinderniss aus dem Wege zu räumen, das etwa die von Manchester und Birmingham ausgehende Fluth zu hemmen im Stande war. Auf diese Weise ist Englands hungriges Proletariat gesättigt worden. Aber das industrielle Uebergewicht Englands ist stark im Abnehmen begriffen; die Völker haben die Prinzipien des Freihandels als trügerisch erkannt und lernen es jetzt, ihren Bedarf selbst zu fabriziren, statt an England für seine Produkte ungeheure Summen zu zahlen. Sehr bald werden englische Waaren keine ausländischen Absatzgebiete mehr finden, und auf welche Weise soll dann das hungrige Proletariat ernährt werden? Schon deckt die Getreideproduktion Englands bei Weitem nicht den Bedarf der Bevölkerung, so dass, selbst wenn die Ernte aussergewöhnlich reichlich ausfällt, grosse Massen Weizen aus allen Erdtheilen eingeführt werden müssen. Bisher ist dieses Getreide durch die fabrizirten Waaren bezahlt worden, aber wie wird man dasselbe beschaffen, wenn der Export dieser Waaren aufge-

hört haben wird? Und was wird dann aus dem hungrigen Proletariat?“

Dieses düstere Bild von Englands Zukunft war mir häufig gezeichnet worden, und man hatte mir fast bei jeder Gelegenheit versichert, dass Russland vor diesem schrecklichen Uebel gerade durch diese Einrichtung trotz ihrer Einfachheit und unberechenbaren Nützlichkeit von den Westeuropäern gar nicht verstanden und geschätzt würde.

Der Leser wird somit leicht begreifen, mit welchem Interesse ich daran ging, diese wunderbare Einrichtung zu studiren und mit welcher Energie ich meinen Forschungen oblag. Eine Einrichtung, die es unternimmt, das schwierigste aller sozialen Probleme auf befriedigende Weise zu lösen, trifft man nicht alle Tage, selbst nicht in Russland, das im Uebrigen einem der Sozialwissenschaften Beflissenen eine grosse Fülle Material darbietet.

Bei meiner Ankunft in Iwanoffka waren meine Kenntnisse dieses Genossenschaftssystems von jener unbestimmten, oberflächlichen Art, wie man sie gewöhnlich von Leuten aufnimmt, die auf verallgemeinernde Redensarten und rhetorischen Schwung mehr geben, als auf ein ernstes, eingehendes Studium des Gegenstandes. Ich wusste, dass die Hauptperson im Dorf der sselski starosta oder Dorfälteste sei und dass alle wichtigen Gemeinde-Angelegenheiten durch die „sselski s'chod“, d. i. Dorfversammlung, geleitet werden. Ferner war mir bewusst, dass das in der Nähe des Dorfes liegende Land der Gemeinde gehört, und periodisch unter die Mitglieder in der Weise vertheilt wird, dass jeder erwachsene Bauer einen Antheil erhält, der für seinen Lebensunterhalt hinreichend oder nahezu hinreichend ist. Ausser diesen elementaren Kenntnissen wusste ich wenig oder gar nichts.

Mein erster Versuch, meine Kenntnisse zu erweitern, war nicht sehr erfolgreich. In der Hoffnung, dass mein Freund Iwan im Stande sein würde, mir zu helfen, stellte ich ihm nämlich — ich wusste, dass die gewöhnliche Bezeichnung für Gemeinde Mir war, welches Wort auch die Welt bedeutet — die direkte einfache Frage: „Was ist der Mir?“

Iwan war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber diesmal schaute er ganz verwirrt drein und starrte mich perplex an. Als ich mich bemühte, ihm meine Frage zu erklären, zog

er seine Augenbrauen zusammen und kratzte sich den Nacken. Diese letztere Bewegung pflegt der russische Bauer anzuwenden, um die Hirnthätigkeit zu beschleunigen; aber in diesem Falle blieb das Resultat aus. Trotz seiner Anstrengungen konnte Iwan nicht viel über sein „Kak wam skasatj?“ (d. h. wie soll ich Ihnen sagen?) hinauskommen.

Es war nicht schwer zu begreifen, dass ich eine gänzlich falsche Art der Fragestellung gewählt hatte, und ich sah das Unsinnige meiner Frage auch sofort ein. Ich hatte von einem ungebildeten Manne eine philosophische Definition verlangt, statt von ihm Thatsächliches zu erfragen und mir dann selbst eine Definition zu bilden. Dieses Thatsächliche war Iwan fähig und bereit zu liefern; und sobald ich meine Fragen in geeigneter Weise stellte, erhielt ich eine Menge höchst interessanter Mittheilungen. Diese Mittheilungen gedenke ich nun zusammen mit den Resultaten vieler nachträglichen Unterhaltungen und Studien dem Leser in eigenen Worten wiederzuerzählen.

Die Bauernfamilie vom alten Schlage ist, wie wir gesehen haben, eine Art primitiver Genossenschaft, bei welcher die Glieder fast Alles gemeinsam haben. Das Dorf kann man eine ähnliche Genossenschaft in grösserem Maassstabe nennen.

Zwischen diesen beiden gesellschaftlichen Einheiten gibt es viele Analogieen. Bei beiden sind gemeinsame Interessen und gemeinsame Verantwortlichkeit vorhanden. Bei beiden steht eine Hauptperson an der Spitze, die in gewissem Sinne im Innern Herrscher ist und nach Aussen das Gemeinwesen vertritt: in dem einen Falle wird dieselbe Chasjain oder Hausherr genannt und in dem andern Starosta, d. h. Dorfältester. Bei beiden ist die Macht des Lenkers begrenzt: im ersten Falle durch die erwachsenen Familienglieder, und im andern durch die Familienhäupter. Bei beiden ist ein gewisses gemeinschaftliches Eigenthum vorhanden; im einen Falle: das Haus mit fast Allem, was es enthält, und in dem andern: das Acker- und Weideland. In beiden Fällen ist eine gewisse gemeinschaftliche Verantwortlichkeit vorhanden, in dem ersten: für alle Schulden, und in dem zweiten: für alle Steuern und Gemeindeverpflichtungen. Beide sind auch bis zu einem gewissen Grade gegen die gewöhnlichen gesetzlichen Folgen von Zahlungsunfähigkeit geschützt, denn eine Familie kann man nicht ihres Hauses oder der nothwendigen Ackergeräthschaften

berauben und der Gemeinde kann das Ackerland von aufdringlichen Gläubigern nicht entzogen werden.

Auf der anderen Seite gibt es viele wichtige gänzlich von einander abweichende Punkte. Die Gemeinde ist natürlich viel grösser als die Familie und die gegenseitigen Beziehungen unter den Mitgliedern sind keineswegs so enge verwebt. Die Glieder einer Familie bewirthschaften ihr Land gemeinschaftlich und diejenigen, welche auf andere Weise Geld verdienen, haben ihre Ersparnisse in den gemeinsamen Säckel abzuliefern; die Haushaltungen indess, welche eine Gemeinde bilden, bebauen ihren Acker unabhängig und zahlen nur eine festgesetzte Summe in die gemeinsame Kasse.

Aus diesen kurzen Bemerkungen kann der Leser entnehmen, dass ein russisches Dorf von einem Dorfe in unserem Sinne gänzlich verschieden ist; die Dorfbewohner werden durch Fesseln zusammengehalten, die bei uns völlig unbekannt sind. Die Familienhäupter kommen häufig zu Berathungen zusammen und die täglichen Beschäftigungen werden durch die Gemeindebeschlüsse beeinflusst. Sie können z. B. nicht anfangen, Gras zu mähen oder das Brachfeld zu pflügen, bis der betreffende Vorschlag von der Gemeindeversammlung angenommen worden ist. Wird einer der Bauern ein Trunkenbold, oder geräth er etwa auf Wege, die ebenso sicher und schnell zur Zahlungsunfähigkeit führen, so hat jede Familie im Dorfe das Recht, zu klagen, nicht bloss der öffentlichen Moral wegen, sondern aus selbstsüchtigen Gründen, weil alle Familien zusammen für seine Steuern haften müssen. Aus demselben Grunde kann kein Bauer das Dorf auf längere Zeit verlassen ohne die Zustimmung der Gemeinde, und diese Einwilligung wird nicht gegeben, wenn der Antragsteller nicht genügende Sicherheit für die Erfüllung aller seiner jetzigen und künftigen Pflichten leisten kann. Wenn ein Bauer sich auf kurze Zeit entfernen will, um anderswo zu arbeiten, so muss er eine schriftliche Erlaubniss erwirken, die ihm während seiner Abwesenheit als Pass dient; und er kann jeden Augenblick durch Gemeindebeschluss zurückgerufen werden. In Wirklichkeit wird er selten zurückgerufen, so lange er den vollen Betrag seiner Steuern — einschliesslich der für den zeitweiligen Pass zu entrichtenden Abgaben — einschickt, aber bisweilen wendet die Gemeinde ihre Macht, die Mitglieder zurückzuberufen, an, um von den Abwesen-

den Geld zu erpressen. Wenn es z. B. bekannt wird, dass ein auswärts Beschäftigter einen guten Gehalt bezieht, so erhält er vielleicht eines Tages den bestimmten Befehl, sofort nach seinem Heimathsdorfe zurückzukehren, doch wird ihm dabei privatim mitgetheilt, dass man seine Gegenwart entbehren wolle, wenn er eine bestimmte Summe Geldes an die Gemeinde zahle. Das auf solche Weise erlangte Geld wird von der Gemeinde gewöhnlich für Lustbarkeiten ausgegeben. Ob diese Methode der Gelderpressung häufig von den Gemeinden angewendet wird, kann ich nicht bestimmt sagen; aber ich vermuthe, dass diese Vorfälle nicht selten vorkommen, denn ein oder zwei Fälle habe ich selbst beobachten können, und ich weiss, dass die Polizei von St. Petersburg kürzlich angewiesen worden ist, nur dann Bauern in ihre Heimathsdörfer zurückzusenden, wenn der Beweis geliefert wird, dass der Grund der Rückberufung kein blosser Vorwand ist.

Um das russische Dorfwesen richtig aufzufassen, muss der Leser die folgenden beiden Thatsachen im Auge behalten: das Acker- und Weideland gehört nicht den einzelnen Familien, sondern der Gemeinde, und alle Haushaltungen sind zusammen und einzeln für die vollständige Summe verantwortlich, welche die Gemeinde jährlich an den Staatsschatz zu entrichten hat.

In allen Ländern weicht die Regierungstheorie von der wirklichen Verwaltungspraxis beträchtlich ab. Nirgends jedoch ist diese Abweichung bedeutender als in Russland, und bei keiner russischen Institution ist dieselbe grösser als bei der Dorfgemeinschaft. Es wird deshalb nöthig, sowohl Theorie als Praxis kennen zu lernen, und man beginnt am besten mit der ersteren, weil diese einfacher ist. Beherrschen wir einmal die Theorie vollständig, so ist es leicht, die durch besondere Lokalverhältnisse gebotenen Abweichungen zu verstehen.

Der Theorie gemäss sind also alle männlichen Mitglieder des Bauernstandes in allen Theilen des Reiches in Listen eingetragen, welche die Basis der direkten Besteuerung bilden. Diese Listen werden in unregelmässigen Zwischenräumen revidirt und alle zur Zeit der „Revision“ lebenden Individuen männlichen Geschlechts, vom neugeborenen Knäblein an bis zum hundertjährigen Greise, werden gebührend eingeschrieben. Jede Gemeinde besitzt eine Liste dieser Art und zahlt der Regierung eine jährliche, nach der Anzahl der Namen, welche die Liste

enthält, bemessene Summe, oder wie das Volk sagt, nach der Zahl der „Revisionsseelen“. Während der Zeit zwischen den Revisionen nehmen die finanziellen Behörden keine Notiz von den Geburts- und Sterbefällen. Eine Gemeinde, die zur Zeit der Revision hundert männliche Mitglieder zählte, mag nach wenigen Jahren bedeutend mehr oder beträchtlich weniger haben, aber sie zahlt dennoch für hundert Mitglieder Steuer bis eine neue Revision im ganzen Reiche stattfindet.

Nun ist in Russland, wenigstens so weit die ländliche Bevölkerung in Betracht kommt, die Zahlung von Steuern untrennbar mit dem Besitz von Grund und Boden verbunden. Jeder Bauer, der Steuern zahlt, soll einen Antheil an dem der Gemeinde gehörigen Acker- und Weidelande besitzen. Wenn die Gemeinde-Revisionslisten hundert Namen enthalten, so muss das Gemeindeland in hundert Antheile zerfallen und jede „Revisionsseele“ für die von ihr zu zahlenden Steuern ihren Antheil genießen.

Der Leser, welcher meinen Erklärungen bis hierher gefolgt ist, wird vielleicht den Schluss ziehen, dass die von den Bauern gezahlten Steuern in Wirklichkeit eine Art Pachtzins sind, für das ihnen zur Nutzniessung überlassene Land. So scheint es, und so wird es zuweilen dargestellt, aber in Wirklichkeit ist es nicht so. Wenn Jemand ein Stück Land pachtet, so handelt er nach seinem eigenen Urtheil und macht mit dem Eigenthümer einen freiwilligen Kontrakt; aber der russische Bauer muss seine Steuern zahlen, ob er nun Land zu erhalten wünscht oder nicht. Die Theorie, dass die Steuern einfach als Pachtzins des Landes anzusehen seien, wird daher nicht einmal eine oberflächliche Prüfung aushalten. Auch die Ansicht, dass dieselben eine Art Grundsteuer seien, ist unhaltbar. Bei jeder vernünftigen Grundsteuer-Umlegung steht die jährlich zu erhebende Summe in irgend einem Verhältniss zu Qualität und Quantität des zu besteuernenden Bodens; aber in Russland kann es vorkommen, dass die Glieder einer Gemeinde sechs Morgen Landes besitzen und die benachbarte Gemeinde sieben Morgen, und doch können die Steuern in beiden Fällen gleich hoch sein. Die Steuern sind eben persönlich und nach der Zahl der männlichen Seelen berechnet; die Regierung nimmt sich nicht die Mühe, zu untersuchen, wie das Gemeindeland vertheilt wird.

Die Gemeinde muss einfach eine bestimmte jährliche Summe in den Reichsschatz abliefern und es bleibt ihr überlassen, das Land nach Gutdünken unter ihre Mitglieder zu vertheilen.

Wie vertheilt nun die Gemeinde das Land? Auf diese Frage kann man nicht eine bestimmte allgemeine Antwort geben, denn jede Gemeinde handelt nach eigenem Gutdünken. Einige richten sich streng nach der Theorie. Sie theilen ihr Land zur Zeit der Revision in so viele Theile, als Revisionsseelen vorhanden sind und geben jeder Familie so viele Antheile als sie männliche Mitglieder enthält. Das ist vom administrativen Standpunkte das bei Weitem einfachste System. Die Liste stellt fest, wie viel Land einer Familie zufällt, und die einmal geschehenen Umtheilungen bleiben bis zu den in unregelmässigen Zwischenräumen stattfindenden Revisionen in Kraft. Seit dem Jahre 1719 sind z. B. nur zehn Revisionen gemacht worden, so dass die mittlere Dauer dieser Zwischenräume etwa funfzehn Jahre gewesen ist. Dieser Termin kann wohl für einen Pacht-Kontrakt als ziemlich lang gelten. Auf der andern Seite hat dieses System indess ernstliche Mängel. Die Revisionsliste gibt nur die numerische Stärke der Familien an, und diese steht oft in gar keinem Verhältniss zu ihrer Arbeitskraft. Nehmen wir z. B. zwei Familien, die zur Zeit der Revision fünf männliche Mitglieder zählten. Nach dem Census sind diese beiden Familien vollständig gleichartig und haben gleichen Anspruch auf das Gemeindeland; aber in Wirklichkeit kann es vorkommen, dass die eine einen Vater in der Blüthe des Lebens und vier starke Söhne enthält, während die andere vielleicht aus einer Wittwe mit fünf kleinen Knaben besteht. Die Arbeitskraft und die Bedürfnisse dieser beiden Familien sind natürlich sehr verschieden, und wenn das oben erwähnte Vertheilungssystem angewendet wird, so stellt sich wahrscheinlich heraus, dass der Mann mit vier Söhnen und einer entsprechenden Enkelschaar zu wenig Land hat, wohingegen es der Wittwe mit ihren fünf Knaben schwer fallen dürfte, die fünf ihr zufallenden Landantheile zu bebauen und die danach bemessenen Steuern zu erschwingen, denn man muss im Auge behalten, dass in allen Fällen die Gemeindelasten im Verhältniss zu dem erhaltenen Lande vertheilt werden.

Aber warum, könnte man fragen, nimmt die Wittwe nicht

vorläufig die fünf Antheile an und vermiethet dann, so viel sie übrig hat? Der Ueberschuss, der ihr nach Bezahlung der Steuern bleiben müsste, könnte für die Erziehung ihrer kleinen Familie verwendet werden.

So erscheint die Sache dem, der nicht weiss, dass in Russland der Besitz eines Antheiles am Gemeindelande zuweilen nicht ein Vorrecht, sondern eine Last ist. In einzelnen Gemeinden ist der Boden so mager und in so überreichlichem Maasse vorhanden, dass sich Niemand findet, der dafür Pachtzins zu zahlen geneigt wäre. Viele Dörfer in der Provinz Ssmolensk zeigen z. B. zahlreiche unbebaute Streifen im Gemeindelande. In anderen Gegenden würde eine Bebauung des Bodens lohnen, aber ein billiger Pachtzins würde nicht hinreichen, die Steuern und Abgaben zu decken.

Um diesen unbequemen Folgen des einfacheren Systems vorzubeugen, haben einige Gemeinden den Modus angenommen, das Land nicht nach der Anzahl der Revisionsseelen, sondern nach der in den Familien vorhandenen Arbeitskraft zu vertheilen. So würden bei dem oben angenommenen Beispiele der Wittwe vielleicht zwei, dem grossen Hauswesen mit fünf Arbeitern dagegen sieben oder acht Antheile zugefallen sein. Seitdem die grossen Familien sich aufgelöst haben, ist eine solche Verschiedenheit, wie ich sie annahm, natürlich selten; aber es kommen doch noch ziemlich bedeutende Unterschiede vor, die eine Abweichung von dem Vertheilungssystem nach den Revisionslisten rechtfertigen.

Wenn selbst die Umtheilung zur Zeit der Revision recht und billig war, so kann dieselbe durch die natürlichen Schwankungen der Bevölkerung bald unbillig und lästig werden. Geburten und Sterbefälle können im Laufe weniger Jahre die Arbeitskräfte der verschiedenen Familien sehr verändern. Die Söhne der Wittwe können sich bis zur Männlichkeit entwickeln, während vielleicht zwei oder drei kräftige Mitglieder der anderen Familie durch eine Epidemie hinweg gerafft worden sind. So kann also, ehe eine neue Revision stattfindet, die Vertheilung des Landes längst nicht mehr im Einklang stehen mit dem Bedarf und der Leistungsfähigkeit der verschiedenen Familien, aus denen die Gemeinde zusammengesetzt ist. Man wendet verschiedene Mittel an, um hier Rath zu schaffen. Einige Ge-

meinden übertragen bestimmte Landstücke von einer Familie auf eine andere, wie die Umstände es erheischen mögen; wogegen andere während der Zwischenräume zwischen den Revisionen eine vollständige Umtheilung des Landes vornehmen.

Jede Gemeinde bestimmt selbst, nach welchem System der ihr zugehörige Boden vertheilt werden soll. In dieser Hinsicht geniesst dieselbe die vollständigste Autonomie, und keinem Bauern kommt je der Gedanke, gegen einen Gemeindebeschluss zu appelliren. Die oberen Behörden enthalten sich nicht bloss jeglicher Einmischung bei der Landvertheilung, sondern erfahren auch fast niemals, welches System die Gemeinden gewöhnlich befolgen. Obschon die Regierung einen wahren Heisshunger nach symmetrisch zusammengestellten statistischen Tabellen entwickelt, — viele derselben sind hauptsächlich aus Materialien entstanden, welche die dunkle, geheime Gewissenhaftigkeit der unteren Beamten geliefert hat — so ist doch bis jetzt kein Versuch gemacht worden, statistische Daten zu sammeln, die über diesen wichtigen Gegenstand Licht verbreiten könnten. Trotz der systematischen und beharrlichen Anstrengungen von Seiten der Bureaukratie, alle Theile des nationalen Lebens bis in das Kleinste zu leiten, bleiben doch die ländlichen Genossenschaften, die etwa fünf Sechstel der Bevölkerung ausmachen, in mancher Hinsicht gänzlich ausserhalb ihres Einflusses, und sogar ausserhalb ihres Gesichtskreises. Aber der Leser möge sich nicht allzusehr wundern. Er wird sich daran gewöhnen, dass Russland das Land der Widersprüche ist; und er wird gleich noch viel erstaunlichere Kunde hören, die durch Trompetenschall von Herolden eingeleitet werden sollte. In „der grossen Feste cäsarischen Despotismus und verknöchelter Bureaukratie“ sind diese Dorfgemeinden, die etwa fünf Sechstel der Bevölkerung ausmachen, vorzügliche Muster von konstitutioneller Regierung mit Volksvertretung und zwar vom äussersten demokratischen Schlage.

Wenn ich sage, dass die Landgemeinde als Beispiel eines konstitutionellen Staates gelten kann, so bedeutet das natürlich nicht einen konstitutionellen Staat in unserem Sinne mit einer Unzahl geschriebener Paragraphen, die der Regierung als Richtschnur dienen sollen. Ein solches geschriebenes Recht ist in den russischen Dorfgenossenschaften gänzlich unbekannt. Ihre

Konstitution besteht aus einer Reihe ungeschriebener überlieferter Anschauungen, die allmählich entstanden sind und sich unter dem Einflusse der ewig wechselnden praktischen Nothwendigkeit verändert haben. Ob die Rechte und Pflichten, sowie die gegenseitigen Beziehungen des Dorfältesten und der Dorfversammlung je näher bestimmt worden sind oder nicht, jedenfalls haben weder die Dorfältesten noch die Mitglieder der Versammlung eine Ahnung von derartigen Bestimmungen; und dennoch weiss jeder Bauer, gleichsam instinktiv, was jedem Theile obliegt. Die Gemeinde ist eben eine lebende Institution, die bei ihrer natürlichen Lebenskraft ohne den Beistand und die Richtschnur geschriebener Gesetze auskommen kann.

Ueber ihren völlig demokratischen Charakter kann gar kein Zweifel herrschen. Der Aelteste hat nur die Exekutivgewalt. Alle wirkliche Macht ruht in der Versammlung, zu der alle Familienhäupter gehören. Der einfache, durchaus nicht formelle Gang der Verhandlungen zeigt deutlich den wesentlich praktischen Charakter der Vereinigung. Die Versammlungen finden unter freiem Himmel statt, weil das Dorf kein Gebäude enthält — mit Ausnahme der Kirche, die nur zu religiösen Zwecken benutzt werden darf — das gross genug wäre, alle Mitglieder zu fassen, und dieselben werden fast stets an Sonn- oder Feiertagen abgehalten, wenn es den Bauern an freier Zeit nicht fehlt. Irgend ein freier Raum, der gross genug und am wenigsten kothig ist, dient als Forum. Die Diskussionen sind zuweilen sehr belebt, aber eigentliche Reden werden selten gehalten. Sollte ein junges Mitglied die Neigung zeigen, sich oratorisch zu ergehen, so wird sein Redefluss bestimmt von einem der älteren Mitglieder ohne Weiteres unterbrochen, die für Schönrederei keinen Sinn haben. Die ganze Versammlung sieht wie eine Menschenmenge aus, die der Zufall zusammengeführt hat, und welche, in kleine Gruppen gesondert, örtliche Angelegenheiten bespricht. Nach und nach zieht eine der Gruppen, die zwei oder drei Bauern von grösserem moralischen Einfluss enthält, die anderen an, und die Diskussion wird eine allgemeine. Zwei oder drei Bauern können zugleich sprechen und einander ungehindert unterbrechen, wobei sie sich meist einer offenerzigen, ungeschminkten und keineswegs parlamentarischen Sprache bedienen, und die Diskussion kann sich für einige Mi-

nuten zu einem verwirrenden, unverständlichen Lärme gestalten, aber gerade dann, wenn der Zuschauer glaubt, dass die Besprechung sich in eine Schlägerei verwandeln muss, hört der Tumult plötzlich auf, oder allgemeines Gelächter deutet an, dass Jemand durch ein starkes argumentum ad hominem oder eine beissende persönliche Bemerkung richtig getroffen worden ist. Es ist in keinem Falle Gefahr vorhanden, dass diese Wortzwiste mit Thätlichkeiten enden. Keine Menschenklasse der Welt ist gutherziger und friedlicher als die der russischen Bauern. Im nüchternen Zustande schlagen sie sich nie, und selbst unter dem Einflusse des Alkohols sind sie eher übermässig zärtlich, als unangenehm streitsüchtig. Wenn zwei von ihnen sich zum Trinken hinsetzen, so ist es wahrscheinlich, dass sie sich nach wenigen Minuten, obgleich sie einander vielleicht vorher nie gesehen haben, in sehr starken Ausdrücken ihrer gegenseitige Achtung und Zuneigung versichern und ihre Worte nun und dann durch eine herzliche Umarmung bekräftigen.

Theoretisch genommen, hat das Dorfparlament auch seinen Vorsitzenden in der Person des Dorfältesten. Derselbe trägt als Amtszeichen um den Hals eine kleine, an einer dünnen Messingkette befestigte Medaille. Seine Pflichten sind keine schweren. Es gehört nicht zu seinem Amte, diejenigen, welche die Diskussionen unterbrechen, zur Ordnung zu rufen. Wenn er einmal eines der ehrenwerthen Mitglieder durák, d. i. Dummkopf, nennt, oder einen Redner durch ein lakonisches „Moltschi!“ (schweig!) unterbricht, so thut er dieses nicht auf Grund eines besonderen Vorrechts, sondern einfach, weil das ein durch den Brauch eingebürgertes Privilegium ist, das jeder der Anwesenden geniesst und ungestraft gegen ihn selbst gebraucht werden kann. Es lässt sich in der That sagen, dass im Allgemeinen weder die anzuwendende Sprache, noch der Gang der Verhandlungen irgend welchen strengen Regeln unterworfen sind. Der Aelteste tritt nur dann in den Vordergrund, wenn eine Abstimmung nöthig wird. Bei solchen Gelegenheiten wird er sich vielleicht ein wenig vor die Menge hinstellen und sagen: „Nun, Rechtgläubige, habt ihr so beschlossen?“ und die Menge wird wahrscheinlich antworten: „Ládno! ládno!“ das heisst: „Ja wohl, einverstanden!“

Gemeindemaassregeln werden gewöhnlich auf diese Weise

durch Akklamation beschlossen; aber es kommen Fälle vor, bei denen eine solche Meinungsverschiedenheit herrscht, dass es schwierig ist zu sagen, welche Partei die Majorität bildet. In diesem Falle ersucht der Aelteste die eine Partei, sich rechts, und die andere, sich links aufzustellen. Die beiden Gruppen werden dann gezählt und die Minorität unterwirft sich, denn Niemand denkt je daran, sich einem Beschlusse des „Mir“ offen zu widersetzen.

Fast vor einem halben Jahrhundert wurde ein Versuch gemacht, den Gang der Verhandlungen bei Dorfversammlungen unter den Domänenbauern durch geschriebene Bestimmungen zu regeln, und unter anderen Reformen wurde auch das Abstimmen mittelst Kugeln eingeführt; aber der neue Brauch schlug nie Wurzel. Die Bauern sahen die neue Methode nicht mit Wohlwollen an und beharrten dabei, dieselbe verächtlich „Spielen mit Marmelsteinen“ zu nennen.

Unter der Menge wird man — besonders in den nördlichen Provinzen, wo ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung stets vom Dorfe abwesend ist — eine gewisse Anzahl Bäuerinnen bemerken. Diese Frauen sind in Folge der Abwesenheit oder des Ablebens ihrer Ehemänner zu der Zeit zufällig Familienhäupter und als solche berechtigt, bei den Berathungen zugegen zu sein, welches Recht auch nie in Frage gestellt wird. Wenn es sich um Dinge handelt, die das Gemeinwohl betreffen, so sprechen sie selten, wagen sie es indess, bei solchen Gelegenheiten eine Meinung zu äussern, so haben sie wenig Aussicht, angehört zu werden, denn der russische Bauernstand weiss bis jetzt noch wenig von den modernen Lehren über die Gleichberechtigung der Frauen. Die allgemeine Ansicht über die Fassungsgabe der Frauen wird durch die unfeine Redensart illustriert: „Das Haar ist lang, aber der Verstand kurz.“ Nach einem Sprüchwort haben sieben Frauen zusammengenommen nur eine Seele, und eine andere noch ungalantere volksthümliche Redensart besagt, dass Weiber gar keine Seelen haben, sondern nur Dunst. Eine Frau verdient deshalb als Frau nicht viel Rücksicht, aber eine besondere Frau, die an der Spitze eines Hauswesens steht, ist berechtigt, über alle Fragen zu sprechen, die das unter ihrer Obhut stehende Hauswesen direkt angehen. Wenn z. B. vorgeschlagen worden ist, ihren Antheil an Land und Lasten zu ver-

grössern, oder zu verkleinern, so ist es ihr gestattet, ungehindert über die Sache zu sprechen, und sogar kleine Anzüglichkeiten gegen ihre männlichen Gegner anzubringen. Sie setzt sich allerdings dadurch spitzen Bemerkungen aus, aber sie wird wahrscheinlich im Stande sein, dieselben mit Zinsen heimzugeben, indem sie z. B. mit grosser Giftigkeit die häuslichen Dinge derer, die sie angreifen, zur Sprache bringt. Und sollten Gründe und Sticheleien versagen, so versucht sie ziemlich bestimmt die Wirkung des Pathetischen, mit obligaten Thränen begleitet. Dieser Methode der Ueberredung ist übrigens der russische Bauer seltsamer Weise kaum zugänglich.

In der Dorfversammlung spiegeln sich alle guten und schlechten Eigenschaften der ländlichen Bevölkerung wieder, denn dieselbe ist thatsächlich aus Volksvertretern zusammengesetzt. Die getroffenen Entscheidungen sind deshalb meist einfach, praktisch und dem gesunden Menschenverstande entsprechend, aber gelegentlich kommt in Folge schädlichen Einflusses, der meist alkoholischer Natur ist, eine Abweichung vom rechten Wege vor. Ich erlebte in Iwanoffka einen solchen Fall. Es handelte sich darum, ob ein Kabák, d. i. ein Schnapsladen, im Dorfe eröffnet werden sollte. Ein Händler aus der Bezirksstadt trug darauf an und erbot sich, der Gemeinde eine jährliche Summe für die nöthige Erlaubniss zu zahlen. Die fleissigeren, anständigeren Gemeindemitglieder, sowie die ganze weibliche Bevölkerung des Ortes waren stark gegen das Projekt eingenommen, denn sie wussten sehr wohl, dass ein Kabák mehr als eine Haushaltung zum Ruin bringen würde; aber der unternehmende Handelsmann hatte durch starke Beweggründe eine grosse Anzahl der Mitglieder überredet, und es gelang ihm, eine Entscheidung zu seinen Gunsten zu erwirken.

Die Versammlung beräth alle Angelegenheiten, die das Gemeindewohl betreffen, und, da dieselben nie gesetzlich festgestellt worden sind und es keine Möglichkeit gibt, gegen die von ihr gefassten Beschlüsse zu appelliren, so ist ihre Kompetenz sehr ausgedehnt. Die Versammlung bestimmt die Zeit für das Heumachen und den Tag, an dem angefangen wird, das Brachfeld zu pflügen; sie bestimmt die Maassregeln, welche gegen die unpunktlichen Steuerzahler ergriffen werden sollen; sie entscheidet darüber, ob ein neues Mitglied in die Gemeinde aufgenommen

wird und ob es einem alten Mitgliede gestattet werden soll, seinen Wohnsitz zu wechseln; sie gibt oder verweigert die Erlaubniss, neue Gebäude auf dem Gemeindeboden aufzuführen, sie schliesst alle Kontrakte mit den eigenen Mitgliedern oder mit Fremden ab; wenn sie es für nöthig hält, greift sie in die häuslichen Angelegenheiten ihrer Mitglieder ein; sie erwählt den Gemeindeältesten, wie auch den Steuereinnnehmer und den Wächter, (wo solche Aemter bestehen) und den Gemeindegirten; vor Allem theilt sie das Gemeindeland ein und vergibt es an ihre Mitglieder, wie sie es für gut findet.

Man sollte nun vermuthen, dass die Wahlen mit grossen Aufregungen verbunden seien. Das wäre jedoch ein Irrthum. Dieselben bringen deshalb wenig Erregung mit sich, weil in der Regel Niemand gewählt werden mag. Man erzählt, dass einst einem Bauern, der sich Etwas hatte zu Schulden kommen lassen, von einem Friedensvermittler — über diese Beamtenklasse werde ich in der Folge noch Manches zu sagen haben — mitgetheilt wurde, dass er in Zukunft kein Gemeindeamt mehr bekleiden dürfe; und statt diese Verminderung seiner bürgerlichen Rechte zu beklagen, verbeugte er sich tief und sprach seinen ergebenen Dank für das neue Privilegium aus, das man ihm gewährt habe. Diese Anekdote ist vielleicht erfunden, aber sie mag als Erläuterung der unbestrittenen Thatsache dienen, dass der russische Bauer ein öffentliches Amt eher als eine Bürde, als eine Ehre ansieht. In diesen kleinen ländlichen Gemeinwesen gibt es keinen bürgerlichen Ehrgeiz; das Vorrecht, eine bronzene Medaille zu tragen, die keine Achtung gebietet, und die wenigen Rubel Gehalt gewähren eben keine angemessene Entschädigung für Mühe, Aerger und Verantwortlichkeit, die ein Dorfältester auf sich zu nehmen hat. Die Wahlen sind deshalb gewöhnlich sehr friedlich und uninteressant. Folgende Beschreibung möge das erläutern.

Es ist Sonntag Nachmittag. Die Dorfbewohner, sowohl die männlichen als die weiblichen, zeigen sich in ihrem Sonntagsstaate, und die hellen Kleider der Frauen helfen der Sonne die Szene durch ein Paar frische Farben beleben, die für gewöhnlich einfarbig grau aussieht. Langsam sammelt sich die Menge auf dem freien Platze bei der Kirche. Alle Altersklassen sind vertreten. An den äussersten Rändern befindet sich eine Schaar

hellblonder, fröhlicher Kinder, — einige stehen oder liegen auf dem Grase und blicken neugierig auf die Versammlung; andere laufen umher und spielen Haschen. Dicht bei diesen steht eine Gruppe junger Mädchen, die sich krampfhaft bemühen, nicht in Lachen auszubrechen. Die Ursache ihrer Heiterkeit ist ein Jüngling von etwa 17 Sommern, offenbar der Spassvogel des Dorfes; derselbe steht mit einer Harmonika in der Hand neben ihnen und erzählt im halblauten Tone, wie man gerade dabei sei, ihn zum Gemeindeältesten zu wählen, und welche tollen Streiche er in dieser Eigenschaft loszulassen gedächte. Wenn eines der Mädchen laut lacht, so wenden sich die in der Nähe stehenden Frauen um und schelten; und eine von ihnen kommt näher, um der Sünderin mit würdevollem Tone zu befehlen, sich sofort nach Hause zu trollen, wenn sie sich nicht anständig betragen könne. Niedergeschlagen zieht sich die Schuldige zurück, und der schelmische Jüngling verwendet den Vorfall gleich zu einem neuen Spasse. Inzwischen haben die Berathungen ihren Anfang genommen. Die Mehrzahl der Mitglieder plaudert miteinander oder beobachtet eine kleine, etwas seitwärts stehende Gruppe, die aus drei Bauern und einer Bäuerin besteht. Hier allein wird die heute zur Verhandlung kommende Sache wirklich diskutiert. Die Frau setzt mit Thränen in den Augen und mit einer Menge unnützer Wiederholungen auseinander, dass ihr „Alter“, der gegenwärtig Gemeinde-Aeltester ist, krank liegt und seinen Pflichten nicht nachkommen kann.

„Aber er hat sein Jahr noch nicht um, und es wird wohl besser mit ihm werden,“ bemerkt ein Bauer, der augenscheinlich der Jüngste der kleinen Gruppe ist.

„Wer weiss?“ antwortete die Frau seufzend. „Es steht in Gottes Willen, aber ich glaube nicht, dass er je seinen Fuss wieder auf den Boden setzen wird. Der Feldscheer ist vier Mal bei ihm gewesen, und der Doktor selbst ist ein Mal gekommen, und der sagte, er müsste in's Hospital gebracht werden.“

„Und warum wurde er nicht dorthin geschafft?“

„Wie konnten wir. Wer soll ihn tragen? Er ist doch kein kleines Kind. Das Krankenhaus ist vierzig Werst entfernt. Wenn man ihn auf einen Karren legt, so würde er auf der ersten Werst seinen Geist aufgeben. Und dann, wer weiss, was

mit den Leuten im Krankenhause angefangen wird?“ Diese letzte Frage enthielt wahrscheinlich den wahren Grund, warum die Anordnung des Doktors nicht befolgt worden war.

„Ganz gut, das ist genug, schweigt still!“ sagte der Graubart in der Gruppe zu der Frau; und sich zu den anderen Bauern wendend, bemerkt er: „Da ist nichts zu machen. Der Stanowoi (Offizier der Landpolizei) wird in diesen Tagen herkommen und wieder grossen Lärm machen, wenn wir keinen neuen Aeltesten wählen.“

„Wen sollen wir nehmen?“

Sobald diese Frage gestellt wird, schlagen mehrere Bauern die Augen nieder, oder suchen auf andere Weise die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, damit man sie nicht in Vorschlag bringe. Wenn das Stillschweigen ein Paar Minuten gedauert hat, sagt der Graubart: „Da ist Alexëi Iwánoff, er ist noch nicht im Amte gewesen!“

„Ja, ja wohl, Alexëi Iwanoff!“ ruft ein halb Dutzend Stimmen, deren Inhaber vielleicht fürchteten, erwählt zu werden.

Alexëi sträubt sich bis auf's Aeusserste. Er kann nicht vorgeben, er sei krank, denn sein volles, frisches Gesicht würde ihn sofort Lügen strafen, aber er findet eine Reihe anderer Gründe, die ihn verhindern, die Wahl anzunehmen, und bittet demgemäss, man möge ihn entschuldigen. Aber seine Proteste werden nicht als gültig anerkannt, und die Verhandlungen nehmen ein Ende. Die Wahl eines Dorfältesten hat, wie es sich gehört, stattgefunden.

Etwas viel Wichtigeres als die Wahlen sind die Umtheilungen des Gemeindelandes. Den Familienvater berührt es wenig, wie die Wahl ausfällt, vorausgesetzt, dass er selbst nicht gewählt wurde. Ob das Amt dem Iwán, oder Alexëi, oder Nikolai zufällt, ist ihm vollständig gleichgültig, denn die Amtsträger haben nur sehr geringen Einfluss in Gemeindeangelegenheiten. Wenn es sich dagegen um Eintheilen und Verleihen des Landes handelt, so bleibt er nicht passiver und gleichgültiger Zuschauer, denn das materielle Wohl jedes Haushaltes hängt zum grossen Theile von dem ihm zuertheilten Lande und den Abgaben ab, die darauf lasten.

In den südlichen Provinzen, wo der Boden fruchtbar ist und die Steuern den normalen Pachtzins nicht übersteigen, ist

eine Umtheilung verhältnissmässig einfach. Hier verlangt jede Haushaltung so viel Land als ihr zukommt — d. h. also so viele Antheile, als Mitglieder von ihr in den letzten Revisionslisten eingetragen stehen. Die Versammlung hat daher keine schwierigen Fragen zu lösen. Die Gemeinde-Revisionsliste bestimmt die Zahl der Antheile, in welche das Gemeindeland eingetheilt werden muss und ebenso die Anzahl der jeder Familie zufallenden Parzellen. Es können nur dadurch Schwierigkeiten entstehen, dass Familien sich mit den bestimmten ihnen angewiesenen Parzellen nicht zufrieden erklären, doch wird dem in der Regel durch das Ziehen von Loosen vorgebeugt. Es können allerdings Meinungsverschiedenheiten darüber vorkommen, ob und wann eine neue Umtheilung stattfinden soll, doch wird diese Frage durch eine einfache Abstimmung der Versammlung leicht entschieden.

In vielen Gemeinden der nördlichen Provinzen ist eine Umtheilung mit mehr Schwierigkeiten verbunden. Hier ist der Boden oft sehr unfruchtbar und die Steuern sind höher als der Pachtzins; es kann also vorkommen, dass die Bauern danach streben, so wenig als möglich Land zu erhalten. In diesen Fällen ereignen sich zuweilen Szenen folgender Art:

Iwan ist gefragt worden, wie viele Antheile vom Gemeindelande er übernehmen will und antwortet langsam und überlegend: „Ich habe zwei Söhne und dann bin ich da, ich will also drei Antheile nehmen, oder etwas weniger, wenn es Euch beliebt.“

„Weniger!“ ruft ein Bauer mittleren Alters, der nicht Dorfältester ist, sondern nur als einflussreiches Mitglied die leitende Rolle bei den Verhandlungen spielt. „Du redest Unsinn. Deine beiden Söhne sind schon alt genug, Dir zu helfen, und sie verheirathen sich vielleicht nächstens und bringen Dir zwei neue Arbeiterinnen.“

„Mein ältester Sohn,“ erklärt Iwan, „arbeitet beständig in Moskau, und der andere verlässt mich im Sommer häufig.“

„Aber Beide schicken oder bringen Geld nach Hause und wenn sie sich verheirathen, so werden die Frauen bei Dir verbleiben.“

„Gott weiss, was geschehen mag,“ antwortete Iwan, den ersten Theil der Bemerkung seines Gegners mit Stillschweigen übergehend. „Wer weiss, ob sie heirathen werden!“

„Das kannst Du doch leicht in Ordnung bringen!“

„Das kann ich nicht. Die Zeiten haben sich geändert. Die jungen Leute machen, was sie wollen, und wenn sie sich verheirathen, so wollen sie alle einen eigenen Hausstand haben. Drei Anthteile werden mir schwer genug werden.“

„Nein, nein! Wenn sie sich von Dir trennen, so werden sie Dir Land abnehmen. Du musst mindestens vier nehmen. Die alten Weiber da, die für kleine Kinder zu sorgen haben, können nicht nach der Seelenzahl Anthteile übernehmen.“

„Er ist ein reicher Mushík!“ (Bauer) ruft eine Stimme aus der Menge. „Gebt ihm fünf Seelen!“ (das heisst also fünf Theile des Landes und der Abgaben.)

„Fünf Seelen, unmöglich. Bei Gott unmöglich!“

„Sehr wohl, Du sollst vier haben,“ sagt der leitende Geist zu Iwan, und sich zur Menge wendend, fragt er: „Soll es so sein?“

„Vier, vier,“ murmelt die Versammlung; und die Frage ist erledigt.

Darauf kommt eins der eben erwähnten alten Weiber an die Reihe. Ihr Gatte ist unheilbar krank und sie hat drei kleine Knaben, von denen erst einer zur Feldarbeit tauglich ist. Wenn man streng nach der Revisionsliste verfahren wollte, so würden ihr vier Anthteile zufallen; aber sie würde nie im Stande sein, vier Quoten der Gemeindesteuern zu zahlen. Man muss ihr also weniger geben. Wird sie gefragt, wie viele Anthteile sie nehmen wolle, so antwortet sie mit niedergeschlagenen Augen: „Wie der Mir entscheidet, so sei es!“

„Dann musst Du drei nehmen!“

„Was redest Du, Väterchen?“ schreit die Frau, plötzlich die Miene demüthigen Gehorsams abwerfend. „Hört Ihr es, Ihr Rechtgläubigen? Sie wollen mir drei Seelen aufladen! Hat man so Etwas je gehört? Seit St. Peterstag ist mein Mann bettlägerig, — er scheint behext zu sein, denn Nichts thut ihm gut. Er kann keinen Fuss zur Erde setzen, — es ist genau so, als wenn er todt wäre; nur isst und trinkt er!“

„Du redest Unsinn,“ bemerkt ein Nachbar, „er war letzte Woche im Kabák“ (Schnapsbude).

„Und Du!“ gibt die Frau zurück, den Gegenstand des Gesprächs wechselnd, „was hast Du bei der letzten Kirmess ge-

macht? Warst Du es nicht, der sich betrank und seine Frau schlug, bis sie das ganze Dorf durch ihr Gekreisch aufstörte? Und das geschah erst letzten Sonntag — pfui!“

„Hör mich an“, sagt der Aelteste gemessen, indem er den Strom der Anzüglichkeiten kurz abschneidet. „Du musst wenigstens zwei und einen halben Antheil nehmen. Kannst Du das nicht selbst bewältigen, so musst Du Dir Hülfe schaffen.“

„Wie ist das möglich? Woher soll ich das Geld nehmen, einen Arbeiter zu bezahlen?“ fragt die Frau mit Wehklagen und einer Fluth von Thränen. „Habt Mitleid mit den armen Waisen, Ihr Rechtgläubigen! Gott wird's Euch lohnen!“ u. s. w., u. s. w.

Ich darf den Leser nicht mit einer ausführlichen Beschreibung dieser Szenen ermüden, die immer sehr lange währen und zuweilen heftig ausfallen. Alle Anwesenden sind stark betheiligt, denn die Zutheilung des Landes ist das bei Weitem wichtigste Ereigniss im Leben des russischen Bauern, und eine Verständigung kann erst nach vielem Hin- und Hergerede erzielt werden. Nachdem die Zahl der Antheile für jede Familie festgesetzt worden ist, gibt die Vertheilung der verschiedenen Parzellen zu neuen Schwierigkeiten Anlass. Die Familien, die ihr Land gut gedüngt haben, suchen ihre alten Parzellen zurück zu erlangen, und die Gemeinde berücksichtigt ihre Ansprüche, soweit als dieselben mit der neuen Einrichtung vereinbar sind; aber es kommt vor, dass es unmöglich wird, Sonderrechte und Gemeinde-Interessen in Einklang zu bringen, und in solchen Fällen werden Erstere auf eine Weise zurückgesetzt, die ein echter Germane nicht über sich ergehen liesse. Ernstliche Folgen entstehen indess dadurch nicht. Die Bauern sind daran gewöhnt, auf diese Weise zusammen zu gehen, dem Gemeindewohl Zugeständnisse zu machen und sich rückhaltslos dem Willen des Mir zu unterwerfen. Ich kenne viele Fälle, wo die Bauern der Polizeibehörde, dem Provinzial-Gouverneur und selbst höheren Regierungsbehörden Trotz geboten haben, aber ich habe nie davon gehört, dass einem Beschlusse des Mir von einem seiner Mitglieder offener Widerstand entgegengesetzt worden wäre.

Auf den vorhergehenden Seiten habe ich wiederholt von „Antheilen am Gemeindelande“ gesprochen. Um falschen Auffassungen zu begegnen, muss ich sorgfältig erklären, was dieser

Ausdruck bedeutet. Ein Antheil bedeutet nicht einfach einen Komplex Landes; im Gegentheil, derselbe besteht immer aus wenigstens vier und zuweilen aus einer noch grösseren Anzahl verschiedener Parzellen. Darin liegt wieder ein Unterschied zwischen dem russischen und einem westeuropäischen Dorfe.

Das Gemeindeland zerfällt in Russland in drei Gattungen: das Land, auf welches das Dorf gebaut ist, das Ackerland und die Wiese oder das Heufeld. Auf der ersten derselben besitzt jede Familie ein Haus mit Garten, die das erbliche Eigenthum der Familie sind und durch die periodischen Umtheilungen nie berührt werden. Die beiden anderen Gattungen sind der Wiedervertheilung unterworfen, aber nach etwas verschiedenen Grundsätzen.

Das ganze Gemeindeackerland wird zunächst in drei Felder eingetheilt, mit Rücksicht auf die dreijährige Abwechselung der Ernten, wie ich schon berichtet habe; jedes Feld wird in die sich aus der Revisionsliste ergebende Anzahl langer schmaler Streifen eingetheilt, die einander so nahe als möglich an Flächeninhalt und Güte gleich sind. Zuweilen wird es nöthig, das Feld in mehrere Theile zu zerlegen, je nach der Qualität und Entfernung der Grundstücke; und dann muss jeder dieser Theile nochmals in die erforderliche Anzahl Streifen zerlegt werden. Jedes Hauswesen besitzt nun mindestens einen Streifen in jedem Felde, resp. in jedem Theile eines Feldes; dadurch wird die Umtheilung etwas komplizirt. Die Bauern messen die Streifen selbst mit Hülfe einfacher Messruthen ab, und die Genauigkeit, mit der dieses geschieht, ist wahrhaft bewundernswürdig.

Die zur Heuproduktion bestimmte Wiese wird in die gleiche Anzahl Parzellen eingetheilt wie das Ackerland. Die Vertheilung findet hierbei jedoch nicht in unregelmässigen Zwischenräumen, sondern alljährlich statt. Jedes Jahr begeben sich die Dorfbewohner an einem von der Versammlung festgesetzten Tage in corpore zu diesem Theile ihres Eigenthums und theilen dasselbe in die erforderliche Anzahl Parzellen ein. Dann werden Loose gezogen, und jede Familie mäht sogleich den ihr zugefallenen Theil. In einigen Gemeinden wird die Wiese von allen Bauern gemeinsam gemäht und das Heu nachher unter die Familien vertheilt; doch kommt dieses System nicht so häufig vor.

Da das ganze Gemeindeland somit in gewissem Grade

einem grossen Gute ähnlich ist, so ist es nothwendig, bei der Bebauung desselben gewisse gemeinsame Regeln zu beobachten. Eine Familie kann auf das ihr zugefallene Land säen, was ihr beliebt, aber alle Familien müssen sich wenigstens dem angenommenen Abwechselungssystem anbequemen. In gleicher Weise darf eine Familie das Herbstpflügen nicht vor einer bestimmten Zeit beginnen, weil sie dadurch die Rechte der anderen Gemeindeglieder verletzen würde, die das Brachfeld als Weideplatz benutzen.

Es ist recht seltsam, dass dieses primitive System des Landbesitzes bis in das neunzehnte Jahrhundert fortbestehen konnte; noch merkwürdiger ist indess, dass viele intelligente Leute die Institution, von der es einen wesentlichen Theil bildet, als eine der grossartigen Institutionen der Zukunft und als ein Universalheilmittel für soziale und politische Uebel ansehen. Die Erklärung dieser Thatsachen bildet ein interessantes Kapitel der russischen Sozial-Geschichte.

Neuntes Kapitel.

Auf welche Weise das Gemeindewesen sich erhalten hat und was es in der Zukunft leisten soll.

Durchgreifende Reformen im Anfang der jetzigen Regierung. — Protest gegen das Prinzip des „laissez faire“. — Furcht vor dem Proletariat. — Sanguinische Hoffnungen. — Ueble Folgen der Gemeinde-Einrichtungen. — Die Gemeinde der Zukunft. — Das Stadtproletariat. — Die jetzigen Zustände sind vorübergehende.

Ich darf wohl als bekannt voraussetzen, dass Russland vor wenigen Jahren einer Reihe durchgreifender Reformen unterworfen wurde. Ausser der Befreiung der Leibeigenen schuf man ein neues System lokaler Selbstverwaltung, und bei der damals vorhandenen Reformwuth konnte es Wunder nehmen, dass eine so merkwürdige primitive Institution wie die ländliche Genossenschaft dem bureaukratischen Sturmwinde widerstehen konnte. Dieses seltsame Phänomen werde ich jetzt zu erklären versuchen, theils weil der Gegenstand an sich interessant ist, und theils weil ich hoffe, dadurch etwas Licht über den eigenthümlichen geistigen Standpunkt zu verbreiten, den die russischen gebildeten Stände der jetzigen Zeit einnehmen.

Als es im Jahre 1857 offenbar wurde, dass die Aufhebung der Leibeigenschaft bevorstand, glaubten Viele, dass die ländlichen Genossenschaften gänzlich abgeschafft oder wenigstens durchaus umgestaltet werden würden. Zu der Zeit waren viele Russen enthusiastische Bewunderer des englischen Verwaltungssystems und glaubten, ebenso wie die alte Schule der politischen Wissenschaften, dass England sein kommerzielles und industrielles Uebergewicht dem einen Prinzipie verdanke, das individuelle Freiheit und unbegrenzte Konkurrenz Allem voranstellt. Dieses

Prinzip verträgt sich natürlich nicht mit dem ländlichen Genossenschaftssystem, welches den Bauernstand zwingt, Land zu besitzen, einen unternehmenden Bauern darin hindert, Land von seinem weniger thätigen Nachbarn zu erwerben und die Freiheit des Handelns der einzelnen Mitglieder sehr beträchtlich einschränkt. Es wurde demgemäss angenommen, dass das ländliche Gemeinwesen, als mit dem modernen Fortschrittsgeiste nicht vereinbar, in dem neu anbrechenden Régime der Freiheit keinen Platz finden würde.

Kaum waren diese Ideen in der Presse zum Ausdruck gekommen, so riefen sie heftige Proteste hervor. Die Protestierenden schieden sich in zwei bestimmte Gruppen. Auf der einen Seite standen die sogenannten Slavophilen, eine kleine Schaar patriotischer, sehr gebildeter Moskoviter, die sehr stark dazu neigten, Alles spezifisch Russische zu bewundern, und die sich gewöhnlich weigerten, vor der Weisheit des westlichen Europa die Kniee zu beugen. Diese Herren setzten in einem speziellen, erst eben von ihnen gegründeten Organ ihren Landsleuten auseinander, dass das Gemeindewesen eine ehrwürdige und Russland eigenthümliche Einrichtung sei, welche in der Vergangenheit den bösen Einfluss der Leibeigenschaft gemildert habe und in der Zukunft bestimmt dem befreiten Bauernstande unschätzbare Dienste leisten würde. Die andere Gruppe war von ganz anderem Geiste beseelt. Dieselbe hatte keine Sympathie für nationale Eigenthümlichkeiten und keine Verehrung für verschimmelte Alterthümer. Dass das Gemeindewesen spezifisch russisch oder slavisch und ein Ueberbleibsel primitiver Zeiten war, bildete in ihren Augen nichts weniger als eine Empfehlung zu seinen Gunsten. Sie waren Kosmopoliten und betrachteten die Sache durchaus frei von jeglicher alterthümelnden Sentimentalität, einfach vom Nützlichkeits-Standpunkte aus. Sie stimmten jedoch mit den Slavophilen darin überein, dass sie glaubten, die Erhaltung des Gemeindewesens würde einen wohlthätigen Einfluss auf das materielle und sittliche Wohlergehen des Bauernstandes ausüben.

Der Bequemlichkeit wegen ist es nöthig, diese letzte Gruppe mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen, doch muss ich gestehen, dass mir die Wahl etwas schwierig vorkommt. Ich möchte diese Herren nicht Sozialisten nennen, weil viele Menschen

aus Gewohnheit unwillkürlich diesem Worte etwas Schimpfliches beilegen, und glauben, dass Alle, die so bezeichnet werden, mit den Petroleusen nahe verwandt seien. Um also Missdeutungen dieser Art zu vermeiden, wird es gut sein, sie einfach nach dem Organe zu nennen, das am geschicktesten ihre Ansichten vertrat; da dasselbe „Der Zeitgemässe“ hiess, so wollen wir sie mit „Zeitgemässe“ bezeichnen.

Die Slavophilen und die Zeitgemässen hatten, obgleich sie in vieler Hinsicht durchaus verschiedener Ansicht waren, den nämlichen direkten Zweck im Auge und arbeiteten folglich zusammen. Mit grossem Scharfsinne dozirten sie, dass das ländliche System des Landbesitzes viel grössere Vortheile habe und viel weniger Unannehmlichkeiten mit sich bringe, als man allgemein voraussetze. Aber sie beschränkten sich nicht auf diese direkten praktischen Vortheile, die für den gewöhnlichen Leser wenig Interesse boten. Die Wichtigkeit des ländlichen Gemeindewesens, so erklärten sie, läge nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft. In dem Besitze dieser Institution habe Russland ein sicheres Präservativmittel gegen das grösste Uebel der westeuropäischen gesellschaftlichen Organisation — das Proletariat.

Hier konnten die Slavophilen mit ihrem Lieblingsthema über die grundfaule soziale Lage in West-Europa einsetzen; und ihre zeitweiligen Verbündeten, die zwar nicht an ihre düsteren Vorhersagungen glaubten, hatten in dem Augenblicke keine Ursache, sie zu widerlegen. Sehr bald war das Proletariat für die gebildeten Stände eine Art Schreckgespenst geworden, und das lesende Publikum kam zu der Ueberzeugung, dass das Gemeindesystem als Mittel, dieses Unheil von Russland fern zu halten, bewahrt werden müsse.

Die Furcht vor dem, was man unbestimmt mit Proletariat bezeichnet, kann man in Russland noch häufig antreffen; ich habe mich öfter angestrengt zu erfahren, was eigentlich unter diesem Ausdrucke verstanden wird. Indess kann ich nicht sagen, dass meine Bemühungen sehr erfolgreich gewesen seien. Das Schreckbild scheint so vage und körperlos zu sein, wie die Gestalten des Grauens, welche Milton am Thore des Höllenraums aufgestellt hat. In dem einen Augenblicke sieht es wie unser Aller Feind Pauperismus aus, aber wenn wir ein wenig näher

kommen, dehnt es sich zu einem kolossalen Umfange aus und umschliesst Alle diejenigen, welche keinen unveräusserlichen Grundbesitz haben. Nach genauer Prüfung stellt es sich eben heraus, dass es so vage und undefinirbar ist, wie es ein wirksames Schreckmittel sein muss; und dieses Unbestimmte trug wahrscheinlich nicht wenig zum Erfolge desselben bei.

Der Einfluss, den der Gedanke an das Proletariat auf die öffentliche Meinung und auf die Gesetzgebung zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft ausübte, ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache und verdient wohl beachtet zu werden, weil dieselbe einen der Unterschiede erläutert, welche zwischen russischen und anderen Politikern bestehen.

Die russischen Reformatoren waren nicht in der Praxis des politischen Lebens, sondern in der Schule der politischen Spekulation gross gezogen worden. Sobald sie also unternahmen, irgend eine einfache Sache im Hinblick auf Gesetzgebung zu prüfen, gestaltete sich dieselbe sofort zu einer „Frage“ und wurde in das Gebiet der politischen Sozialwissenschaft emporgehoben. Während wir Jahrhunderte lang auf einem noch unerforschten Pfade tappten, haben die Russen, wenigstens seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts, unter Beihülfe fremder Erfahrung, das vor ihnen liegende Land fortwährend ausgemessen, und sind an der Hand der neuesten politischen Theorien mit Riesenschritten vorgegangen. Leute, die auf diese Weise geschult sind, können sich nicht mit Hausmitteln begnügen, die bloss für den Augenblick das Uebel lindern. Sie wollen „das Uebel [mit den Wurzeln“ ausreissen und für künftige Generationen ebenso wie für sich selbst Gesetze schaffen.

Diese Tendenz war im Anfange der jetzigen Regierung besonders stark. Die gebildeten Stände waren vollständig überzeugt, dass Nikolaus' System ein verfehltes gewesen war, und dass eine neue glorreichere Aera für das Land anbrechen werde. Alles musste verbessert werden. Das ganze gesellschaftliche und politische Gebäude glaubte man nach völlig neuen Grundsätzen umgestalten zu müssen.

Denken wir uns einen Mann, der, ohne praktisch mit dem Baufach vertraut zu sein, plötzlich in die Lage kommt ein grosses Haus bauen zu müssen, das mit den neuesten Einrichtungen und Bequemlichkeiten versehen sein soll. Was wird er

zuerst vornehmen? Er wird wahrscheinlich sogleich daran gehen, die letzten maassgebenden Werke über Baukunst zu studiren, und wenn er die ersten Grundregeln überwunden hat, so wird er allmählich auf die Einzelheiten eingehen. Ganz genau so machten es die Russen, als sie sich in der Lage sahen, das politische und gesellschaftliche Gebäude neu aufzuführen. Sie forschten eifrig bei englischen, französischen und deutschen Schriftstellern über politische und soziale Wissenschaften, und hierbei wurden sie mit dem Proletariat bekannt.

Menschen, die Reisebeschreibungen lesen, ohne je ihr Heimathsland zu verlassen, bilden sich leicht übertriebene Begriffe von den Beschwerden und Gefahren in unwirthlichen Gegenden. Sie lesen von wilden Völkerstämmen, kühnen Räubern, von reissenden, wilden Thieren, Giftschlangen, tödtlichen Fiebern und dergleichen, und können sich nicht genug wundern, wie ein menschliches Wesen eine Woche lang unter solchen Fährlichkeiten zu leben vermag. Aber wenn sie nachher zufällig die beschriebenen Länder besuchen, entdecken sie zu ihrem Erstaunen, dass, obgleich die Beschreibungen vielleicht nicht übertrieben waren, das Leben daselbst viel angenehmer ist, als sie vermutheten. Die Russen, die über das Proletariat lasen, kann man mit solchen Leuten vergleichen, die zu Hause sitzen und Reisebeschreibungen verschlingen. Es bildeten sich bei ihnen überspannte Begriffe, und sie lernten das Proletariat mehr fürchten als wir, die wir in der Regel mitten darunter wohnen. Es ist natürlich vollständig möglich, dass ihre Ansicht von der Sache richtiger ist, als die unserige, und dass wir vielleicht einst, wie die an den Abhängen eines Vulkans lebenden Menschen, aus unserer eingebildeten Sicherheit unsanft aufgerüttelt werden. Doch gehört dieses streng genommen nicht hierher. Mir liegt nur ob, zu erklären, warum die Russen, die wenig oder gar keine eigentliche Armuth kennen, so sorgfältige Vorsichtsmaassregeln gegen dieselbe getroffen haben.

Doch auf welche Weise kann die Erhaltung der Gemeindeinstitutionen zu diesem sehnlich erwünschten Endziele führen und wieviel Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, dass diese Vorsichtsmaassregeln von Erfolg begleitet werden?

Alle diejenigen, welche die Geheimnisse der Sozialwissenschaft studirt haben, sind meist zu dem Schlusse gekommen,

dass das Proletariat sich hauptsächlich durch die Expropriation des Bauernstandes, resp. der kleinen Landbesitzer gebildet hat, und dass eine Gesetzgebung, die den Bauern den Landbesitz sichern und sie davon abhalten würde, sich von ihrem Grunde loszulösen, die Entstehung desselben ganz verhütet oder wenigstens verzögert haben würde. Ich wage nun zu behaupten, dass keine Einrichtung der Welt diese Aufgabe besser erfüllt, als das russische Gemeindewesen. Gegenwärtig ist etwa die Hälfte des Ackerlandes im ganzen Reiche dadurch dem Bauernstande gesichert, und dieselbe kann durch die grossen Grundbesitzer oder durch Kapitalisten nicht geschmälert werden; jeder Bauer erlangt einfach durch seine Geburt ein fast unveräusserliches Recht auf einen Antheil an diesem Lande. Wenn ich bemerkt habe, dass fünf Sechstel der Bevölkerung Bauern sind, und dass es einem Bauern äusserst schwierig — unter gewöhnlichen Umständen fast unmöglich — ist, seine Verbindung mit der ländlichen Genossenschaft zu lösen, so wird es sofort augenscheinlich, dass nach den Theorien der Sozial-Philosophen, die Bildung eines Proletariats in Russland fast eine Unmöglichkeit sein muss. Wenn die gegenwärtig gehegten sanguinischen Hoffnungen dazu bestimmt sind, sich zu verwirklichen, so können die Russen mit vollem Rechte einen patriotischen Triumph feiern und behaupten, dass sie eins der wichtigsten und schwierigsten sozialen Probleme erfolgreich gelöst haben.

Ist indess gegründete Aussicht vorhanden, dass diese sanguinischen Hoffnungen sich erfüllen?

Diese Frage ist ohne Zweifel sehr schwer zu beantworten, doch will ich meine Ansicht nicht zurückhalten. Es ist stets gefährlich, Etwas vorauszusagen; indess gibt es in der Gegenwart oft Thatsachen, die wenigstens muthmaasslich auf die Zukunft schliessen lassen. Wäre das Projekt im Hirne eines einsamen Philosophen oder in dem Glaubensbekenntniss irgend einer philosophischen Schule geblieben, so würde man es vielleicht billiger Weise als geistreichen Entwurf eines utopischen Träumers mit Geringschätzung behandelt haben; aber einer Idee, die bereits gesetzliche Form angenommen hat, darf man nicht so unhöflich entgentreten. So skeptisch wir uns auch allen Universalmitteln gegenüber verhalten mögen, so sind wir doch gezwungen, dieses riesige Experiment auf dem Gebiete der

Sozialwissenschaft aufmerksam zu studiren, von dessen Erfolge das materielle und moralische Wohl von vierzig Millionen menschlichen Wesen zum grossen Theile abhängt!

Wenn Russland ein blosser Ackerbaustaat bleiben wollte, so könnte das ländliche Gemeindewesen, wie ich glaube, die Bildung eines Proletariats in der Zukunft verhüten, wie das schon Jahrhunderte hindurch in der Vergangenheit geschehen ist. Die periodischen Umtheilungen des Gemeindelandes würden Jedermann ein Stück des Bodens gesichert haben, und wäre die Bevölkerung zu dicht geworden, so hätte man den daraus entstehenden Uebeln (zu kleine Grundstücke u. s. w.) durch eine gesetzlich geregelte Auswanderung in die äusseren, dünnbevölkerten Provinzen begegnen können. Mir scheint indess, dass ein Theil der neueren Gesetzgebung, der mit der Absicht, das Gemeindewesen zu erhalten, ausgearbeitet wurde, in Wirklichkeit dem Fundamente der Institution einen schweren Stoss versetzt hat. Durch das Gesetz vom Jahre 1861 hat jede Gemeinde das Recht erlangt, die Steuern abzulösen und unumschränkte Besitzerin des Landes zu werden. Das wird durch eine Reihe von Jahreszahlungen, die sich nahezu über ein halbes Jahrhundert erstrecken, bewerkstelligt, und jede Familie trägt im Verhältniss zu dem von ihr eingenommenen Lande zu diesen Zahlungen bei. Nun entsteht die Frage: Werden diese Bauern, die für einen bestimmten Landantheil längere Zeit gezahlt haben, sich willig einer Umtheilung unterwerfen, bei der sie einen kleineren Flächenraum erhalten, als den, für welchen sie gezahlt haben? Ich glaube nicht. Die Ablösung der Steuern, oder mit anderen Worten, der Ankauf des Landes hat bereits des Bauern Auffassung von Gemeindeseigenthum beträchtlich geändert, und es ist schon zu bemerken, dass in den Gemeinden, welche das Ablösungsgeschäft begonnen haben, Umtheilungen selten geworden oder gänzlich verschwunden sind. Diese wichtige Thatsache scheint bisher völlig übersehen worden zu sein.

Manche glauben, dass die Hauptgefahr für das Gemeindewesen ganz anderswo zu suchen sei. Die Bauern, so meint man, werden sehr bald dahin gelangen, einzusehen, dass die direkten üblen Folgen ihres Gemeindesystems seine etwaigen Vortheile bei Weitem überwiegen. Nur da sind landwirthschaftliche Fortschritte möglich, wo die Inhaber von Grund und Boden sicher

sind, nicht ohne Weiteres von demselben vertrieben zu werden, und wo sie die Früchte der von ihnen etwa angebrachten Verbesserungen in Ruhe geniessen können; ferner muss der Bebauer das Land nach eigenem Willen bestellen dürfen und durch keine anderen Vorschriften als etwa solche, die ungebührliche Bodenerschöpfung betreffen, eingeschränkt werden. Weder die eine, noch die andere dieser Vorbedingungen wird durch das jetzige System erfüllt. Eine Umtheilung des Landes kann auf Gemeindebeschluss zu jeder Zeit stattfinden, und jeder Bauer ist verpflichtet, nach einem mit den Anordnungen der Gemeinde verträglichen Systeme das Feld zu bebauen. Dabei erhält der Bauer nicht ein zusammenhängendes Stück Land, sondern eine bestimmte Anzahl Streifen in verschiedenen Feldern. Das ist nach unserer Auffassung von Landwirthschaft höchst unvortheilhaft. Man denke sich die Lage eines Pächters, der unvorsichtiger Weise ein Gut übernommen hat, das aus verschiedenen kleinen Parzellen, die von einander und von seinem Hause weit entfernt liegen, dass er ohne Weiteres auf willkürliches Verfügen seitens des Eigenthümers das Land übergeben müsste, dass er genöthigt sei, sich einer bestimmten Abwechselung der Ernten anzubequemen, und dass er nie anfangen dürfte, Gras zu mähen oder das Brachfeld zu pflügen, ohne die Erlaubniss aller seiner Nachbarn eingeholt zu haben. Es folgt indess daraus nicht unbedingt, dass dieses System in einem Lande durchaus verwerflich sei, wo die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse, von denen, die wir kennen, völlig verschieden sind.

Die Frage, inwieweit das Gemeindesystem in Russland wirklich den landwirthschaftlichen Fortschritt hindert,¹ ist eine der brennendsten der Jetztzeit. Ich gehe deshalb hier nicht auf diese Frage ein, weil ich eine Menge technischer Einzelheiten anführen müsste, welche die Geduld der meisten Leser erschöpfen würden. Nur will ich kurz bemerken, dass Hindernisse vorhanden sind, aber dieselben sind lange nicht so gross, wie man gewöhnlich annimmt. Wenn man behaupten will, die Gemeinde hindere den Bauern, ein modernes rationelles Bewirthschaftungssystem einzuführen, so kann man mit ganz demselben Rechte hinzufügen: das Nichtvorhandensein von Universitäten in den Prairien hindere die Rothhäute, sich auf dem Gebiete der klassischen Philologie auszuzeichnen. In Wahrheit haben die Bauern noch nicht an-

gefangen, über eine rationelle Feldwirthschaft nachzudenken, und selbst diejenigen, welche ausser dem Gemeindelande eigene Grundstücke besitzen, haben nie irgend welche Verbesserungen eingeführt. Die Anhänger der bestehenden Einrichtung erklären, dass jedes wirklich vorhandene Hinderniss leicht durch ein Paar einfache Gesetze beseitigt werden könnte, und dass alle etwaigen Einwendungen gegen das System wegfallen müssten, wenn man das Gemeindewesen in eine landwirthschaftliche Genossenschaft umgestalte, bei der Alle gemeinsam arbeiten und die Produkte — und nicht das Land — zur Vertheilung gelangen würden. Leute mit prophetischer Begabung wollen behaupten, dass diese Umwandlung bestimmt stattfinden wird, und malen sich die Gemeinde der Zukunft in glühenden Farben aus. Nachstehend ein Beispiel dieser weissagenden Schilderungen: „Die Bauern haben sich die Wissenschaft des Ackerbaues angeeignet und sind so weit in der Bildung vorgeschritten, dass sie stets bereit sind, gemeinsam die nöthigen Verbesserungen vorzunehmen. Sie erschöpfen den Boden nicht mehr durch den Verkauf von Getreide, sondern verkaufen nur noch technische Produkte, die keine mineralischen Bestandtheile enthalten. Zu diesem Zwecke besitzen die Gemeinden Destillieren, Stärkefabriken u. dgl., und der Boden behält dadurch seine ursprüngliche Fruchtbarkeit. Dem etwa durch das natürliche Wachsen der Bevölkerung eintretenden Mangel wird durch verbesserte Feldbaumethoden begegnet. Wenn die Chinesen, die von Naturwissenschaft Nichts verstehen, es auf rein empirischem Wege dahin gebracht haben die Landwirthschaft in solchem Grade zu vervollkommen, dass eine ganze Familie sich von einem Paar Quadratfuss Land ernähren kann, was wird erst der Europäer mit Hülfe der Chemie, der botanischen Physiologie und der anderen Naturwissenschaften vollbringen?“

Dieser letzte Satz, der allen denen, welche die Werke der kommunistischen Schule gelesen haben, geläufig sein wird, muss uns daran erinnern, dass wir unabsichtlich in sehr weite Zukunft abgeschweift sind. Kehren wir also zurück.

Selbst wenn man zugibt, dass das Gemeindewesen die Bildung eines bäuerlichen Proletariats erfolgreich verhindert, so ist damit die Frage erst halb beantwortet. Russland ist bestrebt, ein grosses industrielles und kommerzielles Land zu werden, und

demgemäss ist die Bevölkerung der Städte in schneller Zunahme begriffen. Wir haben also noch zu erwägen, wie das Gemeindewesen auf das Proletariat der Städte einwirkt. Nach der offiziellen Statistik für das eigentliche Russland bilden die Einwohner der Städte weniger als acht Prozent der Bevölkerung, während die Zahl der in der Regel in den Städten Wohnenden gegen zehn Prozent ausmacht; das heisst mit anderen Worten, etwa eine und eine viertel Million Bauern sind in Städten ansässig. So steht es in den offiziellen statistischen Tabellen, aber diese Zahl bleibt zweifellos hinter der Wirklichkeit zurück. Eine viel grössere Anzahl Bauern bringt, obgleich dieselbe in den Dörfern eingeschrieben bleibt, gewöhnlich einen beträchtlichen Theil des Jahres in den Städten zu.

In Russland konnten sich indess die den Städten zuströmenden Arbeiter nicht wie anderswo ohne Weiteres von ihrem heimathlichen Boden loslösen. Ein Bauer konnte den grösseren Theil seines Lebens in Städten arbeiten und dabei doch mit oder gegen seinen Wunsch Mitglied der Gemeinde bleiben, er besass einen Antheil am Gemeindelande und musste für die auf demselben lastenden Abgaben aufkommen. Während seines Aufenthaltes in der Stadt blieben seine Frau und seine Familie zu Hause und er selbst kehrte früher oder später dorthin zurück. Auf diese Weise ist ein Mischschlag von Menschen entstanden — halb Bauern, halb Handwerker — und die Bildung eines Stadtproletariats ist bedeutend verzögert worden.

Das Vorhandensein dieses Mischschlages gilt gewöhnlich als eine wohlthätige Folge der Gemeindeordnung. Die Handwerker und Fabrikarbeiter haben stets, so sagt man, ein Heim, in das sie sich zurückziehen können, wenn sie entlassen werden, oder das Alter sie ereilt; ihre Kinder werden auf dem Lande erzogen, statt unter den entnervenden Einflüssen überfüllter Städte aufzuwachsen. Kurz, jeder einfache Arbeiter besitzt in Folge dieser geistreichen Einrichtung ein kleines Kapital und einen Landsitz.

Bei dem jetzigen Uebergangsstadium, in dem sich die russische Gesellschaft befindet, ist diese eigenthümliche Einrichtung zugleich natürlich und bequem, aber, neben ihren Vorzügen hat sie auch ernstliche Mängel. Die unnatürliche Trennung des Handwerkers von Frau und Kind führt zu sehr unerwünschten

Folgen, die ich schicklicher Weise hier* nicht beschreiben kann, die indess Allen bekannt sind, welche sich mit den Einzelheiten des Bauernlebens in den nördlichen Provinzen vertraut gemacht haben. Und welche Vorzüge oder Mängel auch vorhanden sein mögen, das System kann nicht dauernd beibehalten werden. Gegenwärtig ist die heimische Industrie noch in ihrer Kindheit. Die Zollschranke schützt vor fremder Konkurrenz; im Inlande konnte, weil die Anzahl der Fabriken zu gering ist, noch kein starker Wettstreit entstehen, die bestehenden industriellen Etablissements bringen daher den Eigenthümern ohne irgend welche besondere Anstrengungen ein sehr gutes Einkommen. Die Fabrikanten können sich aus diesem Grunde manche kleine Freiheiten erlauben, die durchaus unzulässig wären, wenn der Preis der Fabrikate durch rege Konkurrenz herabgedrückt würde. Man frage einen Chemnitzer Fabrikanten, ob er einem grossen Theile seiner Arbeiter gestatten könne, alljährlich nach Schleswig oder Pommern zu gehen, um Heu zu machen oder einige Morgen Roggen zu schneiden! Und wenn Russland grosse industrielle Fortschritte machen soll, so werden die Fabrikanten von Iwánowo und Schuja eines Tages ebenso auf schnelle Arbeit dringen, wie jetzt die in Chemnitz und Essen wohnenden. Schon jetzt geben einige der grossen Fabrikanten solchen Arbeitern höheren Lohn, die sich dazu verstehen, das ganze Jahr zu arbeiten, und man hört schon den Ruf, dass die kleinen Fabrikanten, die noch vor wenigen Jahren anständige Gewinne erzielten, durch die grossen Fabriken, welche die Waaren zu billigeren Preisen herstellen können, ruinirt werden. Die Bewegung hat also begonnen und kann durch keine abstrakten Theorien mehr aufgehalten werden. Sehr bald muss ein gleicher Wechsel bei den Handwerkern stattfinden. Die stete Tendenz der modernen Industrie und das Geheimniss ihres Aufschwungs ist die immer mehr zunehmende Arbeitstheilung, und wie könnte dieser Grundsatz zur Geltung kommen, wenn die Handwerker sich darauf steifen wollten, gleichzeitig Ackerbauer zu bleiben?

Die Theorie, dass die Fabrikarbeiter und Handwerker lange Zeit Ackerbauer bleiben und ihren halbbäuerlichen Charakter beibehalten werden, ist folglich mit dem gesunden Menschenverstande und mit der Erfahrung nicht in Einklang zu bringen; aber können dieselben nicht wenigstens Glieder der ländlichen

Gemeinde bleiben und dadurch, ähnlich wie ihre reichen Arbeitgeber, die Vortheile eines Landsitzes geniessen? Diese Idee hat einen verführerischen Reiz für solche, die sich mit einer oberflächlichen Auffassung begnügen, aber sie hält eine genaue Prüfung nicht aus. Dass es für jeden Arbeitsmann sehr wünschenswerth ist, ein eigenes Haus zu haben, bedarf keiner Frage, aber man kann das Haus kaum ein Heim nennen, wenn es Hunderte von Wersten von dem Orte abliegt, wo der Arbeiter leben muss. In diesem Falle hat er alle Lasten des Familienlebens ohne die Vortheile desselben. Die Interessen der Landwirthschaft laufen gleichfalls dieser Anordnung zuwider. Man kann nicht erwarten, dass die Landwirthschaft Fortschritte mache, oder selbst leidlich einträglich sei, wenn sie zum grossen Theile Frauen und Kindern überlassen wird. Aus vielen Gründen ist es nicht wünschenswerth, dass das Band, welches den Fabrikarbeiter oder Handwerker mit dem Dorfe verbindet, auf einmal zerrissen werde. In der Nähe der grossen Fabriken gibt es für die Familien der Arbeiter keine geeigneten Wohnungen und der Feldbau, wie er jetzt betrieben wird, kann, auch wenn der Hausherr abwesend sein sollte, mit Erfolg fortgeführt werden. Man muss indess das System als ein zeitweiliges, vorübergehendes ansehen; die Auflösung der grossen Familien — ein Vorgang, von dem ich schon gesprochen habe — macht die Beibehaltung desselben immer schwieriger.

Obgleich zuversichtlich versichert werden kann, dass das Gemeindewesen früher oder später gründliche Umwandlungen erfahren wird, so ist es doch nicht leicht vorauszusagen, welche Form es schliesslich annehmen wird. Vielleicht werden alle seine Eigenthümlichkeiten verschwinden und nur die lokale Selbstverwaltung dürfte alsdann übrig bleiben; aber auf der anderen Seite wird es sich vielleicht neuen Anforderungen anpassen, ohne seine jetzigen fundamentalen Einrichtungen zu verlieren und so die sanguinischen Hoffnungen seiner Bewunderer zum Theile verwirklichen. Die Leichtigkeit, mit der es sich bisher neuen Verhältnissen gefügt hat, und die starke Lebensfähigkeit, die es überall entfaltet, scheinen zu diesen Erwartungen zu berechtigen; aber noch ist es zu früh, eine zuversichtliche Ansicht zu äussern. Die Zeit allein kann das Problem lösen.

Zehntes Kapitel.

Finnische und tatarische Dörfer.

Ein finnischer Volksstamm. — Finnische Dörfer. — Verschiedene Stadien von Russifizierung. — Finnische Frauen. — Finnische Religion. — Eine Methode Geister zu „bannen“. — Ein merkwürdiges Gemisch von Christenthum und Heidenthum. — Bekehrung der Finnen. — Ein Tatarendorf. — Was sich ein russischer Bauer unter Muhamedanismus vorstellt. — Das Christenthum in den Augen eines Muhamedaners. — Propaganda. — Der russische Kolonist. — Wanderungen von Völkern in dunkler Vergangenheit.

Eines Tages entdeckte ich im Gespräche mit einem Gutsbesitzer, der in der Nähe von Iwanoffka lebte, zufällig, dass es in der Nachbarschaft einige Dörfer gab, deren Einwohner weder Russisch sprachen noch verstanden, sondern ihre eigene Mundart redeten. Mit unlogischer Hast, die eines echten Ethnologen würdig gewesen wäre, nahm ich sofort an, dass dieselben die Ueberbleibsel irgend einer eingeborenen Rasse sein müssten.

„Des aborigènes!“ rief ich aus, da mir die entsprechende russische Bezeichnung nicht einfiel, ich jedoch wusste, dass mein Freund Französisch verstand. „Zweifellos die Ueberbleibsel einer alten Völkerfamilie, die früher im Besitze dieses Landes war, und die jetzt in schnellem Aussterben begriffen ist, nicht wahr? Gibt es in diesem Lande etwa Schutzgesellschaften für die Ureinwohner?“

Meinem Bekannten wurde es offenbar sehr schwer, sich vorzustellen, was eine Gesellschaft zum Schutze der Ureinwohner sein könne, und er wagte zu behaupten, dass nichts Derartiges in Russland vorkomme. Als er erfuhr, dass eine solche Gesellschaft werthvolle Dienste dadurch leisten könne, dass sie die

schwächere Rasse gegen die stärkere schütze und wichtiges Material für die neue Wissenschaft der sozialen Embryologie sammelte, schaute er ganz verblüfft drein. Was die neue Wissenschaft betreffe, so habe er nie von ihr gehört, und in Hinsicht des Schutzes schiene es ihm, dass die Bewohner jener Dörfer vollständig im Stande seien, sich selbst zu beschützen. „Ich könnte,“ setzte er mit tückischem Lächeln hinzu, „eine Gesellschaft zur Beschützung aller Bauern erfinden, aber ich bin ganz sicher, dass die Behörden ihre Zustimmung nicht dazu geben würden.“

Meine ethnologische Neugierde war ganz rege geworden, und ich bemühte mich, ein ähnliches Gefühl in meinem Bekannten wach zu rufen, indem ich hinwarf, dass wir ein viel versprechendes Feld für Entdeckungen vor uns hätten, das den glücklichen Bebauern Unsterblichkeit verschaffen könne; aber meine Bemühungen blieben fruchtlos. Mein Freund war ein behäbiger Mann von phlegmatischem Temperament, der mehr an Bequemlichkeit, als an Unsterblichkeit im irdischen Sinne dachte. Auf meinen Vorschlag, sofort eine Entdeckungsfahrt zu unternehmen, antwortete er kühl, dass die Entfernung beträchtlich und der Weg kothig sei, und dass man dabei Nichts lernen könne. Es wäre schon Zeit, Sakuska einzunehmen — das heisst ein Glas Branntwein (Wodka) oder Likör mit Kaviar, Salzhäring, eingemachten Pilzen oder ähnliche Speisen, die den Appetit zum Mittagessen anregen sollen. Wozu sollten wir ein bequemes Mittagessen und unser Verdauungsstündchen einer solchen Expedition zum Opfer bringen! Die fraglichen Dörfer seien ganz wie andere auch, und die Bewohner derselben lebten in jeder Hinsicht wie ihre russischen Nachbarn. Wenn dieselben irgend welche geheime Eigenthümlichkeiten hätten, so würden sie diese einem Fremden gewiss nicht offenbaren, denn sie seien als schweigsam, finster, mürrisch und nicht mittheilsam bekannt. Alles, was man von ihnen wisse, versicherte mein Freund, könne in wenigen Worten mitgetheilt werden. Sie gehörten zu einem finnischen Volksstamme, Koreli genannt, und seien vor verhältnissmässig kurzer Zeit in ihre jetzigen Wohnsitze gebracht worden. Als ich fragte, wie, wann und von wem sie hierher gebracht wurden, sagte mein Gewährsmann, dieses sei das Werk Iwan des Grausamen gewesen.

Obgleich ich zu jener Zeit wenig von russischer Geschichte wusste, so hatte ich doch Grund, anzunehmen, dass die letzte Versicherung nur eine Erfindung war, um meine lästige Neugier zu befriedigen und beschloss demgemäss, dieselbe nicht ohne nachträgliche Prüfung hinzunehmen. Das Resultat zeigte, wie sorgfältig ein Reisender bei Aufnahme von Aussagen sein müsste, die von „intelligenten, gut unterrichteten Einheimischen“ herrühren. Weitere Nachforschung bewies, dass nicht nur die Geschichte von Iwan dem Grausamen eine Erfindung war, — ich weiss nicht, ob dieselbe von meinem Freunde herrührte, oder im Volke entstanden war, das mit Vorliebe seine Ueberlieferungen an bekannte Namen anknüpft, — sondern auch meine erste Theorie stellte sich als richtig heraus. Diese finnischen Bauern waren wirklich Ueberbleibsel der Ureinwohner oder wenigstens der ältesten bekannten Bewohner dieses Gebietes. Die russischen Bauern, die jetzt die grosse Mehrzahl der Bevölkerung bilden, sind die Eindringlinge.

Ich hatte mich lange für das, was gelehrte Deutsche die Völkerwanderung nennen, lebhaft interessirt, und es war mir häufig aufgefallen, — dass die anerkanntesten Autoritäten, welche mit unendlicher Mühe dem Studium des Gegenstandes oblagen, sich selten oder nie die Mühe genommen hatten, dem Wesen des Vorganges nachzuforschen. Es genügt nicht, zu wissen, dass eine Rasse oder ein Volksstamm seine Herrschaft ausdehnte, oder seinen Wohnsitz wechselte. Wir müssen uns gleichzeitig fragen, ob derselbe die früheren Einwohner austrieb, ausrottete oder in sich aufnahm, und wie die Austreibung, die Ausrottung oder die Absorbirung vor sich ging. Nun war der letztere von diesen Prozessen aller Wahrscheinlichkeit nach der am häufigsten in Anwendung gebrachte, und mir schien es, als könne man diesen Prozess im nördlichen Russland bequem studiren. Vor 1000 Jahren war das ganze nördliche Russland von finnischen Stämmen bevölkert, und gegenwärtig ist der grösste Theil desselben von Bauern eingenommen, die die Sprache Moskau's sprechen, sich zur orthodoxen Kirche bekennen, in ihren Gesichtszügen keine auffallenden Eigenthümlichkeiten zeigen und dem oberflächlichen Beobachter als echte Russen erscheinen. Dabei haben wir keinen Grund zu der Annahme, dass die früheren Einwohner vertrieben oder ausgerottet worden, oder dass

sie durch den Kontakt mit der Zivilisation und den Lastern einer vorgeschrittenen Rasse allmählich ausgestorben seien. Die Geschichte verzeichnet keine Wanderungen in grossem Maassstabe, wie diejenige der Kalmücken, und auch keinen Vertilgungskrieg, und die Statistik weist nach, dass unter den von den ursprünglichen Rassen Uebriggebliebenen die Bevölkerung ebenso schnell zunimmt, als unter den russischen Bauern.*) Aus diesen Thatsachen schloss ich, dass die finnischen Ureinwohner einfach von den slavischen Eindringlingen absorbiert worden seien.

Meine Schlussfolgerung ist seitdem durch Beobachtungen zur Genüge bestätigt worden. Während meiner Wanderungen in diesen nördlichen Provinzen habe ich Dörfer in jedem Stadium der Russifizierung gefunden. In einem derselben schien Alles durchaus finnisch zu sein, die Einwohner hatten eine olivenröthliche Haut, sehr hervorstehende Backenknochen, schräg stehende Augen und eine besondere Tracht; keine der Frauen und sehr wenige Männer verstanden Russisch, und jeder Russe, der den Ort besuchte, wurde als ein Fremder angesehen. In einem zweiten gab es schon einige russische Einwohner; die Uebrigen hatten etwas von ihrem reinen finnischen Typus verloren; viele der Männer hatten die alte Tracht abgelegt und sprachen geläufig Russisch, auch wurde ein russischer Besucher nicht mehr ungastlich aufgenommen. In einem dritten Dorfe war der finnische Typus noch schwächer geworden; alle Männer sprachen Russisch und fast alle Frauen verstanden es; die alte Tracht der Männer war gänzlich verschwunden und die alte Frauentracht stark in der Abnahme begriffen, und wechselseitige Heirathen zwischen Finnen und Russen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten. In einem vierten hatten die Wechselheirathen ihr Werk fast vollständig erfüllt; das alte finnische Element konnte nur in gewissen Eigenthümlichkeiten der Physiognomie und der Aussprache entdeckt werden.

Die Russifizierung ist gleichfalls bei der Art und Weise des Häuserbaues und im Ackerbausystem bemerkbar, woraus deutlich

*) Nach Popow, *Syrjanje i syrjanski krai*, Moskau 1874, und Tscheremschanski, *Opissanje Orenburgskoi Gubernii*, Ufa 1859.

hervorgeht, dass die finnischen Rassen die ersten Anfänge der Zivilisation nicht von den Slaven empfangen. Woher aber erhielten sie dieselben? Etwa von einer anderen Rasse, oder hätten sich dieselben bei ihnen selbst entwickelt? Das sind Fragen, über welche ich jetzt nicht einmal eine Vermuthung auszusprechen wage; ich gebe indess die Hoffnung nicht auf, dass ich durch weitere Reisen und Forschungen in den Stand gesetzt sein werde, den Gegenstand näher zu beleuchten.

Ein Positivist, der auch Verse schrieb, hat einmal einen Aufruf an das schöne Geschlecht gedichtet, der, wenn ich mich recht entsinne, mit den Worten begann:

„Pourquoi, o femmes restez vous en arrière?“ Diese Frage hätte man auch an die weiblichen Bewohner dieser finnischen Dörfer richten können. Aehnlich wie ihre Schwestern in Frankreich sind auch sie konservativer als die Männer und setzen dem russischen Einflusse viel hartnäckigeren Widerstand entgegen. Andererseits führen sie, wenn sie einmal zu ändern angefangen haben, diese Aenderung viel schneller durch. Das zeigt sich besonders bei der Tracht, die viel wichtiger ist, als die Ethnologen meist annehmen. Die Männer nehmen die russische Tracht erst nach und nach an; die Frauen wechseln plötzlich. Sobald nur eine einzige Frau ein schimmerndes russisches Kleid anlegt, sind alle anderen Frauen im Dorfe so lange neidisch und ungeduldig, bis sie ein Gleiches gethan haben. Ich entsinne mich, eines Tages in einem Dorfe gewesen zu sein, als dieser kritische Zeitpunkt gekommen war, und es entwickelte sich eine sehr charakteristische Szene. In den vorher von mir bereisten Dörfern hatte ich vergeblich versucht, einen weiblichen Anzug zu kaufen, und hier erneuerte ich meinen Versuch. Dieses Mal war das Resultat ein ganz anderes. Wenige Minuten nachdem ich den Wunsch geäußert hatte, ein Kleid zu kaufen, war das Haus, in dem ich mich befand, von einer Menge Frauen belagert, die Kleidungsstücke in der Hand hielten. Ich ging hinaus, um eine Auswahl zu treffen, aber der Wunsch, einen Käufer zu finden, äusserte sich so allgemein und so heftig, dass ich in dem Gewühle stark in's Gedränge kam. Die Weiber schrieen: „Kupi, kupi! (Kaufe, kaufe!) und kämpften miteinander, um mir näher zu kommen, — ich glaube, nur eine Schaar italienischer Bettler kann ähnlich zudringlich sein, — endlich musste ich im Hause Zuflucht suchen,

um meine eigenen Kleider vor dem Zerrissenwerden zu schützen. Doch war ich auch dann noch nicht sicher, denn die Weiber folgten mir auf den Fersen, und es musste recht viel gutmüthige Gewalt zur Vertreibung der Aufdringlichen angewendet werden.

Es ist besonders interessant; diesen Uebergang der Rassen auf religiösem Gebiete zu beobachten. Die Finnen waren lange, nachdem die Russen sich zum Christenthum bekehrt hatten, noch Heiden geblieben, aber gegenwärtig ist die ganze Bevölkerung von der östlichen Grenze des eigentlichen Finnland — die sich von einem Punkte in der Nähe von St. Petersburg nach dem Polarmeere hin genau nördlich erstreckt — bis zum Uralgebirge, offiziell als Mitglieder der griechisch-orthodoxen Kirche eingeschrieben. Auf welche Weise dieser Religionswechsel vor sich ging, verdient besondere Beachtung.

Die alte Religion der finnischen Volksstämme hatte, wenn man nach den noch übrig gebliebenen Bruchstücken urtheilen darf, einen durchaus praktischen prosaischen Charakter. Ihre Theologie bestand nicht aus abstrakten Dogmen, sondern kannte nur einfache Vorschriften zur Sicherung des materiellen Wohlergehens. Selbst in jetziger Zeit sind ihre Gebete in den noch nicht völlig russifizirten Gegenden einfache, ungeschminkte Bitten um eine gute Ernte, um viel Vieh und Aehnliches, und dieselben werden in einem Tone kindlicher Vertraulichkeit hergesagt, die in unseren Ohren seltsam klingt. Sie versuchen gar nicht ihre Wünsche mit geheimnissvoller Feierlichkeit zu verschleiern, sondern verlangen einfach und gerade aus, Gott möge den Buchweizen reifen und die Kuh glücklich kalben lassen, er möge ihre Pferde vor Dieben schützen und ihnen Geld verdienen helfen, um die Steuern zahlen zu können. Ihre religiösen Zeremonien haben, so viel ich entdecken konnte, keine verborgene, mystische Bedeutung und sind zum grössten Theile eher magische Riten, die den Einfluss böser Geister abwenden oder sie von den unwillkommenen Besuchen ihrer dahingegangenen Verwandten befreien sollen. Viele, selbst solche, die offizielle Christen sind, begeben sich zu bestimmten Zeiten auf die Friedhöfe und stellen eine reichliche Menge zubereiteter Nahrungsmittel auf die Gräber ihrer Verwandten, die vor Kurzem gestorben sind; sie ersuchen dann die Dahingegangenen, diese Mahlzeit anzunehmen und nicht in ihre alten Wohnstätten zurück-

zukehren, wo ihre Anwesenheit nicht mehr erwünscht sei. Obgleich die Dorfhunde bei Nacht mehr von diesen Speisen vertilgen, als die ausgehungerten Geister, so glaubt man doch, der Brauch könne die Todten abhalten, bei Nacht umherzuwandeln und die Lebenden zu erschrecken. Wenn es wahr ist, wie ich geneigt bin anzunehmen, dass Grabsteine ursprünglich dazu dienen sollten, die Todten in ihren Gräbern zu halten, so muss zugegeben werden, dass sich die Finnen beim Bannen der Geister viel menschenfreundlicher bewiesen haben, als andere Völker. Man könnte allerdings anführen, dass die Finnen in ihrer ursprünglichen Heimath sich vielleicht sehr schwer Steine verschaffen konnten, und dass sie die Sitte, die Todten zu speisen, als ein Aushülfsmittel annahmen. Die Entscheidung dieser Frage muss ich denen überlassen, die mit Sicherheit wissen, wo die Wiege des finnischen Volksstammes stand.

Die religiösen Vorstellungen der russischen Bauern sind, obgleich sie Christen heissen, von denen der heidnischen Finnen nie sehr verschieden gewesen. Auch sie wissen wenig oder nichts von Theologie in unserem Sinne und setzen unbedingtes Vertrauen in religiöse Formeln und Zeremonieen.

Das friedliche Zusammenleben zweier solcher Rassen führte natürlich zu einer merkwürdigen Mischung der beiden Religionen. Viele Bräuche der Finnen gingen auf die Russen über, und die Finnen nahmen noch viel mehr von den Russen an. Wenn Jumala und die übrigen finnischen Gottheiten nicht gewährten, was man von ihnen wünschte, so wendeten sich ihre Verehrer natürlich zur Madonna und zu dem „russischen Gott“, um von diesem Hülfe zu erbitten. Wenn die eigenen überlieferten magischen Riten sich als nicht wirksam genug gegen böse Einflüsse erwiesen, so versuchten sie die Wirkung des Sichbekreuzigens, wie sie das bei den Russen gesehen hatten. Das Alles mag uns seltsam erscheinen, die wir von Jugend auf gelehrt worden sind, dass Religion etwas ganz Anderes sei als Zauberei und Beschwörungsformeln, und dass von allen verschiedenen Religionen der Welt nur eine die wahre ist, während alle anderen falsch sind. Aber wir müssen im Auge behalten, dass die Finnen eine ganz andere Denkweise haben, als wir. Sie unterscheiden Religion nicht von magischen Riten, und man hat sie nie gelehrt, dass andere Religionen weniger wahr, als ihre eigene

seien. Sie halten die Religion für die beste, welche die wirksamsten Zauberformeln enthält, und sehen nicht ein, warum weniger mächtige Religionen sich nicht mit denselben vermischen sollten. Ihre Gottheiten sind nicht neidisch, und beanspruchen nicht, dass man ihnen allein diene; und in jedem Falle können sie denen nicht viel schaden, die sich unter den Schutz einer mächtigeren Gottheit begeben haben.

Diese ungekünstelte Denkungsart bringt häufig ein sonderbares Gemisch von Christenthum und Heidenthum hervor. So weiss man z. B. von Tschuwasch Bauern, dass sie zur Erntezeit erst ihre eigenen Gottheiten anrufen und dann an St. Nikolaus, den Wunderthäter, den Lieblingsheiligen des russischen Bauernstandes, ihr Gebet richten. Diese Doppelverehrung wird zuweilen sogar von den Jomsi anempfohlen, — das ist eine Menschenklasse, die etwa den Medizinmännern bei den Indianern entspricht — und in solchen Fällen sind die Gebete in höchst zutraulichem Tone gehalten. Nachstehend ein Beispiel, das ein Russe anführt, welcher Sprache und Sitten dieses interessanten Volkes speziell studirt hat.*)

„Schau her, o Nikolaus-Gott! Vielleicht hat mein Nachbar, der kleine Michael, mich bei Dir verläumdert, oder er wird es noch thun; sollte er es thun, so glaube ihm nicht. Ich habe ihm nichts Böses gethan und wünsche ihm auch keines. Er ist ein nichtswürdiger Prahler und Schwätzer. Er ehrt Dich auch nicht wirklich, er spielt nur den Scheinheiligen. Aber ich verehere Dich von Herzen, und sieh nur, ich stelle eine Wachskerze vor Dich hin!“

Zuweilen bringt die Vermischung der beiden Religionen noch seltsamere Vorfälle hervor. So opferte ein von schwerer Krankheit genesener Tscheremisse „Unserer lieben Frau von Kasan“ ein junges Füllen!

Obschon die finnischen religiösen Anschauungen den russischen Bauernstand in gewissem Grade beeinflussten, so überwog doch schliesslich der russische Glaube. Dieses lässt sich erklären, ohne die innere Ueberlegenheit des Christenthums über alle Formen des Heidenthums in Betracht zu ziehen. Die Finnen hatten keine organisirte Priesterschaft und boten also dem neuen Glauben nie systematisch Widerstand, die Russen dagegen hatten regel-

*) Herr Solotnitski, „Tschuwasko russki sslowar“. S. 167.

rechte Kirchenbehörden, die mit der Regierung Hand in Hand gingen. In den grösseren Dörfern wurden christliche Kirchen gebaut, und einige Polizei-Offiziere wetteiferten mit den Dienern der Kirche beim Werke der Bekehrung. Auch waren andere Einflüsse vorhanden, die in dieser Richtung fördernd wirkten. Wenn ein Russe finnische Beschwörungsmittel gebrauchte, so setzte er sich in diesem Leben unangenehmen Folgen aus; wenn dagegen ein Finne zur christlichen Kirche übertrat, so konnten alle etwaigen Folgen auf Erden nur vortheilhaft für ihn ausfallen. Viele Finnen wurden allmählich fast unbewusst zu Christen. Die geistlichen Behörden waren äusserst mässig in ihren Anforderungen. Sie beanspruchten keine religiösen Kenntnisse, und verlangten bloss, dass die Bekehrten getauft würden. Da die Konvertiten die geistige Bedeutung der Zeremonie nicht erfassen konnten, so widersetzten sie sich gewöhnlich nicht, wenn das Untertauchen im Sommer geschehen konnte. In der That war ihr Widerwille so gering, dass, wenn eine kleine Belohnung geboten wurde, einige der Neubekehrten den Wunsch äusserten, die Zeremonie mehrere Male mit zu machen. Der Haupteinwurf gegen den christlichen Glauben lag in den langen und strengen Fasten, welche die griechisch-katholische Kirche vorschreibt; aber über diese Schwierigkeit setzte man sich dadurch hinweg, dass man annahm, dieselben brauchten nicht streng eingehalten zu werden. Zuerst wurde in einzelnen Gegenden geglaubt, dass die Heiligenbilder den russischen Geistlichen mittheilten, wer die vorgeschriebenen Fasten nicht einhielt; aber die Erfahrung machte diese Theorie für die Dauer unhaltbar. Einige der bedächtigeren Konvertiten brauchten jedoch die Vorsicht — um jeglicher Angeberei vorzubeugen — das Gesicht des Heiligen gegen die Wand zu kehren, wenn verbotene Speisen gegessen werden sollten.

Diese allmähliche Bekehrung der finnischen Stämme, die ohne jede intellektuelle Revolution in den Gemüthern der Bekehrten vor sich ging, hatte sehr gewichtige weltliche Folgen. Die Gleichheit des Glaubens führte zu Wechselheirathen, und aus diesen resultirte sehr bald eine Verschmelzung der beiden Rassen.

Wenn wir ein finnisches Dorf in irgend einem Stadium von Russifizierung mit einem Tatarendorfe vergleichen, so wird uns

der Kontrast sicher in Erstaunen versetzen. Obgleich es in dem letzteren viele Russen geben mag, so ist doch keine Verschmelzung der Rassen zu bemerken. Die Religion hat eine unübersteigliche Schranke zwischen Beiden aufgerichtet. Es gibt viele Dörfer im östlichen und nordöstlichen Russland, die viele Generationen hindurch halb tatarisch und halb russisch gewesen sind und in welchen eine Vermischung der beiden Völkerstämme noch nicht angefangen hat. Nahe an dem einen Ende steht die christliche Kirche und am andern das Metschet oder muhamedanische Gebethaus. Das ganze Dorf bildet ein Gemeinwesen mit einer Dorfversammlung und einem Dorfältesten; aber gesellschaftlich besteht es aus zwei Gemeinschaften, von denen jede ihre besonderen Sitten und ihre eigenthümliche Lebensart besitzt. Der Tatar erlernt vielleicht die russische Sprache, aber er wird dadurch nicht russifizirt. Man darf indess nicht glauben, dass die beiden Rassen von fanatischem Hasse gegen einander erfüllt sind. Im Gegentheil, sie leben in vollkommener Eintracht, erwählen ein Mal einen Russen und ein ander Mal einen Tataren zum Dorfältesten und diskutieren die Gemeindeangelegenheiten, ohne religiöse Dinge zu berühren. Ich kenne ein Dorf, wo die gute Kameradschaft so weit ging, dass, als die Christen ihre Kirche ausbessern wollten, die Muhamedaner ihnen halfen, das nöthige Holz herbeizuschaffen. Alles dieses weist darauf hin, dass unter einer leidlich guten Regierung, welche die eine Rasse nicht auf Kosten der anderen bevorzugt, muhamedanische Tataren und christliche Slaven friedlich zusammen leben können.

Die eigenthümlichen religiösen Anschauungen dieser Bauern machen es erklärlich, dass Fanatismus und jene Bekehrungssucht, die eine der ergiebigsten Quellen des Religionshasses bilden, bei ihnen nicht aufkommen können. Die Begriffe Religion und Nationalität sind bei ihnen so verschmolzen, dass sie fast als identisch gelten. Der Russe ist, so zu sagen, zum Christen geboren, wie der Tatar zum Muhamedaner, und es kommt in diesen Dörfern Niemand auf den Gedanken, die von der Natur festgesetzte Ordnung zu stören. Ich hatte über diesen Gegenstand eine interessante Unterhaltung mit einem russischen Bauern, der eine Zeit lang unter Tataren gelebt hatte. Auf meine Frage, was für eine Art Menschen die Tataren seien, antwortete

er lakonisch: „Nitschewo,“ das heisst in diesem Falle: „es geht an“, und als ich eine bestimmtere Auskunft wünschte, sagte er, es seien wirklich recht gute Menschen.

„Und was für eine Art Glauben haben sie?“ fuhr ich fort.

„Einen ganz guten Glauben!“ war die schnelle Antwort.

„Ist derselbe besser als der der Molokáni?“ (Die Molokáni sind eine russische Sekte, über welche ich später mehr berichten werde.)

„Natürlich ist er besser als der Molokánische Glaube.“

„Wirklich!“ rief ich aus, indem ich mein Erstaunen über dieses sonderbare Urtheil zu verbergen suchte. „Sind denn die Molokáni sehr schlechte Menschen?“

„Keineswegs. Die Molokáni sind gut und ehrlich.“

„Warum meint Ihr denn, dass ihre Religion so viel schlechter ist, als die der Muhamedaner?“

„Wie soll ich sagen?“ Der Bauer hielt an, als sammelte er seine Gedanken und fuhr dann langsam fort: „Sehen Sie, die Tataren erhielten ihren Glauben von Gott, wie ihre Hautfarbe, aber die Molokáni sind Russen, die sich selbst einen Glauben erfunden haben!“

Diese sonderbare Antwort bedarf kaum eines Kommentars. So thöricht der Versuch wäre, die Hautfarbe der Tataren zu ändern, ebenso thöricht würde es auch sein, sie zu einem Religionswechsel bewegen zu wollen. Ausserdem würde ein derartiges Unterfangen ein nicht zu rechtfertigendes Eingreifen in die Pläne der Vorsehung sein, denn nach der Auffassung der Bauern hat Gott den Tataren den Muhamedanismus gegeben, gerade so, wie er den Russen das Christenthum gab.

Die geistlichen Behörden nehmen diese merkwürdige Theorie nicht formell an, aber ihr Verfahren steht meist mit derselben im Einklang. Es wird unter den muhamedanischen Unterthanen des Zaren wenig Propaganda gemacht, und es ist gut, dass es so ist, denn eine eifrige Propaganda würde nur dahin führen, die etwa noch tief in der Natur der beiden Rassen vorhandene verborgene Feindseligkeit wieder anzufachen und dabei doch keine wirklichen Bekehrungen herbeiführen. Die Tataren können nicht wie die Finnen das Christenthum allmählich unbewusst in sich aufnehmen. Ihre Religion ist kein rohes, ein-

faches Heidenthum, ohne Theologie in scholastischem Sinne, sondern hat die Lehre vom einigen Gotte und ist ebenso ausschliesslich wie das Christenthum selbst. Beginne Jemand eine Unterhaltung mit einem intelligenten Menschen, der keinen höheren Glauben als eine Art rohen Heidenthums besitzt, und er kann bei ihm, wenn er ihn genau kennt und sein eigenes Wissen geschickt verwerthet, leicht Interesse für die rührende Geschichte von Christi Leben und Lehren wach rufen. Und bei diesen unverdorbenen Naturen gibt es nur einen Schritt von Interesse und Sympathie zur Bekehrung. Nun versuche man dieselbe Methode bei einem Muselmann, und man wird bald finden, dass alle Anstrengungen fruchtlos bleiben. Er hat schon selbst eine Theologie und einen Propheten und sieht nicht ein, warum er diese gegen andere umtauschen sollte. Vielleicht wird er mehr oder weniger offen zu erkennen geben, dass er die Unwissenheit der Christen bemitleidet, und sich wundern, dass dieselben noch immer nicht bis zum Muhamedanismus vorgeschritten sind. Nach seiner Meinung — ich setze voraus, dass er ein gebildeter Mann ist — waren Moses und Christus zu ihrer Zeit grosse Propheten und er ist also gewöhnt, deren Gedächtniss zu ehren; aber er ist völlig überzeugt, dass sie, so sehr dieselben auch in ihren Zeiten am Platze waren, von Muhamed gänzlich in den Hintergrund gedrängt worden sind, gerade so wie wir glauben, dass das Christenthum den mosaischen Glauben in den Hintergrund gedrängt hat. Stolz auf sein überlegenes Wissen sieht er uns als noch im Dunkel der Vielgötterei befangen an und sagt vielleicht, dass die orthodoxen Christen, mit denen er Umgang gehabt hat, drei Götter und eine grosse Schaar von Gottheiten, Heilige genannt, haben, dass sie Götzenbilder, die bei ihnen Heiligenbilder heissen, anbeten, und dass sie ihre Feiertage feiern, indem sie sich betrinken. Umsonst wird man sich bemühen, ihm zu erklären, dass Heilige und Heiligenbilder keine wesentlichen Bestandtheile des Christenthums sind und dass die Neigung zur Trunksucht keine kirchliche Bedeutung habe. In diesen Punkten wird er noch vielleicht Manches zugeben; aber die Lehre von der Dreieinigkeit bleibt für ihn stets ein verhängnissvoller Stein des Anstosses. „Ihr Christen hattet einen grossen Propheten,“ wird er bemerken, „aber ihr habt ihn vergöttert und erklärt ihn nun als ebenbürtig mit Allah. Fern sei

von uns solche Gotteslästerung! Es gibt nur einen Gott und Muhamed ist sein Prophet.“

Die Regierung hat sich nicht immer von der Einmischung in religiöse Dinge fern gehalten. Bald nach der Eroberung des Khanates Kasan, die im 16. Jahrhundert vor sich ging, versuchten die Zaren von Moskau ihre neuen Unterthanen vom Muhamedanismus zum Christenthume zu bekehren. Die angewandten Mittel waren theils geistiger Art und theils Regierungsmaassregeln, aber die Polizeioffiziere scheinen dabei eine wichtigere Rolle als die Geistlichkeit gespielt zu haben. Auf diese Weise wurde eine Anzahl Tataren getauft; aber die Behörden mussten selbst zugeben, „dass die Neubekehrten viele erschreckliche tatarische Sitten schamlos beibehalten und den christlichen Glauben weder halten, noch kennen.“ Wenn geistliche Ermahnungen nicht fruchteten, so sandte die Regierung ihre Beamten, Frieden zu stiften, diejenigen, welche, obgleich christlich getauft, den Weisungen des Metropoliten keine Folge leisten, in's Gefängniss zu werfen, sie in Fesseln zu legen und sie dadurch vom tatarischen Glauben abzuschrecken und denselben vergessen zu machen. Diese energischen Maassregeln erwiesen sich als ebenso unwirksam, wie die geistlichen Ermahnungen, und Katharina II. brachte ein neues System in Anwendung, das für ihre Regierungsmethode höchst charakteristisch ist. Den Neubekehrten, die, wie man nicht vergessen darf, weder lesen noch schreiben konnten, wurde durch einen kaiserlichen Ukas befohlen, ein geschriebenes Versprechen zu unterzeichnen, welches besagte, dass „sie ihre ungläubigen Irrthümer vollständig aufgeben, jeden Umgang mit Ungläubigen meiden und den christlichen Glauben und seine Dogmen fest und ohne Wanken zu halten gesonnen seien“*); von dem letzteren hatten sie, wie wir hinzufügen wollen, auch nicht die leiseste Ahnung. Das kindliche Vertrauen, das man in diesem Falle auf die magische Wirkungskraft von Stempelpapier setzte, hat sich nicht bewährt. Die sogenannten „getauften Tataren“ sind gegenwärtig ebenso weit davon entfernt, Christen zu sein, als im 16. Jahrhundert. Sie dürfen den Muhamedanismus nicht offen bekennen, weil Alle, die einmal formell in die nationale Kirche aufgenommen worden

*) „Ukas Kasanskoi duchownoi Konssistorii“. Anno 1778.

sind, nicht wieder austreten können, ohne sich strengen Strafen und Geldbussen auszusetzen, aber dieselben sträuben sich heftig, thatsächlich zu Christen gemacht zu werden. Ich habe über diesen Gegenstand ein bemerkenswerthes Zugeständniss in einem halb-offiziellen erst vor sechs Jahren veröffentlichten Artikel gefunden*). „Es ist eine beachtenswerthe Thatsache,“ heisst es darin, „dass eine lange Reihe unzweifelhafter Abfälle von der Kirche genau mit dem Beginn der Maassregeln, die Bekehrten im christlichen Glauben zu befestigen, zusammenfallen. Es müssen daher Nebenursachen vorhanden sein, welche diese Abtrünnigkeitsfälle gerade in dem Augenblicke bewirken, wenn man das Gegentheil erwarten sollte.“ Es liegt eine köstliche Naivität in dieser Darstellung der Sachlage. Die angedeutete geheimnissvolle Ursache ist nicht so schwer zu finden. So lange die Regierung nur verlangte, dass die vermeintlichen Bekehrten als Christen in den offiziellen Listen figurirten, gab es offiziell keine Abtrünnige, aber so bald man anfang, durchgreifende Maassregeln, „die Bekehrten im Glauben zu befestigen“, zu treffen, zeigte sich sogleich eine feindselige und fanatische Bewegung unter der muselmännischen Bevölkerung, und die als Christen eingeschriebenen widersetzen sich der Propaganda.

Man kann mit Bestimmtheit annehmen, dass Christen dem Islam unzugänglich sind, ebenso wie echte Muselmänner dem Christenthum, aber zwischen beiden gibt es gewisse Völkerstämme, oder Bruchstücke von solchen, die ein vielverheissendes Feld für Missionäre darbieten. Die Tataren entwickeln auf diesem Felde mehr Eifer als die Russen und haben auch vor ihren Nebenbuhlern gewisse Vorthelle voraus. Die Volksstämme im nordöstlichen Russland lernen viel leichter Tatarisch als Russisch, und die geographische Lage ihrer Wohnsitze, sowie ihre Lebensweise führen sie mit Russen viel weniger als mit Tataren zusammen. Die Folge davon ist, dass ganze Dörfer von Tscheremissen und Wotjaken, die offiziell als zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörig eingeschrieben sind, sich offen zum Islam bekannt haben; einige der hervorragenderen Bekehrungen sind durch volksthümliche Gesänge, die von Jung und Alt gesungen werden, verewigt worden. Die orthodoxen Kirchenbe-

*) Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Juni 1872.

hörden thun gegen diese Propaganda wenig oder nichts. Obgleich das Kriminalgesetzbuch strenge Paragraphen gegen die von der orthodoxen Kirche sich Lossagenden enthält und noch viel härtere Strafen für diejenigen, welche in dieser Richtung Propaganda machen, vorschreibt*), so werden diese Vorschriften doch selten in Anwendung gebracht. Die Geistlichkeit, wie auch das Laienthum der russischen Kirche sind in der Regel sehr tolerant, wenn keine politischen Fragen in Betracht kommen. Der Gemeindepfarrer beachtet Abtrünnigkeit nur dann, wenn dieselbe seine jährlichen Einkünfte vermindert, und das kann dadurch leicht umgangen werden, dass die Abtrünnigen alljährlich eine kleine Summe an ihn zahlen. Wird diese Vorsicht nicht ausser Acht gelassen, so können ganze Dörfer zum Islam bekehrt werden, ohne dass die höheren Kirchenbehörden etwas von der Sache erfahren.

Ob die Schranke, welche in Russland wie anderswo die Christen von den Muhamedanern scheidet, jemals durch fortschreitende Bildung aufgehoben werden wird, wage ich nicht vorherzusagen; doch will ich bemerken, dass bis jetzt die Ausbreitung der Bildung unter den Tataren eher dazu beigetragen hat, den Fanatismus unter ihnen anzufachen. Wenn wir im Auge behalten, dass eine theologische Bildung stets Unduldsamkeit hervorbringt, und dass die Bildung der Tataren fast ausschliesslich theologischer Art ist, so werden wir nicht über die Thatsache erstaunen, dass der Fanatismus eines Tataren fast immer im Verhältniss zu seiner Bildungsstufe steht. Der einfache Tatar, der durch sogenannte Gelehrsamkeit nicht verdorben ist und nur so viel von seiner Religion versteht, um die üblichen, vom Propheten gebotenen Vorschriften einhalten zu können, ist friedlich, gütig und gastfreundschaftlich gegen alle Menschen; aber der gebildete Tatar, den man gelehrt hat, dass der Christ ein Kiafir (Ungläubiger) und Möschrik (Anhänger der Vielgötterei) ist, den Allah verachtet und zur ewigen Strafe verdammt hat, ist so unduldsam und fanatisch, wie die eifrigsten römischen Katholiken oder die Calvinisten. Man trifft in den östlichen

*) Jemand, der überführt wird, einen Christen zum Islam bekehrt zu haben, wird nach dem Strafgesetzbuch zum Verlust aller bürgerlichen Rechte und zu Gefängniss mit Zwangsarbeit für einen Zeitraum von acht bis zehn Jahren verurtheilt. (Uloshenie o Nákasaniach, § 184).

Provinzen hier und da derartige Fanatiker, aber ihre Zahl ist keine grosse und sie haben wenig Einfluss auf die Massen. Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, dass ich während aller meiner Wanderzüge nirgendwo mehr Freundlichkeit und Gastfreundschaft gefunden habe, als unter den ungebildeten muselmännischen Baschkiren. Aber selbst hier bildet der Islam eine starke Schutzwehr gegen die Russifizierung.

Obschon unter den heidnischen finnischen Stämmen keine derartige Schutzwehr vorhanden war, so ist doch das Werk der Russifizierung, wie ich schon angedeutet habe, noch bei Weitem nicht vollendet. Nicht nur ganze Dörfer, sondern sogar viele ganze Bezirke sind vom russischen Einflusse noch fast unberührt geblieben. Dieses lässt sich theilweise durch geographische Verhältnisse erklären. In solchen Gebieten, die einen wenig ergiebigen Boden haben und die nicht von einem schiffbaren Flusse durchschnitten werden, gibt es wenige oder keine russischen Ansiedler; in Folge dessen haben die Finnen hier ihre Sprache und ihre Sitten ganz rein beibehalten, während in den Gegenden, die mehr Vortheile für Ansiedelungen darboten, die russische Bevölkerung zahlreicher ist, und die Finnen demgemäss weniger abgeschlossen lebten. Man muss indess zugeben, dass geographische Verhältnisse die bestehenden Thatsachen nicht vollständig erklären. Die verschiedenen Stämme sind, auch wenn sie unter gleichen Verhältnissen leben, für fremden Einfluss nicht gleich empfänglich. Die Morawinen sind z. B. viel weniger konservativ als die Tschuwaschen. Ich habe dieses selbst häufig beobachtet, und meine Ansicht ist von Leuten bestätigt worden, die mehr Gelegenheit zur Beobachtung gehabt haben. Bis jetzt müssen wir das für eine verborgene ethnologische Eigenthümlichkeit halten, aber spätere Forschungen werden vielleicht eine befriedigendere Erklärung liefern können. Ich habe bereits einige Beobachtungen gemacht, die etwas Licht auf die Sache zu werfen scheinen. Bei den Tschuwaschen finden sich einige Gebräuche, die darauf hindeuten, dass sie früher, wenn nicht Bekenner des Muhamedanismus, so doch wenigstens unter dem Einflusse des Islam waren, während wir keine Ursache zu der Vermuthung haben, dass die Morawinen jemals diese Schule durchmachten.

Die russischen Ansiedelungen konnten sich in diesen nörd-

lichen Gebieten deshalb leicht ausdehnen, weil kein religiöser Fanatismus vorhanden war, auch trug die vorwiegend friedliche Gemüthsanlage der russischen Bauern dazu das Ihrige bei. Der russische Bauer ist für friedliche, landwirthschaftliche Ansiedlungen wie geschaffen. Unter unzivilisirten Völkerstämmen ist er gutherzig, langmüthig und versöhnlich; er hält die grössten Mühseligkeiten aus und besitzt eine wunderbare Gabe, sich Verhältnissen anzupassen. Das anmaassende Bewusstsein persönlicher und nationaler Ueberlegenheit und der unbezwingliche Durst nach Herrschaft, welche freiheitsliebende und Gesetze achtende Engländer häufig in grausame Tyrannen verwandeln, wenn sie mit schwächeren Rassen in Berührung kommen — sind seinem Charakter gänzlich fremd. Er hat weder Verlangen nach Herrschaft, noch wünscht er, die Eingeborenen zu Holzhauern oder Wasserträgern zu machen. Alles, was er beansprucht, sind ein Paar Morgen Land, die er selbst bebauen kann, und so lange man ihn ungehindert im Genusse derselben lässt, wird er seine Nachbarn kaum belästigen. Wären die Ansiedler im finnischen Lande Angelsachsen gewesen, so würden dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach Besitz von dem ganzen Lande genommen und aus den Eingeborenen einfache Tagelöhner gemacht haben. Die Russen haben sich mit einer anspruchsloseren und weniger kriegerischen Handlungsweise begnügt; sie haben sich friedlich unter der eingeborenen Bevölkerung angesiedelt und sind auf dem besten Wege, sich ganz mit ihnen zu verschmelzen. In vielen Gebieten haben die sogenannten Russen vielleicht mehr finnisches als slavisches Blut in ihren Adern.

Aber, so könnte man fragen, was hat dieses Alles mit der vorher erwähnten „Völkerwanderung“ während den noch nicht erforschten Jahrhunderten zu thun? Mehr, als man beim ersten Anblicke glauben sollte. Einige der sogenannten Wanderungen waren, so glaube ich, gar keine Wanderungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr allmähliche Uebergänge, ähnlich wie dieselben im nördlichen Russland stattgefunden haben und noch stattfinden. Vor etwa 1000 Jahren war der Landstrich, den man jetzt die Provinz Jaroslaw nennt, von Finnen bewohnt, und jetzt wird derselbe von Menschen eingenommen, die gewöhnlich als reine Slaven gelten. Aber es würde äusserst falsch sein, vorauszusetzen, dass die finnische Bevölke-

rung nach jenen entfernteren Gebieten auswanderte, wo man sie jetzt vorfindet. In Wirklichkeit nahmen dieselben ehemals das ganze nördliche Russland ein, und in der Provinz Jaroslaw sind sie von den vorrückenden Slaven absorbirt worden. Im Westen dagegen haben die Slaven sich gewissermaassen zurückgezogen, denn in früheren Zeiten nahmen sie das ganze nördliche Deutschland bis zur Elbe ein. Aber was bedeutet das „sich zurückziehen“ in diesem Falle? Es bedeutet einfach, dass die Slaven allmählich germanisirt wurden und dann in der germanischen Rasse aufgingen. Einige Stämme zogen allerdings auf echt nomadisirende Art in einem Theile Europa's umher und versuchten vielleicht, die derzeitigen Eigenthümer des Bodens zu vertreiben oder sie auszurotten. Diese Art Wanderung kann ebenfalls in Russland studirt werden. Aber ich muss den Gegenstand fallen lassen, bis ich auf die südlichen Provinzen zu sprechen komme.

Elftes Kapitel.

Die Städte und die Handelswelt.

Nowgorod. — Der allgemeine Charakter der russischen Städte. — Die geringe Anzahl von Städten in Russland. — Warum das städtische Element in der Bevölkerung so klein ist. — Geschichte der russischen Städteverwaltung. — Erfolglose Anstrengungen, einen dritten Stand zu schaffen. — Kaufleute, Bürger und Handwerker. — Der Stadtrath. — Ein reicher Kaufmann. — Dessen Haus. — Sein Hang zur Grossthuerei. — Seine Auffassung von Aristokratie. — Offizielle Dekorationen. — Unwissenheit und Unehrllichkeit des Handelsstandes. — Anzeichen einer Umwandlung.

Das Landleben ist in Russland im Sommer wie auch im Winter recht angenehm, aber zwischen diesen beiden Jahreszeiten liegt eine Uebergangsperiode von mehreren Wochen, während welcher Regen und Schmutz die Landwohnung in eine Art Gefängniss umwandeln. Um diesem Eingeschlossensein zu entgehen, verliess ich Iwánoffka Anfangs Oktober und erwählte für die nächsten Paar Monate die Stadt Nowgorod zu meinem Hauptquartier.

Es waren für diese Wahl mehrere Gründe vorhanden. Ich mochte nicht nach St. Petersburg oder Moskau gehen, weil ich voraus sah, dass meine Studien daselbst sicher unterbrochen werden würden. In einer Provinzialstadt würde ich viel mehr Aussicht haben, mit Leuten zusammen zu kommen, die keine west-europäische Sprache geläufig sprechen konnten, und zugleich würde sich mir viel bessere Gelegenheit bieten, das Provinzial-Verwaltungswesen zu studiren. Von allen grösseren Städten war Nowgorod*) die mir am nächsten liegende und dabei in

*) Nicht mit Nishnij-Nowgorod — d. h. auf Deutsch: Nieder-Neustadt — an der Wolga zu verwechseln, wo alljährlich die grosse Messe abgehalten wird.

vieler Hinsicht die interessanteste. Die Stadt hat eine merkwürdige Geschichte gehabt, — die viel weiter zurückgreift, als die St. Petersburgs und selbst Moskaus — und besitzt noch viele ehrwürdige historische Denkmäler. Obgleich jetzt zu einer Stadt dritten Ranges herab gesunken — der blosse Schatten ihrer ehemaligen Grösse — hat sie doch noch etwa 18,000 Einwohner und ist der Mittelpunkt der Regierung der nach ihr benannten Provinz.

Etwa 120 Werst von St. Petersburg durchschneidet die Moskauer Eisenbahn den Wolchow, einen schnell fliessenden trüben Fluss, der den See Ilmen mit dem Ládogasee verbindet. Bei dem Kreuzungspunkte bestieg ich einen kleinen Dampfer und fuhr mit demselben etwa fünfzig Werst den Fluss hinauf. Die Reise war langweilig, denn das Land ist flach und eintönig, und der Dampfer machte nicht mehr als neun Knoten (fünfzehn Werst) per Stunde. Gegen Sonnenuntergang zeigte sich Nowgorod am Horizonte. So im sanften Zwielflicht gesehen, bietet die Stadt entschieden einen malerischen Anblick. Auf dem westlichen Flussufer steht der Kreml, d. i. eine leichte Bodenerhöhung, die von hohen Ziegelsteinmauern umgeben ist, über welche die spitzigen Kuppeln der Hauptkirche hervorgucken. Auf dem gegenüber liegenden Ufer liegt der grössere Theil der Stadt, der mit seinen grünen Dächern und den birnenförmigen Kuppeln vieler Kirchen einen angenehmen Eindruck macht. Hier und da zeigt hervorlugendes Laubwerk an, dass Gärten vorhanden sind. Eine lange steinerne Brücke verbindet den Kreml mit dem gegenüber liegenden Stadttheil.

Alle diejenigen, welche die Illusionen geniessen wollen, die von Bühnen-Dekorationen hervorgebracht werden, sollten sich nie hinter die Kulissen begeben. Ebenso sollte derjenige, welcher den Wahn behalten will, dass russische Städte malerisch seien, dieselben nie betreten, sondern sich damit begnügen, sie aus einiger Entfernung zu betrachten. Ein Gang durch die Strassen zerstört unvermeidlich die Illusion und beweist zur Genüge, dass Unregelmässigkeit, selbst wenn dieselbe mit Schmutz verbunden ist, nicht unbedingt als malerisch gelten kann.

So imposant russische Städte auch von der Aussenseite aussehen mögen, so wird man nach näherer Prüfung doch her-

ausfinden, dass dieselben gewöhnlich nichts mehr als verkappte Dörfer sind. Wenn sie nicht ein vollständig ländliches Ansehen haben, so sehen sie mindestens vorstadtähnlich aus. Die Strassen sind gerade und breit und entweder jämmerlich oder gar nicht gepflastert. Bürgersteige (Trottoirs) hält man nicht für unumgänglich nothwendig. Die Häuser sind aus Holz oder Stein gebaut, meist einstöckig und durch geräumige Höfe von einander getrennt. Viele derselben lassen sich nicht dazu herbei, ihre Façaden der Strasse zuzuwenden. Man gewinnt im Ganzen den Eindruck, als wäre die Mehrzahl der Bürger vom Lande gekommen und hätte ihre Landhäuser mitgebracht. Es gibt wenige oder gar keine Läden, welche durch geschmackvoll in den Schaufenstern ausgelegte Waaren die Vorübergehenden in Versuchung führen. Will man Einkäufe machen, so muss man sich zum Gostinny Dwor*), oder Bazar begeben; derselbe besteht aus langen symmetrischen Reihen niedriger schlecht beleuchteter Magazine mit einem kolonnadenartigen Vorbau. Dieses ist der Ort, wo die Kaufleute sich meistens versammeln, aber man sucht hier vergeblich das Rührige und die Emsigkeit, die nach unserer Auffassung das geschäftliche Leben mit sich bringt. Die Ladeninhaber stehen an ihren Thüren oder lungern in der Nähe herum und warten auf Käufer. Wenn man nach der geringen Anzahl der Letzteren urtheilen darf, so muss der Gewinn, wenn Verkäufe stattfinden, ungeheuer gross sein. In den übrigen Theilen der Stadt fallen die Einsamkeit und die träge Stille noch mehr auf. Auf dem grossen Square oder neben der Promenade — wenn die Stadt so glücklich ist, eine solche zu besitzen — kann man Kühe oder Pferde ruhig grasen sehen, ohne dass dieselben das Unpassende ihrer Anwesenheit im Mindesten empfinden. Und es würde in der That merkwürdig sein, wenn dieselben eine derartige Empfindung hätten, denn weder bei der Polizei, noch bei den Einwohnern ist dieselbe vorhanden. Bei Nacht werden die Strassen gar nicht beleuchtet, oder dieselben werden bloss mit wenigen Oellampen versehen, die nur dazu beitragen, die Dunkelheit noch mehr hervortreten zu lassen,

*) Das heisst wörtlich: der Gasthof. Die daselbst verkehrenden Gäste (gosti) waren ursprünglich Kaufleute, die, um ihre Waaren abzusetzen, angereist kamen.

so dass vorsichtige Bürger, die Abends spät nach Hause kommen, sich zuweilen mit Laternen bewaffnen. Vor einigen Jahren sprach ein ehrenwerthes Mitglied des Stadtrathes von Moskau gegen das Projekt, die Stadt mit Gas beleuchten zu lassen und meinte, dass diejenigen, welche bei Nacht auszugehen liebten, ihre Lampen mit sich tragen sollten. Der Einwand fand keine Beachtung, und Moskau wurde mit Gasbeleuchtung versehen, aber es sind erst wenig Provinzialstädte dem Beispiel der alten Hauptstadt gefolgt.

Diese Beschreibung bezieht sich nicht auf St. Petersburg und Odessa, denn diese Städte können hier einstweilen nicht in Betracht kommen, weil dieselben ein entschieden ausländisches Aussehen haben. Die echt russischen Städte — und Moskau kann beinahe noch dazu gerechnet werden — haben einen halb ländlichen Anstrich, oder sehen etwa wie entlegene Vorstädte aus, die noch nicht unter der Jurisdiktion der Stadtbehörden stehen.

Die geringe Anzahl der Städte in Russland ist nicht weniger bemerkenswerth, als ihr ländliches Aeussere. Ich wende das Wort hier im volksthümlichen und nicht im offiziellen Sinne an. In der offiziellen Sprache bedeutet eine Stadt einen Komplex von Häusern mit gewissen Verwaltungsbehörden, und so wird der Ausdruck zuweilen auf unbedeutende Dörfer angewandt. Wir wollen daher die offizielle Städteliste umgehen und uns der Bevölkerungsstatistik zuwenden. Man darf, glaube ich, kühnlich annehmen, dass keine Stadt ihres Namens würdig ist, wenn sie nicht wenigstens 10,000 Einwohner hat. Nehmen wir nur dieses als maassgebend an, so finden wir, dass es im ganzen europäischen Russland, im engeren Sinne des Wortes — mit Ausschluss von Finnland, der baltischen Provinzen, Litthauen, Polen und des Kaukasus, welche wohl politisch, aber nicht in sozialer Hinsicht Bestandtheile von Russland sind — nur 127 Städte gibt. Von diesen enthalten nur 25 über 25,000 und nur 11 über 50,000 Einwohner. *)¹⁾

Diese Thatsache weist deutlich nach, dass das städtische

*) Diese sind: St. Petersburg 668,000, Moskau 602,000, Odessa 121,003, Kischinew 104,000, Ssarátow 93,000, Kasan 79,000, Kiew 71,000, Nikolajew 68,000, Charkow 60,000, Tula 58,000, Berditscheff 52,000.

¹⁾ Diese Zahlen sind jetzt überholt, doch liegen neuere offizielle Daten noch nicht vor. Anm. d. Ueb.

Element der Bevölkerung, im Vergleich zu Westeuropa, verhältnissmässig klein ist; und diese Schlussfolgerung lässt sich durch statistische Daten belegen. In Russland bildet das städtische Element nur ein Zehntel der ganzen Bevölkerung, wohingegen in Grossbritannien mehr als die Hälfte*) der Einwohner in Städten lebt. Ein ernstlicher Versuch, die Ursachen dieses Umstandes zu ergründen, würde sicherlich auffallende Eigenthümlichkeiten der verflossenen Geschichte und der gegenwärtigen Lage des russischen Reiches zu Tage fördern. Ich habe den Versuch selbst gemacht und gehe nun daran, einige Resultate meiner Untersuchungen mitzutheilen.

Die erste von selbst in die Augen springende Ursache ist, dass Russland viel weniger dicht bevölkert ist als Westeuropa. Im Osten hat das Land nie eine natürliche Grenze gehabt, sondern stets weite Flächen fruchtbaren, unbebauten Bodens vorgefunden, die ein verlockendes Feld für Auswanderung darboten; und der Bauernstand hat sich stets bereit gezeigt, den gebotenen Vortheil auszunutzen. Anstatt ihr primitives System des Feldbaues, welches ungeheure Grundflächen beansprucht und den Boden rasch erschöpft, zu verbessern, haben sie es stets bequemer und gewinnbringender gefunden, auszuwandern und das nach Osten gelegene, noch jungfräuliche Land in Besitz zu nehmen. Auf diese Weise hat sich das Gebiet — zuweilen mit Hülfe und zuweilen trotz der Regierung — fortwährend ausgedehnt und erstreckt sich jetzt bis zur Behringsstrasse und zu den nördlichen Ausläufern des Himalajagebirges. Aus dem kleinen, um die Quellen des Dnjepr gelegenen Gebiete ist ein ungeheures Reich geworden, das, obschon vierzigmal so gross als Frankreich, doch nur eine Bevölkerung von etwa 80 Millionen aufweist. Die russische Rasse ist fruchtbar, aber ihre Vermehrungskraft konnte mit der Ausdehnung des Gebietes nicht Schritt halten, und daher ist das Land noch sehr dünn bevölkert. Nehmen wir das europäische Russland als ein Ganzes, so finden wir, dass etwa 14 Einwohner auf eine Quadratwerst kommen, während in Deutschland auf demselben Flächenraume die mittlere Volksdichtigkeit 78 und in Grossbritannien durchschnittlich 114 beträgt. Sogar die am dichtesten bevölkerte Gegend —

*) In Deutschland ein Drittel.

Wallace, Russland.

der nördliche Theil der Schwarzerdenzone — weist nur etwa 40 per Quadratwerst auf. Ein Volk, welches, wie das russische, Land in Ueberfluss besitzt und sich durch Ackerbau erhalten kann, wird sich nicht leicht der Gewerbethätigkeit hingeben und neigt nicht dazu, sich in Städten zusammen zu drängen.

Die zweite Ursache, welche die Bildung von Städten hinderte, war die Leibeigenschaft. Die Hörigkeit und das Verwaltungssystem, von welchem dieselbe einen Theil bildete, hemmten den natürlichen Drang der Bevölkerung. Die Adeligen lebten meist auf ihren Besitzungen und hielten einige ihrer Leibeigenen dazu an, ihnen fast Alles, was sie bedurften, zu liefern; und die Bauern, welche etwa wünschten, sich in den Städten als Handwerker niederzulassen, durften dieses nicht ungehindert thun, weil sie an die Scholle gebunden waren. So entstanden jene Dorfindustrieen, von denen ich schon gesprochen habe.

Die geringe Bedeutung der russischen Städte wird theilweise durch diese beiden Ursachen erklärt. Der Ueberfluss an Land trug dazu bei, die Entwicklung der Industrie zu hemmen, und die geringe vorhandene Gewerbethätigkeit konnte sich in Folge der Leibeigenschaft nicht in den Städten konzentriren. Diese Erklärung ist jedoch augenscheinlich unvollständig. Die gleichen Ursachen waren im Mittelalter in Zentraleuropa vorhanden und dennoch wuchsen blühende Städte empor und spielten eine wichtige Rolle in der sozialen und politischen Geschichte Deutschlands. Handelsleute und Handwerker sammelten sich in diesen Städten und bildeten einen besonderen Stand, der sich sowohl einerseits von den Adeligen, als auch andererseits von dem Bauernstande durch besondere Beschäftigungen und besondere Ziele unterschied und ein spezielles intellektuelles Gepräge und eigene Sittengesetze besass. Warum bildeten sich nun in Russland unter sehr ähnlichen Verhältnissen nicht eben solche Städte und Bürgerstände?

Um diese Frage gründlich zu erörtern, würde es nöthig sein, einige streitige Punkte der mittelalterlichen Geschichte klar zu stellen. Ich muss mich hier darauf beschränken, meine eigene Ansicht darzulegen.

Durch das ganze Mittelalter hindurch zog sich ein Kampf zwischen den verschiedenen Faktoren, aus denen die Gesellschaft zusammengesetzt war, und die wichtigen Städte waren in gewissem

Sinne das Produkt dieses Kampfes. Wie auch die Städte ursprünglich entstanden sein mögen, sicher ist es, dass dieselben durch gegenseitigen rivalisirenden Wetteifer zwischen dem Staatshaupt, dem Lehnadel und der Kirche erhalten und gehegt wurden; dabei waren diejenigen, welche sich durch Handel oder ein Handwerk ernähren wollten, genöthigt, sich in denselben niederzulassen, um in den Genuss des Schutzes und der Gerechtsame zu kommen, welche sie gewährten. In Russland hat ein derartiger Kampf nie stattgefunden. So bald die Grossfürsten von Moskau im 16. Jahrhundert das Joch der Tataren abgeschüttelt und sich zu Herrschern von ganz Russland aufgeworfen hatten, war ihre Macht unwiderstehlich und unbestritten. Unumschränkt organisirten sie das Land nach eigenem Gutdünken. Im Anfang war ihre Politik günstig für die Entwicklung der Städte. Da sie bemerkten, dass die handel- und gewerbetreibenden Stände eine reiche Einnahmequelle abgeben würden, so trennten sie dieselben von dem Bauernstande, gaben ihnen das ausschliessliche Recht, Handel zu treiben, liessen die anderen Stände zur Konkurrenz nicht zu und befreiten sie aus der Gewalt der Grundherren. Hätten sie diese Politik vorsichtig und rationell durchgeführt, so würden sie vielleicht einen reichen Bürgerstand geschaffen haben, aber sie gingen mit echt orientalischer Kurzsichtigkeit vor und machten ihre eigene Absicht zu nichte. Bei dem Wunsche, für sich Vortheile zu ziehen, liessen sie das Wohl der Regierten ausser Acht, indem sie ungewöhnlich schwere Steuern auferlegten und die Stadtbewohner als ihre Leibeigenen behandelten. Die reicheren Kaufleute wurden gezwungen, als Zollbeamte zu dienen und dabei häufig sehr weit von ihren Wohnsitzen entfernt*); Handwerker wurden alljährlich nach Moskau berufen, um ohne jede Entschädigung für die Zaren zu arbeiten. Ausserdem war das Steuerumlegungssystem durchaus mangelhaft und die Mitglieder der Ortsbehörden, die keinen Gehalt bezogen und keiner eigentlichen Kontrolle unterlagen, übten ihr Amt mit unbarmherziger Strenge und hielten sich nicht allzu genau an gegebene Vorschriften. Kurz, die Zaren gebrauchten ihre Gewalt so ungeschickt und rücksichtslos, dass die handel- und gewerbetreibende

*) So wurden z. B. Kaufleute aus Jaroslaw nach Astrachan geschickt, um Zollgelder einzunehmen.

Bevölkerung, anstatt in die Städte zu flüchten, um Schutz zu finden, dieselben floh, um der Bedrückung zu entgehen. Zuletzt nahm diese Auswanderung aus den Städten solche Dimensionen an, dass man es für nothwendig erachtete, gesetzliche Maassregeln dagegen zu ergreifen; die städtische Bevölkerung wurde also an die Städte gefesselt, wie die Landbewohner an die Scholle. Diejenigen, welche flüchteten, wurden zwangsweise zurückgebracht und solche, die einen zweiten Fluchtversuch wagten, liess man peitschen und nach Sibirien bringen.*)

Im Anfang des letzten Jahrhunderts begann eine neue Aera in der Geschichte der Städte und der städtischen Bevölkerung. Peter der Grosse hatte auf seinen Reisen in Westeuropa die Beobachtung gemacht, dass Volkswohlstand — und Gedeihen hauptsächlich auf den unternehmenden, gebildeten Mittelklassen beruhe, und er schrieb dem Fehlen dieses bürgerlichen Elements die Armuth seines eigenen Landes zu. Sollte nicht ein derartiger Stand in Russland geschaffen werden können? Peter nahm ohne Zögern an, dass das möglich sei und ging flugs an's Werk. Fremde Handwerker wurden in das Reich gebracht, und fremde Kaufleute lud er ein, mit seinen Unterthanen Handel zu treiben; junge Russen mussten im Auslande die nützlichen Künste erlernen, es wurden Anstrengungen gemacht, durch Uebersetzungen fremder Bücher und durch Gründung von Schulen praktische Kenntnisse zu verbreiten, der Handel wurde gefördert, und viele gewerbliche Unternehmungen traten in's Leben. Gleichzeitig wurde die Städteordnung nach dem Muster der alten Freistädte von Deutschland gänzlich reorganisirt. An Stelle der alten Verwaltung, die eine wenig geänderte Form der Landgemeinde war, erhielten dieselben die deutsche Städteordnung mit Bürgermeistern, Stadträthen, Gerichtshöfen, kaufmännischen Gilden, Handwerkerzünften (Zechi) und einer endlosen Reihe von Vorschriften über die Entwicklung von Handel und Gewerbe, den Bau von Krankenhäusern, gesundheitlichen Vorsichtsmaassregeln, Gründung von Schulen, Gerichtsverfahren, Organisation der Polizei und über ähnliche Dinge.

Katharina II. verfolgte die gleiche Richtung. Wenn sie

*) Vergl. die „Uloshenie“ (i. e. die Gesetze von Alexis, dem Vater Peter's des Grossen), Kap. XIX., § 13.

weniger dazu beitrug, Handel und Gewerbe zu entwickeln, so erliess sie dafür mehr Gesetze und in erhabenem Stile abgefasste Manifeste. Bei ihren historischen Studien hatte sie, wie sie in einem ihrer Manifeste verkündet, in Erfahrung gebracht, dass „wir seit den ältesten Zeiten überall das Gedächtniss von Städteerbauern ebenso sehr geehrt finden, wie das Andenken an berühmte Gesetzgeber, und wir bemerken, dass durch siegreiche Thaten berühmte Helden ihren Namen durch die Erbauung von Städten die Unsterblichkeit zu erringen hofften.“ Da es ihr Hauptlebenszweck war, ihrem eigenen Namen die Unsterblichkeit zu sichern, so richtete sie sich nach dieser geschichtlichen Präzedenz und gründete 216 Städte während des kurzen Zeitraumes von 23 Jahren. Dieses sieht wie ein grosses Werk aus, aber es genügte ihrem Ehrgeize nicht. Sie hatte nicht nur Geschichte studirt, sondern war auch eine eifrige Anhängerin der politischen Philosophie, die zu ihrer Zeit Mode war. Diese Philosophie beschäftigte sich viel mit dem (*tiers-état*) dritten Stande, der damals in Frankreich grosse politische Bedeutung erlangte, und Katharina dachte, dass, da sie eine *noblesse* nach französischem Muster gebildet hatte, sie auch eine *bourgeoisie* schaffen könne. Zu diesem Behufe nahm sie Aenderungen in der Städteordnung vor, die ihr grosser Vorgänger eingerichtet hatte, und verlieh allen Städten eine kaiserliche Charte. Dieselbe blieb bis zum Anfang der jetzigen Regierung ohne wesentliche Veränderungen in Kraft.

Diese Bemühungen, einen reichen und gebildeten dritten Stand zu gründen, haben nicht viel Erfolg gehabt. Der Einfluss derselben ist immer mehr in offiziellen Dokumenten als im wirklichen Leben bemerklich gewesen. Die grosse Masse des Volkes blieb in der Leibeigenschaft an die Scholle gebunden, während die Adeligen, d. h. alle, die etwas Bildung besaßen, in der Armee und für den Zivildienst Verwendung fanden. Die zur Erlernung nützlicher Handwerke in's Ausland Entsandten, hatten wenig gelernt und machten wenig Gebrauch von den Kenntnissen, die sie erworben hatten. Bei ihrer Rückkehr in ihre Heimath fielen sie sehr bald dem einschläfernden Einfluss der sie umgebenden gesellschaftlichen Atmosphäre zum Opfer. Das „Städteerbauen“ hatte ebensowenig praktischen Erfolg. Es war ganz leicht, eine beliebige Anzahl von Städten im offiziellen

Sinne des Wortes zu gründen. Um ein Dorf in eine Stadt umzuwandeln, hatte man Nichts weiter zu thun, als eine Isbá d. i. Blockhaus, für das Bezirksgericht einzurichten, eine zweite für die Polizeistation, eine dritte für das Gefängniss u. s. w. Am festgesetzten Tage kam ein Beamter aus der Provinzialhauptstadt an, versammelte die betreffenden Beamten, welche dazu bestimmt waren, in den neu erbauten oder neu eingerichteten Blockhäusern angestellt zu werden, liess vom Geistlichen eine einfache religiöse Zeremonie abhalten und einen formellen Akt aufsetzen und erklärte dann die Stadt für „eröffnet.“ Das Alles beanspruchte wenig schöpferische Thatkraft, aber es war nicht so leicht, in der Bevölkerung den für Handel und Gewerbe erforderlichen Unternehmungsgeist wachzurufen. Das konnte eben nicht durch einen kaiserlichen Ukas bewirkt werden.

Es war eine nicht minder schwierige Aufgabe, der frisch importirten Städteordnung, die nicht in den Traditionen und Gewohnheiten des Volkes wurzelte, Lebenskraft einzuhauchen. Im Westen war dieselbe langsam im Laufe von Jahrhunderten zusammengestellt worden, um wirklichen, stark gefühlten praktischen Bedürfnissen zu entsprechen. In Russland wurde dieselbe angenommen, um diese Bedürfnisse zu schaffen, die noch nicht empfunden wurden. Möge sich der Leser vorstellen, dass unser Handelsministerium die Inhaber kleiner Fischerbarken mit sorgfältig ausgearbeiteten Seekarten, gelehrten Abhandlungen über Schifffahrtskunde und genauen Vorschriften über geeignete Ventilation in Schiffskajüten versehen würde, so wird er ungefähr eine Idee bekommen, welchen Eindruck die Gesetzgebung Peter's des Grossen in den Städten hervorbrachte. Die gegen ihren Willen erwählten Amtsträger wurden durch die komplizirte Verfahrungsweise in rathlose Verlegenheit gesetzt. Sie waren unfähig, die zahlreichen Ukase zu verstehen, die ihnen mannigfaltige Pflichten vorschrieben und in denen die unbarmherzigsten Strafen für Unterlassungen und Vergehen angedroht wurden. Es wurde jedoch bald bekannt, dass die Drohungen bei weitem nicht so schrecklich waren, wie sie aussahen, und jene städtischen Behörden, welche die Bürger schützen und aufklären sollten, „vergassen die Furcht vor Gott und dem Zaren“ und übten in so schamloser Weise Erpressungen aus, dass es nöthig wurde, sie unter die Kontrolle von Regierungsbeamten zu stellen.

Das hauptsächlichste praktische Resultat der von Peter und Katharina gemachten Anstrengungen, einen Bürgerstand zu schaffen, war, dass die Stadtbewohner systematischer zum Zwecke der Steuererhebung eingetheilt und die Abgaben erhöht wurden. Alle übrigen Theile der neuen Verwaltung, die nicht direkt mit den fiskalischen Interessen der Regierung in Verbindung standen, hatten keine innere selbstthätige Lebenskraft. Es ist eben unläugbar, dass das ganze System dem Volke willkürlich aufgedrängt worden war und keine andere Triebkraft hatte, als den kaiserlichen Willen. Wäre diese Triebkraft weggefallen, und hätte man es den Bürgern überlassen, ihre städtischen Angelegenheiten selbst zu leiten, so würde das System sofort zusammengestürzt sein. Rathhaus, Bürgermeister, Gilden, Rathsherren und alle übrigen leblosen Schatten, denen der kaiserliche Ukas zum Dasein verholfen hatte, würden sich augenblicklich in Nichts aufgelöst haben. Diese Thatsache bildet einen der charakteristischen Züge der russischen Entwicklungsgeschichte im Vergleich mit der Westeuropa's. Im Westen musste die Monarchie mit den städtischen Einrichtungen kämpfen, um sie nicht zu mächtig werden zu lassen; in Russland hatte sie für denselben zu kämpfen, um sie vor der Selbstvernichtung oder dem Erschöpfungstode zu schützen.

Nach den von Katharina gegebenen Gesetzen, die bis zur gegenwärtigen Regierung ihre volle Kraft behielten, und die in den Hauptzügen noch fortbestehen, gibt es drei Gattungen von Städten: 1) Gouvernements-(Regierungs-)Städte (gubernskije gorodá), das heisst Hauptstädte von Provinzen, in denen die verschiedenen Organe der Provinzialverwaltung vereinigt sind, 2) Kreis-Städte (ujesdnyje gorodá), in welchen die Kreisverwaltung ihren Sitz hat (jede Provinz ist in Kreise [ujesdi] eingetheilt) und 3) überzählige Städte (saschtatnyje gorodá), die für die Landesverwaltung keine besondere Bedeutung haben.

Bei allen drei Gattungen ist die städtische Organisation die nämliche. Lassen wir die Personen unberücksichtigt, welche zufällig in der Stadt wohnen, in Wirklichkeit jedoch zum Adel, zur Geistlichkeit oder zu den niederen Beamtenklassen gehören, so können wir sagen, dass die Stadtbevölkerung aus drei Gruppen besteht: die Kaufleute (kupzý), die Bürger im engeren Sinne des Wortes (meschtschanje) und die Handwerker (zechowije). Diese

Kategorien sind keine erblichen Kasten wie die der Adeligen, der Geistlichkeit und des Bauernstandes. Ein Adelige kann Kaufmann werden; Jemand kann in einem Jahre Bürger sein, im nächsten Handwerker und im dritten Kaufmann werden, wenn er seine Beschäftigung ändert und die entsprechenden Abgaben bezahlt. Aber diese Gruppen bilden gegenwärtig getrennte Korporationen, von denen jede eine eigenthümliche Organisation und besondere Vorrechte und Pflichten besitzt.

Die Kaufleute bilden die höchste dieser drei Gruppen. Sie rekrutiren sich meist aus den Bürgern und Bauern. Jemand, der Handelsgeschäfte betreiben will, muss sich in einer der drei Gilden einschreiben lassen, je nach der Höhe seines Kapitals und der Art der Operationen, die er unternehmen will, und sobald er die betreffenden Abgaben erlegt hat, wird er offiziell ein Mitglied der Kaufmannsgilde. Sobald er aufhört, diese Abgaben zu zahlen, ist er im gesetzlichen Sinne des Wortes nicht mehr Kaufmann, er kehrt dann zu der Klasse zurück, zu welcher er vorher gehörte. Es gibt einige Familien, deren Mitglieder mehrere Generationen hindurch zum Kaufmannsstande gehört haben, und das Gesetz spricht von einem gewissen „Sammetbuche“ (*barchatnaja kniga*), in welchem ihre Namen eingeschrieben sein sollen, aber in Wirklichkeit bilden dieselben keine getrennte Kategorie und steigen sofort von ihrer privilegierten Stellung herab, sobald sie aufhören, die jährliche Gildensteuer zu zahlen.

Die Handwerker bilden das verbindende Glied zwischen der Stadtbevölkerung und dem Bauernstande, denn viele Bauern lassen sich in die gewerbetreibenden Klassen aufnehmen, ohne ihre Verbindung mit den Landgemeinden, zu denen sie gehören, aufzugeben. Jedes Gewerbe oder Handwerk bildet einen „Zech“, an dessen Spitze ein Aeltester und zwei Gehülfen stehen, die von den Mitgliedern erwählt werden; alle Zechi zusammen bilden eine Genossenschaft unter einem von ihnen erwählten Vorsteher (*remeslenny Golowá*) mit einem Rath, der aus den Aeltesten der verschiedenen Zechi zusammengesetzt ist. Diesem Rathe und seinem Vorsitzenden liegt es ob, alle mit den Zechi verknüpften Angelegenheiten zu leiten und darauf zu sehen, dass die mannigfaltigen Vorschriften über Meister, Gehülfen und Lehrlinge gebührend beachtet werden.

Die nicht beschriebene Klasse wird von denen gebildet, die als beständige Einwohner der Stadt eingeschrieben sind, aber weder zu einer Gilde, noch zu einem „Zech“ gehören; ebenso wie die beiden anderen Gruppen bilden auch sie eine Korporation für sich mit einem Aeltesten und einem Verwaltungsbureau.

Die numerische Stärke dieser drei Korporationen geben folgende Zahlen an. Im europäischen Russland zählt der Kaufmannsstand etwa 466,000, die Bürger zählen gegen 4,033,000 und die Handwerker etwa 260,000 Mitglieder (einschliesslich Frauen und Kinder).

Das verbindende Glied zwischen diesen drei Ständen bildet der Stadtrath (gorodskaja Duma) mit dem Bürgermeister (gorodskoi golowá) als Vorsitzenden, — zugleich die oberste städtische Behörde. Vor wenigen Jahren wurde dieselbe nach den allerneuesten Theorien über Städteverwaltung von Grund auf umgestaltet und jetzt können alle Hausbesitzer, zu welchem Stande sie auch gehören mögen, an den Verhandlungen Theil nehmen und Aemter bekleiden. Viele Städte haben in Folge dessen einen Adeligen als Bürgermeister erhalten, doch kann man nicht behaupten, dass der Geist der Einrichtung sich gänzlich geändert habe. Sehr wenige tragen Verlangen nach einem Amte, und die Gewählten entfalten sehr wenig Eifer bei der Erfüllung ihrer Pflichten. Vor nicht langer Zeit wurde im Stadtrathe von St. Petersburg in Vorschlag gebracht, durch Auferlegung von Strafgeldern die Anwesenheit einer stimmfähigen Versammlung zu sichern. Diese Thatsache ersetzt ganze Bände über die geringe Lebensfähigkeit dieser Einrichtungen. Wenn ein solcher Vorfall in der Hauptstadt stattfindet, so kann man sich leicht vorstellen, was in den Provinzialstädten vorkommt.

Die Entwicklung von Handel und Gewerbe hat natürlich die handeltreibende Bevölkerung bereichert, aber ihre Lebensweise hat sich nicht wesentlich geändert. Unter neuen Verhältnissen ist sie in vieler Hinsicht konservativ geblieben. Ist ein russischer Kaufmann reich geworden, so baut er sich ein schönes Haus, oder er kauft das Haus irgend eines heruntergekommenen Adeligen und lässt dasselbe für sich neu einrichten. Für Parquetböden, Riesenspiegel, Malachit-Tische, Flügel aus den besten Fabriken und anderen, aus dem kostbarsten Materiale gefertigten Haushaltungs-Gegenständen gibt er bereitwillig sein Geld aus.

Gelegentlich wird er — ganz besonders, wenn eine Hochzeit oder ein Todesfall in der Familie vorkommt — prächtige Festessen veranstalten und ungeheure Summen für Riesensterlets, die vorzüglichsten Störe, ausländische Früchte, Champagner und alle Gattungen kostbarer Delikatessen aufgehen lassen. Aber alle diese verschwenderischen grossthuerischen Ausgaben bewirken keinen Wechsel in dem gewöhnlichen Gange seines täglichen Lebens. Betritt man diese reich ausgestatteten Prunkgemächer, so bemerkt man beim ersten Blick, dass dieselben nicht zum alltäglichen Gebrauch da sind. Es fällt uns eine steife Symmetrie und eine unbeschreibliche Nacktheit auf, welche sofort darauf hindeuten, dass die Anordnungen des Möbelhändlers nie geändert oder vervollständigt worden sind. Thatsache ist, dass bei weitem der grössere Theil des Hauses nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Der Wirth und seine Familie leben unten im Hause in kleinen schmutzigen Zimmern, die auf eine ganz andere, für sie bequemere Art möblirt sind. Für gewöhnlich sind die Staatszimmer geschlossen und die Prachtmöbel sorgfältig bedeckt. Macht man nach einem Unterhaltungsabend, an dem man Theil genommen hat, einen Höflichkeitsbesuch, so wird man wahrscheinlich einige Schwierigkeit haben, durch die Vorderthüre Einlass zu erlangen. Nachdem man mehrere Male geklopft oder geklingelt hat, wird vielleicht Jemand aus dem hintern Theile des Hauses herauskommen, um zu fragen, was man wünscht. Dann kommt wieder eine lange Pause; endlich werden von innen Fusstritte vernehmbar. Man hört die Riegel klappern, die Thüre öffnet sich und man wird in ein geräumiges Gesellschaftszimmer geführt. An der Wand, den Fenstern gegenüber, befindet sich bestimmt ein Sofa, und vor demselben ein ovaler Tisch. An jedem Tischende genau rechtwinklig zum Sofa, befindet sich je eine Reihe von drei Lehnseßeln. Die übrigen Stühle sind streng symmetrisch im Zimmer vertheilt. Nach wenigen Minuten erscheint der Wirth in seinem langen doppelreihigen schwarzen Rock und mit blank geputzten, hohen Stiefeln. Er trägt das Haar in der Mitte gescheitelt, und sein Bart zeigt keine Spuren von Scheere oder Rasirmesser. Nachdem die üblichen Begrüssungen ausgetauscht worden sind, wird Thee in Gläsern, mit Citronenscheiben und Eingemachtem, oder vielleicht eine Flasche Champagner zur Erfrischung herein-

gebracht. Man darf nicht erwarten, die weiblichen Familienmitglieder zu Gesichte zu bekommen, wenn man nicht sehr intim ist, denn die Kaufleute halten noch etwas auf die weibliche Abschliessung, welche vor Peter dem Grossen unter den höheren Klassen gang und gäbe war. Der Wirth selbst ist wahrscheinlich ein intelligenter, aber gänzlich ungebildeter und äusserst schweigsamer Mann. Ueber das Wetter und die Ernte spricht er vielleicht geläufig genug, aber er wird wenig Neigung zeigen, über diese Themata hinauszugehen. Vielleicht will man mit ihm über den Gegenstand sprechen, mit dem er am besten vertraut ist, nämlich über sein eigenes Geschäft; aber er wird uns wenig darüber mittheilen, und vielleicht ergeht es uns, wie einem meiner Reisegefährten, einem Russen, der von zwei gelehrten Gesellschaften beauftragt war, Mittheilungen über den Getreidehandel zu sammeln. Als er bei einem Kaufmann vorsprach, der ihm bei seinen Untersuchungen beizustehen versprochen hatte, wurde er gastfreundlich empfangen; als er jedoch über den Kornhandel des betreffenden Bezirkes zu sprechen anfang, unterbrach ihn der Handelsmann plötzlich und erzählte ihm folgende Geschichte:

Es war einmal ein reicher Gutsherr, der hatte einen Sohn. Derselbe war ein ganz verzogenes Kind. Eines Tages sagte der Knabe zu seinem Vater, er wünsche, dass alle junge Leibeigene sich versammeln und vor dem Hause singen sollten. Man versuchte vergebens, ihm diesen Gedanken auszureden, und so wurde das Verlangen gewährt und die jungen Leute versammelten sich; aber sobald sie zu singen anfangen, rannte der Knabe hinaus und jagte sie davon.

Nachdem der Kaufmann diese Geschichte mit behaglicher Breite und vielen umständlichen Einzelheiten vorgetragen hatte, die scheinbar in gar keiner Beziehung zu dem Vorhergegangenen standen, machte er eine kleine Pause, goss etwas Thee in seine Untertasse, leerte dieselbe und frug dann: „Nun, was meinen Sie, war die Ursache dieses sonderbaren Betragens?“

Mein Freund antwortete, dass das Räthsel über sein Fassungsvermögen hinausgehe.

„Schön,“ sagte der Kaufmann, ihn mit einem verständnissinnigen Lächeln fest anblickend, „es war kein Grund vorhanden,

und der Knabe wusste Nichts weiter zu sagen, als: „Geht weg, geht weg! Ich habe mich umbesonnen!“ (poschli won, otchotjäl).

Man konnte unmöglich den Wink missverstehen, und meinem Freunde blieb nichts übrig, als sich zu entfernen.

Der Hang zur Grossthuerei ist bei dem russischen Kaufmann ganz eigenthümlicher Art und unterscheidet sich gänzlich von der englischen snobbery (anmaassende Prahlerei) und dem amerikanischen shoddyism (der Dünkel eines Emporkömmlings) und dem deutschen Geldstolz. Er mag sich an prächtigen Empfangsräumen, opulenten Festessen, an schönen Rennpferden und kostbarem Pelzwerk ergötzen, oder seinen Reichthum durch fürstliche Geschenke an Kirchen, Klöster oder Wohlthätigkeitsanstalten dathun, er wird bei alledem nie ein Anderer sein wollen, als er wirklich ist. Er trägt gewöhnlich ein Gewand, das seine gesellschaftliche Stellung deutlich anzeigt, macht keine Versuche, sich zierliche Manieren oder vornehme Neigungen anzueignen und strebt nie danach, Zutritt zu den Kreisen zu erlangen, die man in Russland la société nennt. Ohne jeden Wunsch, zu scheinen, was er nicht ist, besitzt er ein einfaches, ungezwungenes Benehmen und zuweilen eine gewisse ruhige Würde, die vortheilhaft von den affektirten Manieren der niedrigeren adeligen Klassen absticht, welche sich als hoch gebildet ausgeben und sich anstrengen, die äussern Formen französischer Bildung anzunehmen. Es ist richtig, dass er bei seinen Festmahlen unter seinen Gästen so viele „Generale“ — d. h. höhere Beamte — als nur möglich zu haben wünscht und besonders solche, die einen grand cordon besitzen; aber er denkt nie daran, dadurch in ein intimeres Verhältniss mit diesen Persönlichkeiten zu kommen, oder von denselben wieder eingeladen zu werden. Es ist beiden Parteien völlig bewusst, dass nichts Derartiges bezweckt wird. Die Einladung wird aus ganz anderen Beweggründen gemacht und angenommen. Der Kaufmann hat die Genugthuung, an seinem Tische Leute von hohem Range zu bewirthen und fühlt, dass die Achtung, die er unter seines Gleichen geniesst, dadurch erhöht wird. Gelingt es ihm, drei Generäle bei sich zu versammeln, so erringt er einen Sieg über einen Nebenbuhler, der nur zwei anweisen kann. Der an seiner Seite sitzende General erhält eine vorzügliche Mahlzeit und erwirbt

für die von ihm erwiesene Ehre ein gewisses nicht genau bestimmtes Recht, Beiträge für gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke zu beanspruchen.

Natürlich ist dieses unbestimmte Recht gewöhnlich nichts weiter, als ein stillschweigendes Uebereinkommen, aber in gewissen Fällen kommt die Sache ausdrücklich zur Sprache. Ich weiss von einem Falle, wo ein regelrechter Handel abgeschlossen wurde. Ein Moskauer Magnat wurde von einem Kaufmann zu Mittag eingeladen und willigte ein, in voller Uniform mit allen Orden zu erscheinen, wenn der Kaufmann einen bestimmten Beitrag für eine Wohlthätigkeitsanstalt zu spenden bereit sei. Man flüstert davon, dass derartige Händel zuweilen nicht zum Besten von Wohlthätigkeitszwecken, sondern zu Gunsten der betr. eingeladenen Herren abgeschlossen werden. Ich kann jedoch nicht glauben, dass es viele Beamte gibt, die sich als Tisch-Dekorationen vermiethen; aber dass so etwas möglich war, zeigt folgender Vorfall, der mir zufällig bekannt wurde. Ein reicher Kaufmann der Stadt T — ersuchte einst den Gouverneur der Provinz, ein Familienfest mit seiner Gegenwart zu beehren, und fügte hinzu, dass er es als eine besondere Gunst ansehen würde, wenn auch die Frau „Gouverneur“ ihr Erscheinen zusagen wollte. Seine Excellenz machte auf diese letzte Aufforderung viele Einwendungen und gab endlich dem Bittsteller zu verstehen, dass ihre Excellenz unmöglich kommen könnten, weil sie kein Sammetkleid besitze, das einen Vergleich mit denen mehrerer Kaufmannsfrauen aushielte, die auch geladen waren. Zwei Tage darauf erhielt der Gouverneur ein Stück des feinsten Sammets, der in Moskau aufzutreiben gewesen war, von einem ungenannten Geber; seine Frau war also im Stande, der Festlichkeit beizuwohnen, und alle Betheiligten waren vollständig befriedigt.

Es ist bemerkenswerth, dass die russischen Kaufleute keine andere als die Aristokratie mit Rang und Würden anerkennen. Viele Kaufleute würden bereitwillig ein Paar Hundert Mark für die Gegenwart eines „wirklichen Staatsrathes“ geben, der vielleicht von seinem Grossvater nie etwas gehört hat, aber einen *grand cordon* aufweisen kann; dagegen würden sie nicht so viele Pfennige für die Anwesenheit eines Fürsten ohne Dienst-rang und Orden ausgeben, selbst wenn er auch seinen Stamm-

baum bis zu dem halb-mythischen Rurik hinauf nachweisen könnte. Von einem solchen würde er wahrscheinlich sagen: „Kto jich snajet?“ Wer weiss was für eine Art Mensch er ist? Der Erstere indess besitzt unverkennbare Zeichen von der Gunst der Zaren, die nach der Ansicht des Kaufmannes unendlich viel wichtiger ist, als irgend welche Rechte oder Ansprüche, die auf erbliche Titel oder Stammbäume gegründet sind.

Diese Zeichen kaiserlicher Gunst suchen die Kaufleute für sich selbst zu erlangen. Sie lassen es sich nicht einfallen, an *grands cordons* zu denken — das geht weit über ihre sanguinischsten Erwartungen hinaus — aber sie thun Alles, was in ihrer Macht ist, um die geringeren Dekorationen zu erhalten, die dem Handelsstande ertheilt werden. Das gewöhnlichste Mittel zu diesem Zwecke ist ein freigebiger Beitrag für einen wohlthätigen Zweck und zuweilen wird eine förmliche Abmachung getroffen. Ich kenne wenigstens ein Beispiel, wo die Art der Dekoration ausdrücklich festgestellt war. Die Sache legt den geschäftlichen Charakter derartiger Uebereinkommen so klar, dass ich mir erlaube, die Thatfachen wiederzugeben, wie sie mir der hauptsächlich betheiligte Beamte selbst mittheilte. Ein Kaufmann zeichnete für eine Gesellschaft, die unter dem Patronat einer Grossfürstin stand, eine beträchtliche Summe Geldes mit der ausdrücklichen Bedingung, dass er dafür das Wladimir-Kreuz erhalte. An Stelle der gewünschten Dekoration, die für die gezeichnete Summe zu hoch erschien, wurde nur ein Stanislaus-Kreuz gewährt; der Geber war jedoch damit nicht zufriedengestellt und verlangte sein Geld zurück. Man musste seinem Verlangen nachgeben, und da eine kaiserliche Gabe nicht rückgängig gemacht werden kann, so hatte der Kaufmann sein Stanislaus-Kreuz umsonst.

Dieses Handeltreiben mit Dekorationen hatte natürlich zur Folge, dass dieselben im Werthe sanken, ähnlich wie Papiergeld, wenn es in zu grossen Massen ausgegeben wird. Die goldenen Medaillen, welche früher Viele lüstern machten und mit Stolz an einem Bande um den Hals getragen wurden, werden jetzt wenig begehrt. In gleicher Weise hat die ungewöhnliche Achtung vor offiziellen Persönlichkeiten beträchtlich abgenommen. Vor zwanzig Jahren überboten sich die Kaufleute in den Pro-

vinzen darin, irgend einen hohen Würdenträger, der ihre Stadt mit seinem Besuche beehrte, gastlich aufzunehmen, aber gegenwärtig suchen sie eher diese theure und unfruchtbare Ehre zu umgeben. Wenn sie indess die Ehre annehmen, so erfüllen sie ihre gastfreundschaftlichen Pflichten in freigebigster Weise. Als ich zusammen mit einer offiziellen Persönlichkeit im Hause eines Kaufmanns wohnte, ist es mir zuweilen schwer geworden, etwas Einfacheres als Sterlet, Stör und Champagner zu erhalten.

Die beiden grossen Schandflecke im Charakter des russischen Kaufmannstandes sind nach der allgemeinen Meinung: Unwissenheit und Unehrllichkeit. Betreffs des ersteren kann kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen. Die grosse Mehrzahl der Kaufleute besitzt nicht einmal die Anfangsgründe von Bildung. Viele von ihnen können weder lesen noch schreiben, und sind gezwungen ihre Contis im Gedächtniss zu führen, oder sinnreiche Hieroglyphen anzuwenden, die nur dem Erfinder selbst verständlich sind. Andere können den Kalender entziffern und das Leben der Heiligen mit genauer Noth lesen; sie verstehen es, ihre Namen leidlich geläufig zu schreiben und mit Hülfe einer kleinen Rechenmaschine „Sstschéty“ genannt — die der „abaca“ der alten Römer gleicht und in Russland überall im Gebrauch ist — die einfacheren arithmetischen Berechnungen zu machen. Nur die Minderzahl versteht die Geheimnisse einer regelrechten Buchführung und sehr wenige darunter können Anspruch darauf erheben, als gebildete Leute zu gelten. Es machen sich indess in dieser Hinsicht bereits Anzeichen eines Wechsels zum Besseren bemerkbar. Einige der reichen Kaufleute lassen ihren Kindern die bestmögliche Erziehung geben, und man findet bereits einige junge Kaufleute, die eine oder zwei fremde Sprachen sprechen und recht gut als gebildete Leute gelten können. Leider werden viele von diesen den Beschäftigungen ihrer Vorfahren untreu und suchen sich auf einem anderen Gebiete auszuzeichnen. Auf diese Weise verliert der Kaufmannsstand fortwährend einen beträchtlichen Theil jenes werthvollen Sauertheigs, der vielleicht allmählich den ganzen Stand durchsäuern wird.

Was die Unredlichkeit anbetrifft, die in den russischen handeltreibenden Klassen so allgemein herrschen soll, so ist es

schwierig, ein richtiges Urtheil zu fällen. Dass eine Unmasse unbilliger Dinge vorkommen, ist nicht im mindesten zu bezweifeln, aber es muss zugegeben werden, dass ein Ausländer in dieser Sache leicht ungebührlich strenge urtheilt. Wir sind geneigt, unnachsichtlich mit unserm eigenen Maassstabe von kommerzieller Moral zu messen und ausser Acht zu lassen, dass in Russland der Handel erst im Begriffe ist, sich von dem ursprünglichen Zustande zu befreien, bei welchem feste Preise und mässiger Gewinn gänzlich unbekannt sind. Und wenn wir zufällig wirkliche Unehrlichkeit entdecken, so macht dieselbe deshalb auf uns einen besonders hässlichen Eindruck, weil die Art und Weise des Betruges viel ursprünglicher und ungeschickter ist, als die bei uns übliche. Kunstgriffe beim Wiegen und Messen z. B., die in Russland nichts Ungewöhnliches sind, werden uns z. B. vielleicht mehr aufbringen als jene sinnreichen Verfälschungen, die bei uns zu Hause an der Tagesordnung sind und von Vielen fast als gesetzlich berechtigt angesehen werden. Solche Ausländer übrigens, die sich nach Russland begeben und sich in Spekulationen einlassen, ohne eine entsprechende Kenntniss von Charakter, Sitten und Sprache des Landes zu haben, fordern entschieden den Unterschleif heraus und sollten sich eher selbst tadeln, als die Leute, die aus ihrer Unwissenheit und Unerfahrenheit Nutzen ziehen. Das Alles und noch viel mehr kann billiger Weise zur Milderung der strengen Urtheile geltend gemacht werden, welche ausländische Kaufleute gewöhnlich über russische kommerzielle Moral fällen, aber diese Urtheile werden dadurch nicht umgestürzt. Die Unredlichkeit und Schlechtigkeit, die unter den russischen Kaufleuten vorhanden ist, werden von den Russen selbst rückhaltslos anerkannt. Bei allen moralischen Dingen sind die niederen Klassen in Russland sehr gelinde in ihrem Urtheil, und ähnlich wie die Amerikaner, stark geneigt, das, was man jenseits des Oceans „a smart man“ nennt, zu bewundern, obschon diese „smartness“ zuweilen von Unredlichkeit nicht gänzlich frei ist; und dennoch erklärt die *vox populi* in Russland nachdrücklich, dass die Kaufleute als Klasse ungewissenhaft und unredlich seien.

Es gibt ein Volksschauspiel, in welchem der Teufel, als dramatische Hauptfigur, jede Gattung von Menschen betrügt, aber schliesslich von einem echten russischen Kaufmann über's

Ohr gehauen wird. Wenn dieses Stück auf dem Karneval-Theater in St. Petersburg aufgeführt wird, so ist die Zuhörerschaft stets mit der Moral der Fabel ganz einverstanden.

Wollte man dieses Stück in den südlichen Provinzen auführen, so würde man bedeutende Aenderungen vornehmen müssen, denn hier erscheinen die russischen Kaufleute im Vergleich mit Juden, Griechen und Armeniern als ehrliche Leute. Was die Griechen und Armenier anbelangt, so weiss ich nicht, welcher der beiden Nationalitäten die Palme gebührt, aber es scheint, dass Beide von den Kindern Israels übertroffen werden. „Wie diese Juden Geschäfte machen,“ hörte ich einen russischen Kaufmann dieser Gegend ausrufen, „ist mir unerklärlich. Sie kaufen in den Dörfern Weizen zu elf Rubel per Tschetwert auf, transportiren ihn auf eigene Kosten zur Küste und verkaufen denselben an die Exporteure zu zehn Rubel! Und doch bringen sie es fertig, einen Gewinn herauszuschlagen.“ Es heisst, dass ein russischer Händler schlau sei, aber hier kann „unser Bruder“ (d. h. der Russe) Nichts machen.“ Ich habe reichliche Gelegenheit gehabt, die Wahrheit dieser Darstellung zu bestätigen.

Wenn ich eine Meinung über die russische kommerzielle Moral äussern darf, so würde ich sagen, dass der Handel in Russland ähnlich wie bei uns der Pferdehandel betrieben wird. Jemand, der zu kaufen oder zu verkaufen wünscht, darf nur seinen eigenen Kenntnissen und seinem Scharfsinn vertrauen, und wenn er bei einem Handel den Kürzeren zieht und sich übervorthen lässt, so muss er sich selbst die Schuld beimessen. Englische Geschäftsleute haben bei ihrer Ankunft in Russland hierfür meistens kein Verständniss, und wenn sie selbst theoretisch die Verhältnisse kennen, so sind sie nur zu oft, weil sie mit Sprache, Gesetzen und Gebräuchen des Volkes nicht vertraut sind, unfähig, ihr theoretisches Wissen zu verwerthen. Sie lassen sich daher im Anfange zu endlosen Schimpfreden gegen die herrschende Unredlichkeit hinreissen; aber allmählich, wenn sie gezahlt haben, was die Deutschen „Lehrgeld“ nennen, fügen sie sich in die Verhältnisse, nehmen grösseren Gewinn, um faulen Schulden ein Gegengewicht zu bieten, und es gelingt ihnen meistens — wenn sie die nöthige Energie, Mutterwitz und hinreichendes Kapital besitzen — ein recht anständiges Einkommen zu erzielen. Der

alte Stamm der britischen Kaufleute ist jedoch in schnellem Aussterben begriffen, und ich befürchte sehr, dass die heranwachsende Generation nicht in derselben Weise erfolgreich arbeiten wird. Die Zeiten haben sich geändert. Es ist nicht mehr möglich, nach der alten bequemen Art ein Vermögen zusammen zu bringen. Mit jedem Jahre ändern sich die Verhältnisse, und die Konkurrenz nimmt zu. Um diese Aenderungen vorausszusehen, zu verstehen und Vorthail aus ihnen zu ziehen, ist viel mehr Kenntniss des Landes erforderlich, als die Leute von der alten Schule besaßen, und es kommt mir so vor, als ob die junge Generation noch viel weniger von dieser Kenntniss besitze, als ihre Vorgänger. Wenn nicht in dieser Hinsicht eine Aenderung eintritt, so werden, glaube ich, die deutschen Kaufleute, die in der Regel viel mehr mit ihrem Adoptivlande vertraut sind und meistens eine viel bessere kommerzielle Bildung haben, schliesslich ihre britischen Nebenbuhler vertreiben. Es heisst, dass bereits viele Handelszweige, die früher von Engländern betrieben wurden, in ihre Hände übergegangen sind.

Man darf nicht annehmen, dass die unbefriedigende Organisation der russischen Handelswelt auf eine tief wurzelnde Eigenthümlichkeit des russischen Charakters zurückzuführen sei. Alle jungen Länder haben einen ähnlichen Zustand der Dinge durchzumachen gehabt, und in Russland sind bereits Anzeichen für eine Aenderung zum Bessern vorhanden. Es ist wahr, dass gegenwärtig die grossartige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die schnelle Entwicklung von Banken und Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit ein neues und ausgedehntes Feld für alle Arten von Schwindeloperationen geschaffen haben, aber auf der andern Seite gibt es jetzt in jeder grossen Stadt eine gewisse Anzahl von Kaufleuten, die nach west-europäischer Art ihr Geschäft betreiben und durch Erfahrung gelernt haben, dass Redlichkeit die beste Politik ist. Der Erfolg, den viele von ihnen erzielt haben, wird ohne Zweifel zur Nachahmung des gegebenen Beispiels aufmuntern. Der alte Kastengeist und die ehemalige Geschäftsroutine sind jetzt im Kaufmannsstande im Verschwinden begriffen und nicht wenige Adelige vertauschen bereits Landleben und Staatsdienst mit industriellen und kommerziellen Unternehmungen. Auf diese Weise bildet sich der Kern jenes reichen, intelligenten Bürgerstandes, den Katharina sich

bemühte, durch Gesetzgebung zu schaffen; aber viele Jahre müssen vergehen, ehe diese Klasse hinreichende soziale und politische Bedeutung erlangt hat, um die Bezeichnung „dritter Stand“ zu verdienen. Es wäre interessant über diesen Gegenstand Betrachtungen anzustellen, aber ich bin schon zu weit von meinem Ausgangspunkte abgekommen. Kehren wir also ohne Säumen nach Nowgorod zurück.

Zwölftes Kapitel.

Nowgorod, das Grosse.

Die östliche Hälfte der Stadt. — Der Kreml. — Eine alte Legende. — Die Bewaffneten von Rusj'. — Die Normannen. — Volksfreiheit in Nowgorod. — Der Fürst und die Volksversammlung. — Bürgerliche Uneinigkeit und Parteikämpfe. — Die Handelsrepublik wird von moskowischen Zaren erobert. — Iwan, der Grausame. — Der gegenwärtige Zustand der Stadt. — Provinzial-Gesellschaft. — Kartenspiel. — Zeitschriften. — „Ewige Ruhe.“

Der auf dem östlichen Ufer des Flusses gelegene Theil von Nowgorod enthält nichts, das besondere Aufmerksamkeit verdiente. Wie in den meisten russischen Städten sind auch hier die Strassen gerade, breit und schlecht gepflastert und laufen sich parallel oder stossen rechtwinklig zusammen. Am Ende der Brücke liegt ein geräumiger Marktplatz, dessen eine Seite vom Rathhause eingenommen wird. Nahe an der anderen Seite stehen die Häuser des Gouverneurs und der Militär-Kommandantur des Bezirkes. Die einzigen übrigen bemerkenswerthen Gebäude sind die zahlreichen Kirchen, die meistens klein sind und nichts aufweisen können, das einen Architekten interessiren würde. Dieser Theil der Stadt ist ganz und gar unmalerisch und vollständig interesselos. Ein gelehrter Archäologe wird vielleicht hier einige Spuren der fernen Vergangenheit entdecken, aber ein gewöhnlicher Reisender wird wenig vorfinden, das seine Aufmerksamkeit fesselt.

Wenn wir uns nun über die Brücke auf die andere Seite des Flusses begeben, so sehen wir sogleich etwas vor uns liegen, das sehr wenige russische Städte besitzen — einen Kreml oder eine Zitadelle. Derselbe ist ziemlich umfangreich, liegt etwas er-

hört und ist zum Theil von hohen Ziegelsteinmauern und zum Theil durch die Ueberbleibsel eines Schlossgrabens eingeschlossen. Vor den Thoren der schweren Geschütze müssen diese Mauern eine vorzügliche Schutzwehr gebildet haben, aber schon längst besitzen sie keine militärische Bedeutung mehr und sind jetzt nichts als historische Denkmale. Schreiten wir durch den der Brücke gegenüberliegenden Thorweg, so befinden wir uns auf einem grossen offenen Raume. Zur Rechten steht die Hauptkirche — ein kleines viel verehrtes Gebäude, das keinen Anspruch auf architektonische Schönheit machen kann — und eine unregelmässige Gruppe von Gebäuden, welche das Konsistorium und die Wohnung des Erzbischofs enthalten. Auf der linken Seite befindet sich eine lange symmetrische Reihe von Gebäuden, in welchen sich die Regierungs-Bureaux und die Gerichtshöfe befinden. In der Mitte des grossen Platzes steht ein kolossales Denkmal, das aus einem schweren runden Steinsockel und einer ungeheuren Kugel besteht, auf der rund herum eine Menge sinnbildlicher und geschichtlicher Figuren angebracht ist. Dieses merkwürdige Denkmal, das sich wenigstens durch die Originalität des Entwurfes auszeichnet, wurde im Jahre 1862 zum Andenken an Russlands tausendjähriges Bestehen errichtet und soll die Geschichte Russlands im Allgemeinen und Nowgorods im Besonderen während der letzten 1000 Jahre darstellen. Man hat dasselbe hier aufgestellt, weil Nowgorod die älteste russische Stadt ist, und weil irgendwo in der Umgegend der Vorfall sich ereignete, den man gewöhnlich als die Gründung des russischen Reiches betrachtet. Der betreffende Vorfall ist in der ältesten Chronik wie folgt geschildert: —

„Zu der Zeit, als die südlichen Slaven den Chasaren Tribut zahlten, hatten gleichzeitig die nowgorodischen Slaven unter den Angriffen der Waräger zu leiden. Eine Zeit lang erpressten die Waräger Tribut von den im Nowgorodischen lebenden Slaven und den benachbarten Finnen; darauf vereinigten die besiegtten Stämme ihre Streitkräfte und vertrieben die Fremden. Aber unter den Slaven entstanden schwere innere Streitigkeiten; die Stämme erhoben sich gegeneinander. Sie beschlossen dann, um wieder Ruhe und Sicherheit herzustellen, Fürsten aus einem fremden Lande herbeizurufen. Im Jahre 862 begaben sich slavische Abgesandte zu dem Waräger-Stamme jenseits des Meeres,

Rusj' genannt, und sagten: „Unser Land ist gross und fruchtreich, aber es herrscht keine Ordnung darin; kommt und herrscht über uns.“ Drei Brüder nahmen diese Einladung an und erschienen mit ihren bewaffneten Begleitern. Der älteste derselben, Rurik, nahm seinen Wohnsitz in Nowgorod; der zweite, Sineus, in Bjälo-Osero und der dritte, Truwor, in Isborsk. Nach ihnen heisst unser Land Rusj. Zwei Jahre darauf starben die beiden Brüder Rurik's. Er allein begann über das Nowgorod'sche Gebiet zu herrschen und betraute seine Leute mit der Verwaltung der anderen grösseren Städte.“

Diese einfache Sage hat eine lange Reihe gelehrter Kontroversen hervorgerufen. Manche Geschichtsforscher haben sich tapfer über die wichtige Frage gestritten. Wer waren diese kriegerischen Männer vom Stamme Rusj? Eine lange Zeit wurde allgemein angenommen, es seien Normannen aus Skandinavien gewesen. Die Slawophilen nahmen die Sage wörtlich in diesem Sinne an und bauten darauf eine geistreiche Theorie der russischen Geschichte. Die Völker des Westens, so sagten sie, mussten feindlichen Anfällen unterliegen, ihr Land wurde in Besitz genommen und ihre Bedrücker schufen zu eigenem Nutzen das Lehnssystem; daher weist die Geschichte Westeuropa's eine so lange Reihe blutiger Kämpfe zwischen Siegern und Besiegten auf, und noch heute zeigt sich die alte Feindschaft in den politischen Parteikämpfen der verschiedenen Gesellschaftsklassen. Die Russisch-Slaven dagegen wurden nicht unterworfen, sondern luden freiwillig einen fremden Fürsten ein, über sie zu herrschen; daher ist die ganze soziale und politische Entwicklung Russlands wesentlich friedlich vor sich gegangen, und das russische Volk weiss nichts von Gesellschaftskasten und Lehnswesen. Ob schon diese Theorie dem patriotischen Gefühle schmeichelte, missfiel dieselbe doch einigen extremen Patrioten, welche den Gedanken nicht leiden mochten, dass in ihrem Lande von Männern germanischer Rasse zuerst Ordnung gestiftet wurde. Diese zogen es vor, anzunehmen, dass Rurik und seine Begleiter Slaven von den Küsten der Ostsee waren. Gegenwärtig scheint man allgemein dahin zu neigen, die Geschichte als eine kindische Erfindung mönchischer Chronisten anzusehen.

Obgleich ich selbst auf das Studium dieser Frage mehr Zeit und Mühe verwendet habe, als der Gegenstand vielleicht

verdient, so beabsichtige ich nicht, den Leser einzuladen, mir durch die langwierige Kontroverse zu folgen. Möge die eine Bemerkung genügen, dass ich, nach sorgfältiger Ueberlegung, und mit aller gebührenden Achtung vor neueren Geschichtsforschern, geneigt bin, die alte Theorie als richtig anzuerkennen, und die Normänner aus Skandinavien in gewissem Sinne als die Gründer des russischen Reiches anzusehen. Wir wissen aus anderen Quellen, dass während des neunten Jahrhunderts eine starke Auswanderung aus Skandinavien stattfand. Beutegierig und von abenteuerlichem Drange beseelt, streiften die Nordmänner in ihren leichten offenen Booten an den Küsten Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, Griechenlands und Kleinasiens umher, plünderten die nahe der Küste gelegenen Städte und Dörfer und drangen auf den Flüssen bis in das Herz des Landes vor. Zuerst waren sie blosse Plünderer und bewiesen allenthalben solche Wildheit und Grausamkeit, dass man sie mit Plagen und Hungersnöthen in eine Linie stellte, und die Gläubigen fügten eine neue Bitte zu einem der Gebete in der Litanei hinzu: „Behüte uns, o Gott, vor der Normannen Grimm und Bosheit!“ Aber gegen die Mitte des Jahrhunderts wurden aus den Raubzügen militärische Einfälle, und die Eindringlinge suchten die Länder zu erobern, welche sie früher geplündert hatten, „ut acquirant sibi spoliando regna quibus possent vivere pace perpetua.“ Die Anführer nahmen das Christenthum an, heiratheten die Töchter oder Schwestern der regierenden Fürsten und erhielten die eroberten Gebiete als Lehen. So entstanden normannische Herrschaften und Fürstenthümer in den Niederlanden, in Frankreich, in Italien und in Sizilien; und die Nordmänner, die rasch mit der eingeborenen Bevölkerung verschmolzen, zeigten bald ebenso viel politisches Talent, wie sie vorher rücksichtslose und zerstörende Tapferkeit bewiesen hatten.

Es würde in der That seltsam gewesen sein, wenn diese Abenteurer, denen es gelang, Klein-Asien und die Küsten Nordamerika's zu erreichen, Russland übersehen hätten, das so zu sagen vor ihrer Thüre lag. Der Wolchoff, der Nowgorod durchfließt, bildet einen Theil eines grossen Wassernetzes, das eine fast ununterbrochene Verbindung zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere herstellt; und wir wissen, dass die Skandinavier einige Zeit nachher diese Route für ihre Reisen nach

Konstantinopel benutzten. Die Aenderung, welche in der skandinavischen Bewegung vorging, wird durch die russischen Chroniken klar angedeutet; zuerst kamen die Waräger um Tribut zu empfangen und riefen einen so allgemeinen Widerwillen hervor, dass sie vertrieben wurden, und dann kamen sie als Herrscher und siedelten sich im Lande an. Ob sie wirklich eingeladen wurden, kann bezweifelt werden, aber dass sie Sprache, Religion und Sitten ihrer neuen Heimath annahmen, beweist nichts gegen die Behauptung, dass sie Normannen waren. Im Gegentheil, wir finden darin sogar eher eine weitere Bestätigung derselben, denn die Normannen thaten anderswo das Gleiche. Im Norden von Frankreich nahmen sie fast sogleich die französische Sprache und Religion an, und dem Sohne und Nachfolger des berühmten Rollo wurde zuweilen vorgeworfen, er sei mehr Franzose als Normanne.*)

Obschon es schwierig ist zu bestimmen, wie weit die Fabel wörtlich wahr ist, so kann doch gar nicht in Zweifel gezogen werden, dass das Ereigniss, über welches sie mehr oder weniger genau berichtet, einen bedeutsamen Einfluss auf die russische Geschichte hatte. Von jener Zeit datirt die schnelle Ausdehnung der russischen Slaven, und diese Bewegung dauert noch jetzt fort. Nach dem Norden, Osten und Süden hin bildeten sich neue Fürstenthümer, unter der Herrschaft von Männern, die alle von Rurik abstammen wollten, und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts machte Niemand, der nicht zu dieser grossen Familie gehörte, jemals den Versuch, eine unabhängige Herrschaft in Russland aufzurichten.

Sechs Jahrhunderte hindurch, nach der sogenannten Einladung des Rurik, hatte die Stadt am Wolchoff eine merkwürdige bunte Geschichte. Sie besiegte in kurzer Zeit die benachbarten finnischen Stämme und wuchs zu einem mächtigen unabhängigen Staate heran, dessen Gebiet sich zum finnischen Meerbusen und nördlich bis zum weissen Meere ausdehnte. Gleichzeitig hob sich der Handel und Nowgorod wurde ein Aussenposten des Hansabundes. Bei diesem Werke spielten die Nachkommen von Rurik eine wichtige Rolle, aber sie wurden streng kontrolirt und mussten sich stets dem Volkswillen unterordnen. Politische

*) Strinnholm, Die „Vikingerzüge“ (Hamburg 1839), I. S. 435.

Freiheit und kommerzielle Blüthe gingen Hand in Hand. Durch welche Mittel Rurik Ordnung schuf und aufrecht erhielt, wissen wir nicht, aber es ist bekannt, dass seine Nachfolger in Nowgorod nur so viel Macht besaßen, als ihnen das Volk freiwillig gewährte. Die höchste Gewalt hatte nicht der Fürst, sondern die Bürgerversammlung, die durch die Töne der grossen Glocke auf den Marktplatz zusammenberufen wurde. Diese Versammlung gab sowohl für den Fürsten als für das Volk Gesetze, schloss mit fremden Mächten Bündnisse ab, bestimmte über Krieg und Frieden, legte die Steuern um, hob Truppen aus und erwählte nicht blos die Mitglieder der Obrigkeit, sondern sass auch zu Gerichte über dieselben und setzte sie ab, wenn es für nöthig erachtet wurde. Der Fürst war wenig mehr, als der gemiethete Befehlshaber der Truppen und der Vorsitzende der Gerichtsverwaltung. Wenn er in sein Amt eintrat, so musste er einen feierlichen Eid leisten, dass er getreulich die alten Gesetze und Gebräuche beobachten wolle, und wenn er seinem Versprechen nicht nachkam, so wurde er ohne Weiteres abgesetzt und verjagt. Das Volk hatte ein altes gereimtes Sprüchwort: „Koli chud knjas, tak v' grjas!“ („Ist der Fürst nichts nutz, werft ihn in den Schmutz“) — und es handelte gewöhnlich in diesem Sinne. Es war in der That eine so unangenehme Aufgabe, diese derben, hartnäckigen Bürger zu regieren, dass einige Fürsten es ablehnten, die Regierung zu übernehmen, und andere, die sie eine Zeit lang geführt hatten, freiwillig ihre Würde niederlegten und fortgingen. Diese häufigen Abdankungen und Absetzungen — es fanden im Laufe eines einzigen Jahrhunderts deren dreissig statt — störten jedoch die bestehende Ordnung der Dinge nicht auf längere Zeit. Die Abkömmlinge Rurik's waren zahlreich, und es gab stets Kandidaten in Fülle für die erledigte Stelle. Die Stadtrepublik nahm stetig an Macht und Reichthümern zu und während des 13. und 14. Jahrhunderts legte sie sich selbst stolz den Titel bei: „Herr Nowgorod, der Grosse.“ (Gospodin Weliki Nowgorod).

Dann trat wie bei allen menschlichen Dingen auch hier ein Wechsel ein. Im Osten erstand das Fürstenthum Moskau — nicht eine alte, reiche städtische Republik, sondern ein junger, kräftiger Staat, der von einem listigen, energischen, ehrgeizigen und ungewissenhaften Fürstengeschlechte regiert wurde, welches

das Land nach und nach vom Tatarenjoch befreit und allmählich durch theils redliche, theils unsaubere Mittel die benachbarten Staaten mit seinem Gebiete vereinigt hatte. Zu gleicher Zeit vereinigten die lithauischen Fürsten im Westen mehrere kleinere Herrschaften und bildeten einen mächtigen, unabhängigen Staat. Auf diese Weise befand sich Nowgorod zwischen zwei mächtigen, streitsüchtigen Nachbarn. Unter einer starken Regierung hätte es seine Stellung diesen Nebenbuhlern gegenüber wahren und seine Unabhängigkeit behaupten können, aber seine Kraft war bereits durch innere Streitigkeiten untergraben. Die politische Freiheit hatte zur Anarchie geführt. Auf dem grossen freien Raume, wo jetzt das Nationaldenkmal steht, und auf dem Marktplatz, auf der andern Seite des Flusses kamen immer und immer wieder Unordnungen und Blutvergiessen vor, und auf der Brücke wurden mehr denn einmal von streitenden Parteien Schlachten geschlagen. Zuweilen war es ein Streit zwischen rivalisirenden Familien und zuweilen ein Kampf zwischen den städtischen Patriziern, welche sich die politische Macht allein aneignen wollten, und dem einfachen Volke, das einen grossen Antheil an der Regierung beanspruchte. Ein so in sich getheilter Staat konnte den Eroberungsgelüsten mächtiger Nachbarn nicht lange Widerstand leisten. Geschickte Diplomatie konnte den Unglückstag nur hinausschieben, und es bedurfte keiner grossen politischen Einsicht, um vorauszusagen, dass früher oder später Nowgorod lithauisch oder moskowitisch werden müsse. Die Patrizier waren für Lithauen eingenommen, aber die Volkspartei und die Geistlichkeit erhofften von Moskau Beistand, und die Grossfürsten von Moskau trugen schliesslich den Preis davon.

Die barbarische Art, mit welcher die Grossfürsten das Land in Besitz nahmen, beweist, wie sehr sie den Geist tatarischer Herrscherkunst in sich aufgenommen hatten. Tausende von Familien wurden nach Moskau geschafft und moskowitische Familien an ihre Stelle gesetzt, und als trotzdem der alte Geist erwachte, beschloss Iwan der Grausame, das System der Vertilgung anzuwenden, welches er mit so viel Erfolg versucht hatte, um die Macht seines Adels zu brechen. Er erschien mit einer grossen Armee, die keinen Widerstand fand, verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, und während eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes in der Stadt liess er die Bewohner mit

so grausamer Rohheit ums Leben bringen, wie wir dieselbe kaum selbst bei orientalischen Despoten finden. Wenn diese alten Mauern sprechen könnten, wieviel Schreckliches würden sie zu berichten haben! In den Chroniken ist genug erhalten worden, um uns eine Vorstellung von dieser grauenhaften Zeit bilden zu können. Mönche und Priester wurden der tatarischen Strafe, „prawes“ genannt, unterworfen, die darin bestand, dass das Opfer an einen Pfahl gebunden und täglich gepeitscht wurde, bis eine gewisse Summe für seine Freilassung erlegt war. Die Kaufleute und Beamten wurden mit Feuer gefoltert und dann mit Frauen und Kindern in den Fluss hinab geworfen. Damit Niemand etwa durch Schwimmen entkäme, fuhren Soldaten in Böten umher und beförderten diejenigen in's Jenseits, welche der Fall nicht getödtet hatte. Dicht unter der Brücke hört man ein seltsames leises Rauschen, das im Winter das Wasser vor dem Gefrieren schützt, und nach der volksthümlichen Annahme von den Geistern derjenigen herrührt, die zu jener Zeit umkamen. Ueber die in den Dörfern Gemordeten gibt es keine Angaben, aber in der Stadt allein sollen nicht weniger als 60,000 menschliche Wesen geschlachtet worden sein — eine grausige Hekatombe auf dem Altar nationaler Einheit und autokratischer Gewalt.*)

Diese Schreckensszene, welche im Jahre 1570 stattfand, beschliesst die Geschichte Nowgorod's als unabhängiger Staat. Seine wirkliche Unabhängigkeit war lange vorher verloren gegangen, und nun wurde auch der letzte Funken des alten Geistes ausgelöscht. Die Zaren duldeten nicht einmal einen Schatten politischer Unabhängigkeit in ihrem Reiche. Die stolze Stadtrepublik sank auf den Standpunkt der gewöhnlichen Provinzialstädte herab und seit jener Zeit sind nie Anzeichen vorhanden gewesen, die auf eine Wiedererlangung seiner früheren kommerziellen Blüthe schliessen liessen.

In früheren Tagen, als noch viele Kaufleute der Hansa alljährlich die Stadt besuchten und auf dem Marktplatz, der Brücke und dem Kreml häufig heftige politische Kämpfe stattfanden, muss es interessant gewesen sein, in Nowgorod zu

*) Diejenigen, welche wünschen, mehr über Iwan, den Grausamen, und seine Vorgänger zu erfahren, mögen Herrn Bestuschew-Rjumin, russische Geschichte, Mitau 1877, zu Rathe ziehen.

wohnen; aber jetzt ist seine Herrlichkeit dahin und in Betreff seiner Hülfsmittel ist es nicht einmal eine Provinzialstadt ersten Ranges. Kiew, Kasan und andere Städte, die in grosser Entfernung von der Hauptstadt liegen und deren Umgebungen fruchtbar genug sind, um die Adeligen zu bewegen, ihr Land selbst zu bebauen, sind in ihrer Art kleine, halbunabhängige Zentren der Zivilisation. Sie besitzen ein Theater, eine Bibliothek, zwei oder drei Klubs und viele grosse Häuser, welche reichen Gutsbesitzern gehören, die im Sommer auf dem Lande wohnen und den Winter in der Stadt verbringen. Diese Gutsbesitzer bilden zusammen mit den ansässigen Beamten eine zahlreiche Gesellschaft, und im Winter sind Tafelgesellschaften, Bälle und andere gesellige Versammlungen gar nichts Seltenes. In Nowgorod ist die Gesellschaft viel unbedeutender. Es besitzt keine Universität, wie Kasan, Kiew und Charkow, und enthält keine schönen Wohnhäuser, die reichen Adeligen gehören. Die wenigen Gutsbesitzer, welche auf ihrem Besitzthum leben und bemittelt genug sind, einen Theil des Jahres in der Stadt zuzubringen, ziehen St. Petersburg als Winteraufenthalt vor. Die Gesellschaft ist deshalb ausschliesslich aus Beamten und aus Offizieren zusammengesetzt, welche letztere entweder in der Stadt selbst oder in unmittelbarer Nähe einquartiert sind. Unter den vielen Leuten, deren Bekanntschaft ich machte, kann ich mich nur auf zwei besinnen, welche weder im Zivil- noch im Militärdienste eine Stellung bekleideten. Einer von diesen war ein früherer Arzt, der den Ackerbau nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu betreiben versuchte. Er stand indess bald davon ab und wanderte aus. Der Andere war ein polnischer Bischof, der in den Aufstand von 1865 verwickelt und verurtheilt worden war, hier unter polizeilicher Aufsicht zu leben. Man konnte ihn indess kaum zur Gesellschaft rechnen; obgleich er zuweilen an den unzeremoniellen wöchentlichen Empfangsabenden beim Gouverneur erschien, und stets von allen Anwesenden mit besonderer Hochachtung behandelt wurde, so konnte er doch nicht umhin, das Falsche seiner Lage heraus zu fühlen, und man sah ihn selten oder nie in anderen Häusern.

In einer Stadt wie Nowgorod findet man bestimmt eine Reihe von Leuten mit einer guten Mittelbildung und angenehmen Umgangsformen, aber die Gesellschaft ist dabei ziemlich sicher,

weder glänzend noch interessant. Obschon dieselbe eine stete allmähliche Erneuerung erfährt, in Folge des bestehenden Systems, die Beamten häufig von einer Stadt in eine andere überzuführen, so behält sie doch standhaft, trotz des frischen Blutes, das ihr auf diese Weise zuströmt, ihren wesentlich matten Charakter. Wenn ein neuer Beamter ankommt, so wechselt er mit allen angesehenen Familien Besuche und ein Paar Tage hindurch erregt er Sensation in dem kleinen Kreise. Erscheint er in Gesellschaft, so spricht man viel mit ihm und erscheint er nicht, so redet man noch mehr über ihn. Seine Lebensgeschichte wird viel erzählt und seine verschiedenen Vorzüge und Mängel werden einer eifrigen Kritik unterworfen. Wenn er verheirathet ist und seine Frau mitgebracht hat, so ist viel mehr Stoff für Bemerkungen und Besprechungen vorhanden. Erscheint ‚Madame‘ zum ersten Male in Gesellschaft, so wird sie „aller Blicke Zielpunkt“. Ihre Züge, ihre Gesichtsfarbe, ihr Haar, ihr Anzug und ihre Schmucksachen werden sorgfältig beobachtet und kritisirt.

Dass bei so kleinlichen Verhältnissen der „Chronique scandaleuse“ eine ganz besondere Pflege zu Theil wird, ist selbstverständlich. Da ernstere Interessen fehlen, so wendet man den Privatangelegenheiten eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zu und kleine Zwistigkeiten, Verläumdungen und Klatschereien helfen den Leuten die Zeit tödten, denen dieselbe wie eine schwere Last vorkommt.

Diese menschenfreundlichen Beschäftigungen beanspruchen zwar sehr viel Zeit, aber sie genügen doch nicht, alle Mussestunden auszufüllen. Am Vormittag sind die Beamten von ihren offiziellen Pflichten in Anspruch genommen, während die Damen Einkäufe besorgen oder Besuche abstatten und etwa übrig bleibende Zeit auf häusliche Pflichten und auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden; aber des Tages Arbeit ist gegen 4 Uhr beendet, und nun muss der lange Abend ausgefüllt werden. Die Ruhe nach dem Mittagmahle kann eine oder anderthalb Stunden wegnehmen, aber gegen 7 Uhr muss irgend eine Beschäftigung gefunden werden. Da es unmöglich ist, den ganzen Abend mit der Besprechung von gewöhnlichen Tagesneuigkeiten hinzubringen, so nimmt man fast ausschliesslich seine Zuflucht zum Kartenspielen. Man gibt sich demselben in einem Grade hin, von dem wir in

Westeuropa keine Ahnung haben. Stunde auf Stunde können Russen beiderlei Geschlechts in einem heissen Zimmer zubringen, das mit einer sich stets erneuernden Wolke von Tabakrauch, der vielleicht zum Theil von Damen produziert wird, angefüllt ist, und schweigend „*préférence*“ oder „*Jarolasch*“ spielen. Diejenigen, welche aus irgend einem Grunde allein sind, können sich mit einer „*patience*“ unterhalten; bei diesem geistreichen Spiel ist kein Partner erforderlich. Bei den beiden ersten Spielen sind die Einsätze gewöhnlich sehr klein, aber die Sitzungen dauern oft so lange, dass ein Spieler 50—60 Mark gewinnen oder verlieren kann. Bei Herren ist es nichts Ungewöhnliches, acht bis neun Stunden hinter einander zu spielen. Bei der wöchentlichen Mittagstafel im Klub pflegten beinahe Alle, noch ehe der Kaffee herumgereicht worden war, sich ungeduldig in das Spielzimmer zu stürzen, um daselbst gelassen von fünf Uhr Nachmittags bis ein oder zwei Uhr Morgens sitzen zu bleiben! Wenn ich meine Freunde fragte, warum sie auf eine so unnütze Beschäftigung so viel Zeit vergeudeten, so erhielt ich fast immer die nämliche Antwort: „Was sollen wir thun? Den ganzen Tag haben wir Akten gelesen oder geschrieben und wollen Abends unsere Erholung haben. Wenn wir zusammenkommen, so gibt es sehr wenig zu besprechen, denn wir haben Alle die täglichen Zeitungen und nichts mehr gelesen, und das Beste, was wir thun können ist, uns an den Kartentisch zu setzen, wo wir unsere Zeit angenehm verbringen können, ohne zum Sprechen genöthigt zu sein.“

Ausser den täglichen Zeitungen lesen einige die monatlichen Zeitschriften. Dieselben erscheinen in grossen, dicken, bandartigen Heften und enthalten mehrere ernste Aufsätze aus dem Gebiete der Geschichte und Nationalökonomie, Theile von einem oder zwei Romanen, satirische Skizzen und eine lange Rundschau über einheimische und ausländische Angelegenheiten, nach dem Muster derjenigen der „*Revue des deux mondes*“. Mehrere dieser Zeitschriften sind sehr geschickt redigirt und bieten ihren Lesern eine Menge werthvoller Mittheilungen; aber ich habe die Bemerkung gemacht, dass die Bogen des ernsteren Theiles oft unaufgeschnitten bleiben. Die Uebersetzung einer neuen Novelle von Emile Zola oder Wilkie Collins findet viel mehr Leser, als ein Aufsatz geschichtlichen oder national-ökonomischen Inhalts. Was Bücher anbe-

trifft, so scheinen solche wenig gelesen zu werden, denn während meines ziemlich langen Aufenthaltes in Nowgorod habe ich nie einen Bücherladen entdeckt, und wenn ich Bücher brauchte, so musste ich dieselben von St. Petersburg kommen lassen. Die Ortsbehörde hatte allerdings den Plan gefasst, ein Museum und einen Lesezirkel in's Leben zu rufen, aber ich weiss nicht, ob das Projekt je verwirklicht worden ist. Von allen herrlichen Projekten, die in Russland ausgearbeitet werden, kommt nur ein sehr kleiner Prozentsatz zur Ausführung, und auch diese sind nur zu häufig sehr vergänglicher Natur. Die Russen haben theoretisch die Bedürfnisse der vorgeschrittenen Zivilisation, kennen dieselben, sind daher stets bereit, die Ausführung der grossartigen Entwürfe zu beschliessen, die ihre theoretischen Kenntnisse befürworten; aber sehr wenige von ihnen fühlen wirklich und andauernd diese Bedürfnisse, und die Einrichtungen, welche künstlich hervorgerufen wurden, um dieselben zu befriedigen, erschaffen sehr bald und sterben ab. In den Provinzialstädten mehren sich die Verkaufsläden für feinschmeckerische Delikatessen, die glänzende Geschäfte machen, während Läden für den Verkauf geistiger Nahrung selten anzutreffen sind. Diese Thatsache spricht für sich selbst.

Etwa Anfangs Dezember wird die gewöhnliche Eintönigkeit des Nowgoroder Lebens ein wenig durch die jährliche Provinzial-Versammlung belebt, welche zwei oder drei Wochen hindurch täglich Sitzungen abhält und die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Provinz beräth. Während dieser Zeit versammeln sich ziemlich viele Grundbesitzer, die gewöhnlich auf ihren Besitzungen oder in St. Petersburg leben, in der Stadt und bringen ein wenig Abwechslung in die alltägliche Gesellschaft. Aber wenn Weihnachten sich nähert, so zerstreuen sich die Abgeordneten und die Stadt versinkt wieder in jene „ewige Stille“ (wétschnaja tischiná), die ein einheimischer Dichter als das Charakteristische des russischen Provinziallebens geschildert hat.

Dreizehntes Kapitel.

Die kaiserliche Regierung und die Beamten.

Die Beamten in Nowgorod mit Ausnahme des Vize-Gouverneurs unterstützen mich bei meinen Studien. — Die moderne, von Peter dem Grossen geschaffene Staatsverwaltung und die Entwicklung derselben durch seine Nachfolger. — Die Ansicht eines Slawophilen über die Regierung. — Kurze Beschreibung des Verwaltungssystems. — Die Tschinowniki oder Beamten. — Offizielle Titel und deren wirkliche Bedeutung. — Was die Regierung in der Vergangenheit für Russland gethan hat. — Die eigenthümlichen Beziehungen zwischen Regierung und Volk. — Die Grundübel der Regierung. — Bureaukratische Heilmittel. — Das komplizirte, formelle Gerichtsverfahren. — Die Gensd'armirie. — Meine persönlichen Beziehungen zu diesem Verwaltungszweige; Verhaftung und Freilassung. — Eine starke, gesunde, öffentliche Meinung als einzig wirksames Mittel gegen eine schlechte Verwaltung; wie dieser Grundsatz neuerdings in Russland zur Anwendung kam.

Wie bereits erwähnt, hatte ich zum Theile deshalb mein Winterquartier in Nowgorod aufgeschlagen, um die Provinzial-Verwaltung studiren zu können. Sobald ich also eine passende Gelegenheit fand, theilte ich meine Absicht dem Gouverneur und dem Vize-Gouverneur mit. Beide Herren, sowie auch einige der anderen Beamten, versprachen sofort, mir allen nur möglichen Beistand zu gewähren, und ich beglückwünschte mich über die getroffene Wahl, aber mein erster Versuch, von den so gegebenen Versprechungen Nutzen zu ziehen, verminderte meine sanguinischen Hoffnungen um ein Bedeutendes. Als ich eines Abends bei dem Vize-Gouverneur vorsprach und ihn an sein freundliches Anerbieten erinnerte, fand ich, dass er inzwischen, ähnlich wie der Kaufmann, von dem ich in einem früheren Kapitel sprach, „sich umbesonnen hatte“. Statt meine erste einfache Frage zu beantworten, fixirte er mich scharf, als ob er

eine verborgene böse Absicht entdecken wolle, dann setzte er eine würdevolle Miene auf und theilte mir mit, dass, da der Minister mich nicht ermächtigt habe, diese Nachforschungen anzustellen, er mir nicht behülflich sein könne und mir keineswegs erlauben würde, die Archive zu durchsuchen.

Das war nicht ermuthigend, aber es hinderte mich nicht, mich an den Gouverneur und die übrigen Beamten zu wenden, und zu meiner grossen Freude fand ich, dass dieselben kein Bedenken trugen, mir Beistand zu leisten. Der Gouverneur erklärte mir bereitwillig den Mechanismus der Provinzial-Verwaltung und gab mir die Werke an, aus welchen ich die für mich nothwendigen theoretischen und geschichtlichen Kenntnisse schöpfen konnte, und die unteren Beamten weihten mich in die Geheimnisse ihrer betr. Abtheilungen ein. Endlich folgte der Vize-Gouverneur dem Beispiele seiner Kollegen, aber ich lehnte seine Dienste höflich ab. Die so erworbenen ersten Vorkenntnisse hatte ich später reichlich Gelegenheit durch Beobachtung und Studium zu vervollständigen, und ich gedenke jetzt dem Leser einige der allgemeinen Resultate, zu denen ich gelangte, mitzutheilen.

Die riesige Verwaltungsmaschine, welche alle die verschiedenen Theile des ungeheuren Reiches zusammenhält und in allen eine gewisse öffentliche Ordnung und Ruhe sichert, ist nach und nach durch auf einander folgende Generationen geschaffen worden, aber man kann sagen, dass Peter der Grosse dieselbe entworfen und eingerichtet hat. Vor seiner Zeit wurde das Land auf eine ursprüngliche und rohe Art regiert. Indem die Grossfürsten von Moskau ihre Nebenbuhler unterjochten und die umliegenden Fürstenthümer in Besitz nahmen, hatten sie nur den Grund zu einem grossen einheitlichen Staate gelegt, und ihrerseits war kein Versuch gemacht worden, ein symmetrisches politisches Gebäude aufzurichten. Sie waren eher schlaue, praktische Politiker als doktrinäre Staatsmänner, und es war ihnen nie eingefallen, Einheit und Symmetrie in ihrer Verwaltung einzuführen. Sie schonten und entwickelten die alten Einrichtungen, so weit dieselben nützlich und mit der autokratischen Gewalt vereinbar waren und machten nur solche Aenderungen, welche von der Nothwendigkeit diktirt wurden. Und diese Aenderungen waren oft nur in gewissen Bezirken, nicht aber allgemein noth-

wendig; Spezial-Bestimmungen, Vorschriften für einzelne Beamte und Freiheitsbriefe an bestimmte Gemeinden oder Grundbesitzer waren viel häufiger, als allgemeine gesetzgeberische Massregeln. Kurz, die alten Moskauer Zaren befolgten eine tastende Eintags-Politik und zerstörten unbarmherzig Alles, was ihnen zeitweilige Unannehmlichkeit verursachte, sich wenig um das kümmernd, was sich nicht in ihren Gesichtskreis drängte. Daher zeigte die Verwaltung unter ihrer Herrschaft nicht nur territoriale Eigenthümlichkeiten, sondern auch eine bunte Zusammenstellung verschiedener Systeme in demselben Bezirke — ein Gemisch von Einrichtungen, die verschiedenen Epochen angehörten, etwa wie eine Flotte, die aus Dreiruderern, Dreideckern und Panzerschiffen zusammengesetzt ist.

Dieses unregelmässige System, oder vielmehr der Mangel eines Systems, konnte den logischen Sinn Peter's des Grossen, der sein ganzes Leben streng doktrinär war, durchaus nicht befriedigen. Er fasste den grossen Plan, dasselbe verschwinden zu lassen und eine symmetrische, bureaukratische Maschine, die nach den neuesten Prinzipien der politischen Wissenschaft konstruirt werden sollte, an seine Stelle zu setzen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass dieses grossartige Projekt, welches der Tradition und den Sitten des Volkes so fremd war, nicht leicht verwirklicht werden konnte. Stellen wir uns einen Mann vor, der ohne technische Vorkenntnisse, ohne geschulte Arbeiter, ohne gute Werkzeuge, und mit keinem besseren Material als weichem bröckelichem Sandstein sich bemüht, in einem Sumpfe einen Palast zu bauen! Das Unternehmen würde vernünftigen Leuten vollständig unsinnig vorgekommen sein, und doch muss zugegeben werden, dass Peter's Projekt kaum leichter ausführbar war. Er besass weder technische Vorkenntnisse, noch das erforderliche Material, noch einen festen Grund, auf dem er bauen konnte. Mit seiner gewöhnlichen titanenhaften Energie riss er das alte Gebäude nieder, aber seine Versuche zu bauen waren wenig mehr als eine Reihe von Misserfolgen. In seinen zahlreichen Ukasen hat er uns eine graphische Schilderung seiner Anstrengungen hinterlassen, und es ist zugleich belehrend und betäubend zu beobachten, wie der grosse Arbeiter unermüdlich an der selbst gestellten Aufgabe weiter schafft. Seine Werkzeuge zerbrechen fortwährend in seinen Händen. Das Funda-

ment des Gebäudes gibt beständig nach, und die unteren Steinschichten brechen unter dem auf ihnen lastenden Gewichte zusammen. Eine ganze Abtheilung stellt sich als unpassend heraus und wird unbarmherzig umgerissen, oder stürzt von selbst zusammen. Und dennoch schafft der Baumeister weiter, mit einer Beharrlichkeit und einer Energie für die Sache, die Bewunderung erzwingen; dabei bekennt er freimüthig seine Versehen und seine Fehlgriffe und sucht geduldig die Mittel, denselben abzuhelpen, lässt nie ein Wort der Muthlosigkeit seinen Lippen entschlüpfen und zweifelt niemals am allendlichen Erfolge. Und schliesslich kam der Tod und raffte den mächtigen Arbeiter hinweg aus der Mitte seiner unvollendeten Arbeiten; seinen Nachfolgern fiel die Aufgabe zu, das grosse Werk fortzusetzen.

Keiner dieser Nachfolger besass Peter's Genius und Energie, aber sie waren Alle durch die Macht der Umstände gezwungen, seine Pläne zu adoptiren. Eine Rückkehr zu der alten primitiven Herrschaft der Wojewoden war unmöglich geworden. In dem Grade wie die autokratische Macht nach und nach westliche Anschauungen in sich aufnahm, fühlte sie auch mehr und mehr die Nothwendigkeit, sich ein zuverlässiges Werkzeug für die Verwirklichung ihrer Politik zu schaffen und strebte demgemäss danach, die Verwaltung in ein strenges System zu bringen und dieselbe zu zentralisiren.

Eine gewisse Analogie dieses Umschwunges finden wir in der Geschichte der französischen Verwaltung, von der Zeit Philipp's des Schönen bis auf Ludwig XIV. In beiden Ländern sehen wir, wie die Zentralmacht die lokalen Verwaltungsbehörden mehr und mehr unter ihre Kontrolle bringt, bis sie endlich dahin gelangt, eine vollständig zentralisirte bureaukratische Organisation herzustellen. Aber neben dieser äusseren Aehnlichkeit gibt es tief-liegende Verschiedenheiten. Die französischen Könige hatten mit Souveränitäts- und Lehnsrechten in den verschiedenen Landestheilen zu kämpfen, und nachdem sie diesen Widerstand vernichtet hatten, fanden sie leicht das nöthige Material, um das bureaukratische Gebäude aufzuführen. Die russischen Monarchen dagegen stiessen nicht auf derartigen Widerstand, aber es war für sie äusserst schwierig, unter ihren ungebildeten undisziplinierten Unterthanen taugliche Beamten zu finden. Viele Menschenalter hindurch wurden in Russland mittlere und höhere Schulen

nur deshalb gegründet und unterhalten, um Leute für den Staatsdienst heranzubilden.

Auf diese Weise wurde die Verwaltung dem west-europäischen Ideale weit näher gebracht; aber es gibt Leute, die ernstliche Zweifel hegen, ob dieselbe dadurch für die praktischen Bedürfnisse des Volks geeigneter wurde, für welches man sie geschaffen hatte. Ueber diesen Punkt machte mir ein wohlbekannter Slavophile einige Bemerkungen, die es verdienen aufgezeichnet zu werden. „Sie haben bemerkt,“ sagte er, „dass es bis vor sehr Kurzem in Russland eine Menge offiziellen Unterschleifs, Erpressung und Misswirthschaft jeder Art gab, dass die Gerichtshöfe Höhlen von Ungerechtigkeit waren, dass viele Fälle von Meineid vorkamen und manches Andere der Art geschah; und man muss zugeben, dass alles dieses noch nicht gänzlich verschwunden ist. Aber was beweist das? Dass das russische Volk moralisch unter dem deutschen steht? Keineswegs! Es beweist einfach, dass das deutsche Verwaltungssystem, welches man ihm ohne seine Zustimmung aufgezwungen hat, für seine Natur durchaus nicht passte. Wenn ein junger, im Wachsthum begriffener Knabe gezwungen würde, sehr enge Stiefel zu tragen, so wird er dieselben wahrscheinlich zum Bersten bringen, und die hässlichen Risse werden zweifellos auf die Vorübergehenden einen ungünstigen Eindruck machen, aber es ist sicherlich besser, dass die Stiefel platzen, als dass die Füße missgestaltet würden. Nun wurde das russische Volk gezwungen, nicht nur enge Stiefel, sondern auch eine enge Jacke anzuziehen, und da es jung und kräftig war, zerbarst es dieselben. Kleinlich denkende, pedantische Deutsche können weder die breite slavische Natur verstehen, noch ihren Bedürfnissen gerecht werden *).

*) Der ungestüme Ton verläugnet die Schule nicht, der diese Ansicht entstammt. Der Herr schiesst über das Ziel hinaus und lässt ausser Acht, dass Naturvölker, wenn sie zuerst mit der Zivilisation in Berührung kommen und den Werth des Geldes kennen lernen, viel mehr zu Unterschleif und zu dem neigen, was die zivilisirte Welt Verbrechen nennt — das Moralgefühl muss eben auch erst gebildet werden. Das ist in allen Ländern der Fall gewesen — und dass es in Russland so war, beweist der Umstand, dass diese Art Vergehen jetzt im grossen Ganzen allmählich seltener werden.

Die russische Verwaltung in ihrer gegenwärtigen Form erscheint beim ersten Anblicke als ein sehr imponantes Gebäude. An der Spitze steht der Kaiser „der Selbstherrscher“, wie Peter der Grosse sagte, „welcher von seinen Thaten Niemand auf Erden Rechenschaft zu geben hat, sondern die Macht und die Gewalt besitzt, seine Staaten und Länder als ein christlicher Monarch zu regieren nach seinem eigenen Willen und Urtheil.“ Gleich nach dem Kaiser haben wir den Reichsrath, das Ministerkomité und den Senat, welche der Reihe nach die gesetzgebende, die verwaltende und die gerichtliche Gewalt vertreten. Man könnte bei Durchsicht des ersten Bandes des Kodex glauben, dass der Reichsrath eine Art Reichstag und das Ministerkomité ein Ministerium in unserem Sinne sei, aber in Wirklichkeit sind beide Institutionen einfach Vorkörperungen der autokratischen Macht. Obgleich der Rath gesetzlich mit vielen wichtigen Funktionen betraut ist — als z. B. mit der Prüfung und Berathung des jährlichen Budgets, der Entscheidung über Krieg und Frieden und mit anderen wichtigen Pflichten — so hat derselbe doch nur eine berathende Stimme, und der Kaiser ist durch seine Entscheidungen keineswegs gebunden. Das Komité ist kein Ministerium nach unserer Auffassung des Wortes. Die Minister sind alle direkt und persönlich dem Kaiser verantwortlich, und das Komité hat daher keine gemeinsame Verantwortlichkeit oder eine zusammenhängende Gewalt. Was den Senat anbetrifft, so hat derselbe seine hohe Stellung eingebüsst. Derselbe war ursprünglich, während der Abwesenheit oder der Minderjährigkeit des Monarchen, mit der höchsten Macht betraut und sollte einen kontrollirenden Einfluss auf alle Theile der Verwaltung ausüben, aber gegenwärtig ist seine Thätigkeit auf gerichtliche Dinge beschränkt und derselbe ist wenig mehr, als ein Kassationsgerichtshof.

Gleich unter diesen drei Institutionen stehen die Ministerien,*) zehn an der Zahl.

*) Die zehn Ahtheilungen der Verwaltung sind: 1) das Innere, 2) die Wege- und Wasserkommunikationen, 3) Reichsdomänen, 4) Finanzen, 5) Justiz, 6) Volksaufklärung (Oeffentl. Unterricht), 7) Krieg, 8) Marine, 9) Auswärtige Angelegenheiten, 10) der kaiserliche Hof.

In gleicher Linie mit den Ministerien stehen: die Reichskontrolle und die Verwaltung der Reichsgestüte.

Diese bilden die Zentralpunkte, in welche die verschiedenen Zweige der Landesverwaltung zusammenlaufen, und von denen aus der Kaiserliche Wille in alle Theile des Reichs ausstrahlt.

Für die Zwecke der Landesverwaltung ist das eigentliche Russland — d. h. das europäische Russland mit Ausschluss von Polen, den Ostsee-Provinzen, Finnland und des Kaukasus — diese Länder haben ihre eigene besondere Verwaltung,*) — in 46 Provinzen oder Gouvernements (gubernii) eingetheilt, und jede Provinz zerfällt wieder in Kreise (ujesdi). Der Flächenraum einer Provinz ist durchschnittlich so gross wie das Königreich Portugal, aber einige sind so klein wie Belgien, während eine wenigstens 25 mal so gross ist. Die Bevölkerung entspricht jedoch nicht dem kolossalen Umfang des Gebietes. In der grössten Provinz, nämlich in Archangelsk, sind weniger als 300,000 Einwohner, während in einigen der kleineren über 2 Millionen Menschen wohnen. Die Kreise sind ebenfalls an Grösse ganz verschieden. Einige sind kleiner als Sachsen-Weimar, andere dagegen grösser als ganz Grossbritannien.

Jede Provinz hat einen Gouverneur, dem ein Vize-Gouverneur und ein kleiner Rath zur Seite stehen. Nach der Gesetzgebung Katharina's II., die noch im Kodex vorkommt und nur theilweise ausser Kraft gesetzt worden ist, heisst der Gouverneur „der Verwalter der Provinz“ und ist mit so vielen und so schwierigen Pflichten betraut, dass es, um passende Männer für den Posten zu finden, nöthig wäre, den Plan der grossen Kaiserin, durch Erziehung einen neuen Menschenschlag zu schaffen, zu verwirklichen. Bis vor sehr kurzer Zeit fassten die Gouverneure den Ausdruck „Verwalter“ in sehr buchstäblichem Sinne auf und regierten auf die willkürlichste Art, und häufig übten sie einen wichtigen Einfluss auf die Zivil- wie auf die Kriminal-Gerichtshöfe aus. Diese ausgedehnte und nur oberflächlich bestimmte Gewalt ist jetzt sehr beschnitten worden, und zwar theils durch gesetzliche Vorschriften und theils durch die grösser gewordene Oeffentlichkeit und durch verbesserte Kommunikationsmittel. Alle gerichtlichen Dinge sind vollständig aus dem Bereich des Gouverneurs gebracht worden, und viele seiner

*) Die Eigenthümlichkeiten in der Verwaltung Polens sind auf dem Wege, rasch abgeschafft zu werden.

ehemaligen Funktionen hat die Semstwo übernommen, d. i. die neue Einrichtung für lokale Selbstverwaltung, über welche ich gleich ausführlicher berichten werde. Ausserdem werden alle laufenden Geschäfte von einer bereits umfangreichen und stets wachsenden Menge von Vorschriften, in der Form von kaiserlichen Befehlen und ministeriellen Rundschreiben, geleitet, und wenn zufällig etwas in den Instruktionen nicht Vorgesehenes vorkommt, so wird der Minister in einem Schreiben oder durch ein Telegramm um Rath gefragt. Sogar in der Sphäre ihrer gesetzlichen Macht haben die Gouverneure jetzt eine gewisse Scheu vor der öffentlichen Meinung und bisweilen eine sehr heilsame Furcht vor gelegentlichen Zeitungs-Korrespondenten. Auf diese Weise sind die Leute, welche Satiriker ehemals als „kleine Satrapen“ schilderten, auf den Standpunkt sehr untergeordneter Beamten herabgesunken. Ich kann zuversichtlich sagen, dass viele (ich glaube die Mehrzahl) von ihnen redliche, aufrichtige Männer sind, welche vielleicht keine ungewöhnlichen Fähigkeiten für die Verwaltung besitzen, aber die ihre Pflichten nach ihrem besten Vermögen erfüllen. Herr Lerche, der während meines Aufenthaltes in Nowgorod den Posten des Gouverneurs der Provinz bekleidete, war jedenfalls ein höchst ehrenwerther, gewissenhafter und intelligenter Mann, der sich die Achtung und Liebe aller Stände erworben hatte. Wenn es noch Vertreter der alten „Satrapen“ geben sollte, so müssen dieselben in den entfernt liegenden asiatischen Provinzen gesucht werden.

Unabhängig vom Gouverneur, der unter dem Minister des Innern steht, gibt es eine Anzahl Beamte, welche die übrigen Ministerien vertreten; jeder von ihnen hat ein Bureau mit der erforderlichen Anzahl von Gehülfen, Sekretären und Schreibern.

Um diese ungeheure ausgedehnte und verwickelte bureaukratische Maschine in Bewegung zu erhalten, ist es nothwendig, ein grosses und gut geschultes Heer von Beamten zur Verfügung zu haben. Dieselben sind hauptsächlich den Reihen des Adels und der Geistlichkeit entnommen und bilden eine besondere gesellschaftliche Klasse, Tschinówniki genannt, d. h. Leute mit einem „Tschin“ (Rang). Da der Tschin in Russland eine wichtige Rolle spielt, und nicht nur in der offiziellen Welt,

sondern bis zu einem gewissen Grade auch im gesellschaftlichen Leben, so wird es gut sein, die Bedeutung desselben zu erklären.

Alle Aemter, ob zivil oder militärisch, sind nach einem, von Peter dem Grossen erfundenen Schema, in 14 Klassen oder Ränge eingetheilt, und jede Klasse oder jeder Rang trägt einen besonderen Namen. Da Beförderungen nur nach persönlichem Verdienste gewährt werden sollen, so muss Jemand, der zuerst in den Staatsdienst eintritt, welche gesellschaftliche Stellung er auch einnehmen möge, mit den unteren Klassen anfangen und sich empor arbeiten. Zeugnisse über genossene höhere Schulbildung können ihm die Nothwendigkeit ersparen, die untersten Klassen durchzumachen, und der kaiserliche Wille braucht die vom Gesetze vorgeschriebenen Beschränkungen nicht zu beachten, aber als allgemeine Regel muss Jeder am untern Ende der offiziellen Stufenleiter oder doch nahe daran anfangen und auf jeder Stufe eine bestimmte vorgeschriebene Zeit verbleiben. Die Stufe, auf welcher er in einem gewissen Augenblicke steht, oder mit andern Worten der offizielle Rang (Tschin), welchen er besitzt, bestimmt, welche Aemter er fähig ist, zu bekleiden. Ein Tschin ist also nothwendig, um eine Anstellung zu erhalten, aber derselbe bedeutet nicht irgend ein bestimmtes Amt; die Namen der verschiedenen Rangstufen bringen daher bei einem Ausländer leicht falsche Auffassungen hervor.

Wir müssen das stets im Auge behalten, wenn uns solche grossartig klingende Titel begegnen, wie sie russische Reisende zuweilen auf ihre Visitenkarten anbringen lassen, als z. B. „Conseiller de Cour, Conseiller d'Etat, Conseiller privé de S. M. l'empereur de toutes les Russies.“ Es würde unbarmherzig sein, deswegen zu vermuthen, dass diese Titel mit der Absicht zu täuschen gebraucht werden; aber es unterliegt keinem Zweifel, dass dieselben zuweilen irre führen. Ich werde nie den Blick äusserster Entrüstung vergessen, den ich einmal auf dem Gesichte eines Amerikaners beobachten konnte, der einen „Conseiller de Cour“ zu Tisch geladen hatte in der Voraussetzung, einen Hofwürdenträger zum Gast zu haben, und der zufällig entdeckte, dass die betreffende Person einfach ein unbedeutender Beamter in irgend einer Behörde war. Zweifellos haben Andere ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein unbehutsamer Ausländer, der gehört hat, dass es in Russland eine sehr hoch stehende

Körperschaft gibt, die „Reichsrath“ (Conseil d'Etat) genannt wird, setzt natürlich voraus, dass ein Conseiller d'Etat Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung ist; und trifft er etwa mit „Son Excellence le conseiller privé“ zusammen, so wird er höchst wahrscheinlich annehmen, — namentlich wenn das Wörtchen „actuel“ vorgesetzt ist — dass er ein wirkliches, lebendes Mitglied des russischen Geheimen Rathes vor sich hat. Wenn bei dem Titel der Zusatz gemacht worden ist: „de S. M. l'empereur de toutes les Russies,“ so öffnet sich ein grenzenloses Feld für die nicht russische Einbildungskraft. In Wirklichkeit sind diese Titel auch nicht annähernd so wichtig, als sie scheinen. Der sogenannte „Conseiller de Cour“ hat wahrscheinlich mit dem Hofe nichts zu schaffen. Der Conseiller d'Etat ist so weit davon entfernt, ein Mitglied des „Conseil d'Etat“ (Reichsrath) zu sein, dass er überhaupt nicht Mitglied desselben werden kann, wenn er nicht einen höheren Tschin erhalten hat.*) Was den Geheimrath anbetrifft, so genügt es zu erwähnen, dass der „geheime Rath“, der während seiner Existenz sehr verhasst war, vor mehr als einem Jahrhundert entschlafen ist und seitdem nicht wieder auferweckt wurde. Die Erklärung dieser Widersprüche liegt in der Thatsache, dass die russischen Tschins ähnlich wie die deutschen Ehrentitel — Hofrath, Staatsrath, Geheimrath — von denen sie eine wörtliche Uebersetzung sind, kein wirkliches Amt, sondern einfach einen Rang bedeuten. Früher hing eine Anstellung gewöhnlich von dem Tschin ab; jetzt ist jedoch eine Tendenz vorhanden, die alte Ordnung der Dinge umzustossen und den Tschin von dem wirklich bekleideten Amte abhängig zu machen.

Leser praktischen Sinnes, die gewöhnt sind, mehr auf Resultate als auf Formen und Formalitäten zu sehen, werden wahrscheinlich keine weitere Beschreibung der russischen Bureaukratie wünschen, sondern erfahren wollen, wie dieselbe in der Praxis arbeitet. Was hat dieselbe in der Vergangenheit für Russland gethan und was thut sie gegenwärtig?

In jetziger Zeit, wo das Vertrauen auf despotische Zivili-

*) Im Russischen sind die beiden Worte ganz verschieden, der Reichsrath heisst Gossudarstwennij Ssowät und der Titel ist Statski Ssowetnik.

sature und patriarchale Regierung stark erschüttert ist und die Vortheile einer freien, aus eigenem Antriebe erwachsenden nationalen Entwicklung vollständig anerkannt werden, ist ein zentralisirter Bureaukratismus überall missliebig geworden. In Russland ist die Abneigung besonders stark, weil dieselbe hier auf einer mehr als rein theoretischen Basis beruht. Die Erinnerung an die Regierung Nikolaus, mit ihrem streng-militärischen Regiment und dem kleinlichen pedantischen Formalismus, lässt viele Russen in maasslosen Ausdrücken die Verwaltung verdammen, unter welcher sie leben, und viele Ausländer würden geneigt sein, dieses Verdammungsurtheil zu unterschreiben. Bevor wir jedoch den Spruch fällen, müssen wir in Betracht ziehen, dass das System mindestens eine historische Berechtigung hat und wir dürfen, bei unserer Liebe für konstitutionelle Freiheit und lokale Selbstverwaltung, nicht vergessen, zwischen theoretischer und historischer Möglichkeit genau zu unterscheiden. Was den Philosophen abstrakt als die beste Regierungsform erscheint, kann in gewissen konkreten Fällen durchaus unanwendbar sein. Es liegt uns nicht ob, zu untersuchen, ob es für die Menschheit besser ist, dass Russland als Nation bestehe, aber wir dürfen kühn behaupten, dass Russland ohne eine streng zentralisirte Verwaltung nie eine europäische Grossmacht geworden wäre. Der Theil der Erde, welchen man als das russische Reich kennt, war, noch vor verhältnissmässig kurzer Zeit, ein Konglomerat unabhängiger oder halb-unabhängiger politischer Einheiten, in denen Kräfte vorhanden waren, die sowohl dem Mittelpunkte zu, wie auch von demselben ab strebten; und selbst heute ist das Reich bei Weitem noch kein fest gekitteter, einheitlicher Staat. In mancher Hinsicht gleicht derselbe Britisch-Indien mehr als einem europäischen Lande und wer weiss, was aus Indien werden würde, wenn die starke zusammenhaltende Macht der Verwaltung nicht vorhanden wäre? Es war die autokratische Gewalt mit dem zentralisirten Verwaltungssystem als nothwendige Ergänzung, welche Russland zuerst schuf, dieselbe schützte dasselbe dann gegen Zerstückelungen und politische Vernichtung und sicherte ihm endlich einen Platz unter den europäischen Nationen dadurch, dass sie die abendländische Zivilisation einführte. Theoretisch wäre es besser gewesen, dass die verschiedenen Einheiten sich von selbst allmählich vereinigt hätten, und dass europäische

Zivilisation freiwillig von allen Klassen der Einwohner angenommen worden wäre, aber geschichtlich war ein solches Phänomen unmöglich.

Indem wir so ausdrücklich anerkennen, dass Autokratie und ein streng zentralisirtes Verwaltungssystem zuerst für die Schöpfung und nachher für die Erhaltung der nationalen Unabhängigkeit nöthig waren, dürfen wir die üblen Folgen nicht ausser Acht lassen, die aus dieser unglücklichen Nothwendigkeit entstanden. Es lag in der Natur der Sache, dass die Regierung, indem sie die Verwirklichung von Plänen erstrebte, mit denen die Unterthanen nicht sympathisirten und die von ihnen nicht klar verstanden wurden, sich vom Volke loslöste; die rücksichtslose Hast und Gewalt, mit denen sie versuchte, ihre Entwürfe auszuführen, riefen einen Geist erklärten Widerstandes unter dem Volke hervor. Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung sah lange Zeit die reformirenden Zaren als Verkörperungen des bösen Geistes an, und die Zaren ihrerseits betrachteten das Volk als ein passives Material für die Ausführung ihrer politischen Pläne. Dieses sonderbare Verhältniss zwischen Volk und Regierung hat zu dem ganzen Verwaltungssystem den Grundton angegeben.

Die Regierung hat ihre Unterthanen von jeher als Unmündige angesehen, die nicht im Stande seien, ihre politischen Pläne zu verstehen und die nur in beschränktem Maasse die Fähigkeit besäßen, ihre eigenen örtlichen Angelegenheiten in Ordnung zu halten. Die Beamten haben natürlich in gleichem Sinne gehandelt. Da sie nur auf die Winke und den Beifall ihrer Vorgesetzten achteten, so haben sie diejenigen, über welche sie gesetzt waren, systematisch wie eine besiegte oder untergeordnete Rasse behandelt. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, dass der Staat als ein abstraktes Wesen angesehen wird; man glaubt, derselbe habe ganz andere Interessen als die menschlichen Wesen, aus denen er zusammengesetzt ist; und bei allen Dingen, in denen Staatsinteressen vermuthet werden, wird das Recht der Individuen unbarmherzig geopfert.

Wenn wir bedenken, dass die Schwierigkeiten einer zentralisirten Verwaltung immer im direkten Verhältniss zu der Ausdehnung und der territorialen Verschiedenheit des zu regierenden Landes stehen, so können wir leicht begreifen, wie langsam und unvollkommen die Verwaltungsmaschine in Russland arbeiten

muss. Das Ganze des ungeheuren Gebietes, das sich vom Polar- bis zum kaspischen Meere, und von den Küsten der Ostsee bis zu den Grenzen des himmlischen Reiches erstreckt, wird von St. Petersburg aus verwaltet. Ein echter Bureaukrat besitzt eine grossartige Furcht vor formeller Verantwortlichkeit und versucht in der Regel, dieselbe dadurch zu umgehen, dass er alle ihm von seinen Untergeordneten zugehenden Papiere an die höheren Behörden weitergibt. Sobald daher Sachen von der Verwaltungsmaschine aufgenommen worden sind, beginnen dieselben aufwärts zu steigen und kommen wahrscheinlich eines Tages im Kabinet des Ministers an. Auf diese Weise werden die Ministerien mit Akten überfluthet, von denen viele beinahe gar keine Bedeutung haben. Die höheren Beamten könnten, selbst wenn sie Argusaugen und die Hände eines Briareus hätten, unmöglich die ihnen auferlegten Pflichten gewissenhaft erledigen. In Wirklichkeit erinnern übrigens die russischen höheren Verwaltungsbeamten weder an Argus noch an Briareus. Sie besitzen gewöhnlich weder ausgedehnte noch tiefe Kenntnisse über das Land, das sie regieren sollen, und scheinen immer ziemlich viel freie Zeit zur Verfügung zu haben.

Neben den unvermeidlichen Uebeln übermässiger Zentralisation hat Russland durch die Käuflichkeit und die Erpressungen der Beamten viel zu leiden gehabt. Als Peter der Grosse eines Tages beabsichtigte, Jeden zu hängen, der auch nur eines Strickes Werth stehlen würde, sagte sein Reichsverweser offenherzig, dass, wenn Seine Majestät diese Absicht ausführe, keine Beamten übrig bleiben würden. „Wir stehlen Alle,“ fügte der würdige Mann hinzu, und „der einzige Unterschied ist, dass einige von uns grössere Beträge und öffentlicher als andere stehlen.“ Seit diese Worte gesprochen wurden, sind über 150 Jahre vergangen, und während dieser ganzen Zeit hat Russland stetig in vielen Hinsichten Fortschritte gemacht, aber bis zum Anfange der gegenwärtigen Regierung war nur wenig Veränderung in dem moralischen Charakter der Beamten bemerkbar. Die ältere Hälfte der jetzigen Generation kann sich noch der Zeit entsinnen, als sie, ohne grosse Uebertreibung, das Geständniss von Peter's des Grossen erstem Beamten hätte wiederholen können.

Um diese hässliche Erscheinung richtig zu schätzen, müssen

wir zwei Arten von Käuflichkeiten unterscheiden. Auf der einen Seite war die Gewohnheit vorhanden, für ausgeführte Dienste ein Trinkgeld zu beanpruchen, und auf der anderen gab es die verschiedenen Arten absoluter Unehrllichkeit. Obgleich es nicht immer leicht sein würde, eine scharfe Linie zwischen diesen beiden Gattungen zu ziehen, so wurde doch der Unterschied von dem moralischen Bewusstsein der Zeit anerkannt, und mancher Beamte, der regelmässig seine „sündlosen Einnahmen“ (besgresh-nije dochódi), wie man damals Trinkgelder zuweilen nannte, erhielt, würde sehr entrüstet gewesen sein, wenn man ihn als unehrlichen Mann gebrandmarkt hätte. Diese Praxis war in Wirklichkeit ganz allgemein und konnte in gewissem Grade durch die geringen offiziellen Gehälter gerechtfertigt werden. In einigen Behörden gab es einen anerkannten Tarif. Die „Branntweinpächter“ zahlten z. B. alljährlich an jeden Beamten, vom Gouverneur bis zum Polizeidiener, eine dem Rang entsprechend festgesetzte Summe. Ich kenne einen Fall, bei dem ein Beamter, welcher eine grössere Summe, als gebräuchlich war, empfing, gewissenhaft den Ueberschuss zurückerstattete. Die anderen und verabscheuungswürdigeren Vergehen waren keineswegs so allgemein, kamen aber immerhin in erschreckender Anzahl vor. Von vielen hohen Beamten und wichtigen Würdenträgern wusste man, dass sie grosse Einnahmen hatten, die man keineswegs „sündlos“ nennen konnte, und doch behielten sie ihre Stellung und wurden in der Gesellschaft mit Ehrerbietung behandelt. Diese unläugbare Thatsache erklärt uns zur Genüge den moralischen Zustand der Beamtenwelt jener Zeit.

Die Monarchen kannten immer die Missbräuche ziemlich genau, und alle waren mehr oder weniger bestrebt, dieselben auszurotten, aber der Erfolg, von dem ihre Bemühungen begleitet waren, gibt uns keinen hohen Begriff von der praktischen Allmächtigkeit der Autokratie. Bei einer zentralisirten Verwaltung, in welcher jeder Beamte bis zu einem gewissen Grade für die Sünden seiner Untergebenen einstehen muss, ist es immer ausserordentlich schwierig, einen im Staatsdienste angestellten Schuldigen vor Gericht zu bringen, denn derselbe wird bestimmt von seinen Vorgesetzten in Schutz genommen, und wenn die Vorgesetzten sich gewöhnlich selbst unlautere Dinge zu Schulden kommen lassen, so

ist der Schuldige vor Blossstellung und Strafe ziemlich gesichert.

Häufige Bestrafung von Beamten könnte, so meint man, die allgemeine Achtung vor der Regierung herabmindern und vielleicht die soziale Disziplin untergraben, welche für die öffentliche Ruhe unumgänglich nöthig ist. Es wird daher als räthlich erachtet, dienstliche Verbrechen so wenig als möglich bekannt werden zu lassen. Ausserdem ist, so sonderbar dies auch erscheinen mag, eine Regierung, die auf der Willkür einer einzigen Persönlichkeit beruht, trotz gelegentlichen scharfen Vorgehens, doch viel weniger systematisch und unbeugsam streng, als die Gewalt, welche auf freie öffentliche Meinung gegründet ist.

Wenn die Gerechtigkeit ein Opfer verlangt, so wird dasselbe so milde als möglich behandelt; hochstehende Sünder dürfen nicht den Hungertod in der Wildniss sterben — die Wildniss ist in der Regel Paris oder Baden-Baden. Diese That-sache mag denen sonderbar erscheinen, die gewöhnt sind, sich die autokratische Regierungsform mit neapolitanischen Kerkern und den Bergwerken Sibiriens vorzustellen, aber es ist nicht schwer, dieselbe zu erklären. Kein Mensch, auch nicht der Selbstbeherrscher aller Reussen, kann sich so in den Panzer offizieller Würde einschliessen, um gänzlich gegen persönliche Beeinflussungen geschützt zu sein.

Man muss den bureaukratischen Reformatoren in Russland die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie Vorbeugungsmittel der Kur vorgezogen haben. Sie enthielten sich gänzlich einer drakonischen Gesetzgebung und setzten ihr Vertrauen in ein scharfsinniges Kontrollsystem und eine verwickelte formelle Geschäftsführung. Wenn man die komplizirten Formalitäten und das labyrinthische Verfahren untersucht, durch welches die Beamten kontrolirt werden, so glaubt man zuerst, dass Missbräuche fast unmöglich vorkommen könnten. Jede mögliche Handlung eines jeden einzelnen Beamten scheint vorgesehen und jeder mögliche Abweg von dem engen Pfade der Redlichkeit sorgfältig vermauert zu sein. Da der Leser vielleicht das formelle Verfahren bei einem stark zentralisirten Bureaukratismus nicht kennt, so möge es mir gestattet sein, hier zur Erläuterung ein Beispiel anzuführen.

In der Wohnung eines Generalgouverneurs ist einer der Oefen in schlechtem Zustande. Ein gewöhnlicher Sterblicher würde annehmen, dass man einen Mann mit dem Range eines Generalgouverneurs das Vertrauen schenken könnte, dass er ein Paar Mark gewissenhaft ausgeben würde, und dass also Seine Excellenz die Reparatur sofort ausführen und die Kosten unter kleine Ausgaben buchen liesse. Dem bureaukratischen Geiste erscheint die Sache indess ganz anders. Alle möglichen Zufälle müssen sorgfältig vorgesehen werden. Da ein Generalgouverneur vielleicht mit der Manie behaftet sein könnte, unnütze Aenderungen zu machen, so muss die Nothwendigkeit der Reparatur beglaubigt werden; und da Weisheit und Redlichkeit eher bei einer Versammlung als bei einem einzelnen Individuum zu finden sind, so ist es gut, die Verifizirung einer Kommission anzuvertrauen. Eine Kommission von 3—4 Mitgliedern bestätigt also, dass die Reparatur nothwendig ist. Dieses bietet schon einige Sicherheit, aber dieselbe ist noch nicht hinreichend. Kommissionen bestehen nur aus menschlichen Wesen, die sich irren können und vielleicht von dem Generalgouverneur eingeschüchtert worden sind. Deshalb ist es vorsichtig, zu verlangen, dass die Entscheidung der Kommission vom Prokureur, der direkt unter dem Justizminister steht, bestätigt werde. Wenn diese doppelte Bestätigung erlangt worden ist, untersucht ein Baumeister den Ofen und macht einen Kostenanschlag. Aber es würde gefährlich sein, einem Architekten ganz freie Hand zu lassen, deshalb muss der Kostenanschlag erst von der Kommission und dann vom Prokureur bestätigt werden. Nachdem alle diese Formalitäten — die 16 Tage und 10 Bogen Papier beanspruchen — gebührend eingehalten worden sind, wird Seiner Excellenz mitgetheilt, dass die berathschlagte Reparatur 2 Rubel und 40 Kopeken, oder etwa 5 Mark, kosten wird. Selbst hier hören die Formalitäten nicht auf, denn die Regierung muss die Gewissheit haben, dass der Architekt, der den Kostenanschlag aufstellte und die Reparatur überwachte, sich keiner Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Es wird daher ein zweiter Architekt berufen, um die Arbeit zu prüfen, und sein Bericht muss ebenso wie der Kostenanschlag von der Kommission und dem Prokureur bestätigt werden. Der ganze Aktenwechsel dauert einen Monat und erfordert nicht weniger als 30 Bogen Papier! Wäre nun die Person, welche

die Reparatur wünschte, nicht Generalgouverneur, sondern ein einfacher Sterblicher gewesen, so lässt sich gar nicht absehen, wie viel Zeit die Prozedur beansprucht haben würde.

Man könnte wohl annehmen, dass diese umständliche und verwickelte Methode, mit ihren Registern, Hauptbüchern und dem Detail ihres Verfahrens wenigstens Diebereien verhüten müsste; aber diese a priori Schlussfolgerung ist durch die Erfahrung vollständig Lügen gestraft worden. Jeder neue sinnreiche Kunstgriff hatte nur die Wirkung, ein noch scharfsinnigeres Mittel zu dessen Umgehung hervorzurufen. Das System schränkte diejenigen nicht ein, welche betrügen wollten, und auf ehrliche Beamte übte es einen schädlichen Einfluss dadurch aus, dass dieselben fühlen mussten, dass die Regierung in sie kein Vertrauen setzte. Ausserdem brachte es bei allen Beamten, ob redlich oder unredlich, die Gewohnheit hervor, systematisch Fälschungen zu begehen. Da es selbst dem allerpedantischsten Menschen unmöglich war — und es sei bemerkt, dass Pedanterie unter Russen eine seltene Eigenschaft ist — gewissenhaft alle vorgeschriebenen Formalitäten zu erfüllen, so wurde es gebräuchlich, die Formen bloss auf dem Papiere zu beobachten. Beamte bestätigten Thatsachen, ohne auch nur daran zu denken, dieselben zu prüfen, und Sekretäre schrieben ganz ernsthaft Protokolle von Sitzungen, die nie stattgefunden hatten! So war in dem oben erzählten Falle die Reparatur in Wirklichkeit begonnen und beendet worden, lange bevor der Architekt offiziell ermächtigt war, die Arbeit anzufangen. Die Komödie wurde nichtsdestoweniger ernsthaft bis zu Ende gespielt, so dass Jemand, der etwa nachträglich die Akten musterte, gefunden haben würde, dass Alles nach Vorschrift vor sich gegangen war.

Vielleicht wurde das geistreichste aller Mittel, dienstliche Missbräuche zu verhindern, von Kaiser Nikolaus ausgesonnen. Da er sich bewusst war, dass er regelmässig und systematisch von den gewöhnlichen Beamten betrogen wurde, so bildete er ein Korps gut besoldeter Offiziere, die „Gensdarmerie“ genannt; dieselben wurden über das ganze Land vertheilt und hatten den Auftrag, Alles direkt an seine Majestät zu berichten, was ihnen beachtenswerth erschien. Die Bureaukratiker hielten dieses für ein wunderbares Mittel, und der Zar erwartete vertrauensvoll, dass er durch diese offiziellen Beobachter, die kein Interesse

daran hatten, die Wahrheit zu verbergen, Alles erfahren und im Stande sein würde, allen dienstlichen Missbräuchen abzuhelpen. In Wirklichkeit brachte die Einrichtung wenig gute Resultate und hatte in einiger Hinsicht einen sehr verderblichen Einfluss. Obgleich diese Offiziere auserlesene und mit gutem Einkommen versehene Leute waren, so hatten sie doch alle mehr oder weniger von dem herrschenden Geiste eingesogen. Sie konnten nicht umhin zu fühlen, dass sie als Spione und Hinterbringer betrachtet wurden — eine demüthigende Ueberzeugung, die wenig geeignet ist, das Gefühl der Selbstachtung zu entwickeln, auf der die Aufrichtigkeit hauptsächlich beruht — und dass alle ihre Bemühungen nur wenig Gutes hervorbringen könnten. Sie befanden sich in Wirklichkeit ziemlich in der nämlichen Lage wie Peter's Generalprokureur, und bei jener Gutmüthigkeit (*bonhomie*), welche einen hervorragenden Zug des russischen Charakters bildet, mochten sie nicht gern Menschen zum Ruin bringen, welche nicht schlechter waren, als die Mehrzahl ihrer Genossen. Ferner war nach dem angenommenen offiziellen Moralkodex, Insubordination eine viel schlimmere Sünde als Unredlichkeit, und politische Vergehen wurden als die schwärzesten von allen angesehen. Die Gensdarmerie verschloss deshalb ihre Augen vor den herrschenden Missbräuchen, die man für unheilbar hielt, und richtete ihre Aufmerksamkeit auf wirkliche oder muthmaassliche politische Verbrechen. Bedrückungen und Erpressungen blieben unbeachtet, während unvorsichtige Worte oder ein thörichter Spass auf Kosten der Regierung nur zu häufig zu einer hochverrätherischen Handlung aufgebauscht wurden.

Meine Beziehungen zu diesem anomalen Verwaltungszweige waren besonderer Art. Nachdem ich die eine Erfahrung mit dem Vize-Gouverneur von Nowgorod gemacht hatte, beschloss ich, mich über jeden Verdacht zu stellen, und wandte mich demgemäss an den „Chef des gendarmes“, um von ihm eine Art Dokument zu erlangen, das allen Beamten, mit welchen ich in Berührung kommen würde, darthun sollte, dass ich keine ungesetzlichen Pläne verfolge. Mein Gesuch wurde bewilligt; ich erhielt die nöthigen Dokumente; aber bald stellte es sich heraus, dass ich, bei dem Versuche, die Scylla zu vermeiden, der Charybdis in die Hände gefallen war. Indem ich offiziellem Verdacht aus dem Wege ging, erregte ich unabsichtlich Misstrauen

anderer Art. Da die Dokumente bewiesen, dass ich den Schutz der Regierung genoss, so vermutheten Viele, ich sei ein Abgesandter der Gensdarmerie und legten meinen Bemühungen, Mittheilungen aus Privatquellen zu sammeln, viele Schwierigkeiten in den Weg. Da für mich die Privatquellen wichtiger, als die offiziellen waren, so unterliess ich es, eine Erneuerung des Schutzbriefes zu beantragen und wanderte von da an als gewöhnlicher unbeschützter Reisender im Lande umher. Eine Zeit lang hatte ich keine Ursache, diesen Entschluss zu bedauern. Ich hatte Grund zu glauben, dass man mich ziemlich scharf überwachte, und dass meine Briefe auf der Post zuweilen geöffnet wurden, aber ich hatte keine weiteren Unannehmlichkeiten zu erdulden. Endlich jedoch, als ich fast Alles über Scylla und Charybdis vergessen hatte, stiess ich in einer Nacht unerwartet auf die erstere und wurde zu meinem Erstaunen in aller Form verhaftet. Der Vorfall ereignete sich folgendermaassen:

Im Sommer des Jahres 1872 reiste ich nach Oesterreich und Serbien und kehrte nach kurzer Abwesenheit durch die Moldau nach Russland zurück. Als ich am Pruth ankam, der dort die Grenze bildet, fand ich einen Offizier der Gensdarmerie, der die Pässe der Reisenden zu prüfen hatte. Obgleich mein Pass vollständig in Ordnung war (derselbe war gebührend vom britischen und russischen Konsul in Galatz visirt worden), unterwarf mich dieser Herr einem genauen Examen über mein vergangenes Leben, meine gegenwärtige Beschäftigung und meine Absichten für die Zukunft. Als er erfuhr, dass ich seit über zwei Jahren auf eigene Kosten in Russland zu dem einzigen Zwecke gereist sei, verschiedene Kenntnisse zu sammeln, sah er etwas ungläubig drein, und schien einigen Zweifel zu hegen, dass ich wirklich britischer Unterthan sei; aber als meine Aussagen von meinem Reisegefährten, einem befreundeten Russen, der Ehrfurcht gebietende Papiere besass, bestätigt wurden, gegenzeichnete er meinen Pass und gestattete uns fortzugehen. Die Besichtigung unseres Gepäcks von Seiten der Zollbeamten war bald geschehen, und als wir nach dem nahe liegenden Dorfe abfahren, in dem wir die Nacht zubringen sollten, beglückwünschten wir uns, für einige Zeit allen Verkehr mit der Beamtenwelt hinter uns zu haben. Wir hatten jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als die Mitternachtstunde schlug, wurde ich durch

starkes Klopfen an meiner Thüre aus dem Schlafe aufgestört, und nach vielem Hin- und Herreden, wobei Jemand drohte, den Eingang mit Gewalt zu erzwingen, schob ich den Riegel zurück. Der Offizier, der meinen Pass unterzeichnet hatte, trat herein und sagte mit steifem offiziellen Tone: „Ich muss Sie ersuchen, sich vierundzwanzig Stunden hier aufzuhalten.“

Nicht wenig verwundert über diese Ankündigung, fragte ich nach der Ursache dieses sonderbaren Verlangens.

„Das ist meine Sache“, war die lakonische Antwort.

„Vielleicht; doch müssen Sie mir nach reiflicher Ueberlegung zugeben, dass ich auch dabei betheiligt bin, zu meinem grossen Bedauern kann ich Ihrem Verlangen nicht entsprechen, und werde bei Sonnenaufgang wegfahren.“

„Sie werden nicht abreisen. Geben Sie mir Ihren Pass.“

„Wenn man mich nicht mit Gewalt zurückhält, so werde ich um vier Uhr wegfahren; und da ich vorher noch etwas schlafen möchte, so muss ich Sie ersuchen, sich zu entfernen. An der Grenze hatten Sie das Recht, mich anzuhalten, aber Sie haben kein Recht, mich auf diese Weise zu stören, und ich werde Sie bestimmt anzeigen. Meinen Pass überliefere ich Niemandem, als einem wirklichen Polizei-Offizier.“

Nun folgte eine lange Auseinandersetzung über die Pflichten, Vorrechte und den allgemeinen Charakter der Gensdarmerie, bei welcher mein Gegner allmählich den diktatorischen Ton fallen liess und sich bemühte, mich zu überzeugen, dass die ehrenwerthe Beamtenklasse, zu welcher er gehörte, nur einen gewöhnlichen Verwaltungszweig bilde. Obgleich er offenbar gereizt war, so überschritt er doch nie die Grenzen der Höflichkeit und schien nur halb die Ueberzeugung zu haben, dass er berechtigt sei, mich zu belästigen. Als er sah, dass er mich nicht bewegen konnte, meinen Pass herzugeben, entfernte er sich, und ich legte mich wieder zur Ruhe, aber nach etwa einer halben Stunde wurde ich von Neuem gestört. Dieses Mal erschien ein Polizei-Offizier und verlangte meine „Papiere.“ Auf meine Frage über die Ursache dieser Störungen antwortete er in sehr höflichem, entschuldigendem Tone, dass er den Grund nicht kenne, aber den Befehl erhalten habe, mich zu verhaften, und demselben nachkommen müsse. Ich überlieferte ihm meinen Pass mit der Bedingung, dass ich eine schriftliche Quittung er-

halte und es mir erlaubt würde, an den britischen Gesandten in St. Petersburg zu telegraphiren.

Früh am nächsten Morgen sandte ich meine Depesche an den Gesandten ab und wartete ungeduldig den ganzen Tag auf eine Antwort. Ich durfte in dem Dorfe und seinen Umgebungen frei umhergehen, aber ich machte von der mir ertheilten Erlaubniss wenig Gebrauch. Die Bevölkerung des Dorfes bestand fast nur aus Juden, und diese besitzen in jener Gegend eine wunderbare Fähigkeit, Neuigkeiten zu verbreiten. Schon am frühen Morgen gab es vielleicht kein menschliches Wesen im Orte, das nicht von meiner Verhaftung gehört hätte, und viele fühlten eine erklärliche Neugier, den Uebelthäter zu sehen, der von der Polizei abgefasst worden war. Es ist nicht angenehm, als Bösewicht angestaunt zu werden; ich zog es deshalb vor, in meinem Zimmer zu bleiben, wo ich, in Gesellschaft meines Freundes, der kleine Scherze über die gerühmte Freiheit britischer Unterthanen machte, die Zeit ziemlich angenehm verbrachte. Das Unangenehmste bei der Sache war, dass ich nicht wusste, wieviele Tage, Wochen oder Monate man mich festhalten würde, und über diesen Punkt wollte der Polizei-Offizier nicht einmal eine Vermuthung äussern.

Meine Haft endete eher, als ich erwartet hatte. Am folgenden Tage — also etwa 36 Stunden nach dem nächtlichen Besuch — brachte mir der Polizei-Offizier meinen Pass, und gleichzeitig theilte mir ein Telegramm der Gesandtschaft mit, dass die Zentralbehörde meine Freilassung befohlen hatte. Als ich später hartnäckig eine Erklärung der rücksichtslosen Behandlung verlangte, die ich zu erleiden gehabt hatte, erklärte mir der Minister des Aeussern, dass die Behörden um die Zeit eine Person meines Namens an der Grenze erwartet hätten, die eine Menge falscher Banknoten bei sich führen sollte, und dass ich aus Versehen verhaftet worden sei. Ich muss gestehen, dass mir diese Erklärung, obgleich dieselbe offiziell war, mehr geistreich als befriedigend vorkam, aber ich musste mich damit begnügen; später habe ich nie wieder eine Ursache zu ähnlichen Beschwerden gehabt.

Nach Allem, was ich von der Gensd'armerie gesehen und gehört habe, kann ich nur schliessen, dass die Offiziere zum grössten Theile höfliche, recht gut gebildete Männer sind, die

ihre unangenehmen Pflichten so schonend als möglich erfüllen. Man muss indess zugeben, dass dieselben gewöhnlich mit Misstrauen und Argwohn angesehen werden, und zwar sogar von solchen furchtsamen Leuten, welchen die lächerlichen Versuche revolutionärer Propaganda Angst einjagten, zu deren Entdeckung und Unterdrückung die Gensd'armerie hauptsächlich dienen soll. Das ist auch nicht zu verwundern. Obschon sehr viele Menschen an die Nothwendigkeit der Todesstrafe glauben, so gibt es doch sehr wenige, die keine entschiedene Abneigung ^{gegen} vor dem Henker haben.

Kehren wir von dieser Abschweifung zurück. Weder die Gensd'armerie noch das sinnreiche, formelle Verfahren hatten eine wesentliche Verringerung der Bestechlichkeit, Unredlichkeit und der anderen Untugenden der Beamten zur Folge. Der Versuch, diese Uebel durch Dezentralisation und Volks-Selbstbestimmung zu heilen, erwies sich gleichfalls als nicht erfolgreich. Von der Zeit Katharina's II. ab bis zum Anfang der jetzigen Regierung wurden die Landpolizeibeamten und die Richter jeder Provinz und jedes Kreises von den betreffenden Bewohnern erwählt, und die Geschichte dieser Beamtenklassen, welche wo möglich noch schlechter waren, als die kaiserliche Verwaltung, bildet eine hässliche, unbequeme Episode für alle diejenigen, welche die Zauberkraft der lokalen Selbstverwaltung unter allen Umständen vertheidigen wollen.

Die einzige wirksame Kontrolle dienstlicher Missbräuche kann nur von der öffentlichen Meinung ausgeübt werden. Das ist zur Genüge in Russland bewiesen worden. Alle Bemühungen der Zaren während vieler Generationen, dem Uebel durch scharfsinnige bureaukratische Kunstgriffe zu begegnen, stellten sich als gänzlich erfolglos heraus. Selbst der eiserne Wille und die ungeheure Energie Nikolaus' waren der Aufgabe nicht gewachsen. Aber als nach dem Krimkriege ein grosses moralisches Erwachen entstand und der Zar das Volk zur Hülfe rief, verschwanden die hartnäckigen, tiefgewurzelten Uebel fast im Umsehen. Eine Zeit lang kamen Bestechlichkeit und Erpressungen nicht vor, und seit jener Periode haben sie nie die frühere Ausdehnung wieder erlangen können.

Man kann nicht behaupten, dass die Behörden jetzt durchaus makellos seien, aber sie sind unvergleichlich lauterer als je

vorher.*) Obgleich die öffentliche Meinung nicht mehr so mächtig ist, wie sie vor wenigen Jahren war, so ist sie doch noch stark genug, viele Unterschleife zu unterdrücken, welche zu den Zeiten Nikolaus' und seiner Vorgänger viel zu häufig waren, um besondere Beachtung zu finden. Ich werde in der Folge über diesen Gegenstand mehr zu sagen haben.

*) Die einzigen Beamten, welche noch in einem entschieden schlechten Rufe stehen, sind die Ingenieure und die Förster.

Vierzehntes Kapitel.

Die neue lokale Selbstverwaltung.

Günstige Gelegenheit, die Semstwo zu studiren. — Russische Selbstkritik. — Die parlamentarische Form der Semstwo. — Eine Bezirks-Versammlung. — Adelige und frühere Leibeigene. — Eine Provinzial-Versammlung. — Die Parteiführer derselben. — Das Wesen verschiedener Semstvos. — Ursprung und Zweck der Einrichtung. — Bureaukratische Gesetzgebung. — Ungewöhnliche Erwartungen. — Was die Semstwo geleistet hat. — Warum sie nicht lebensfähig ist. — Ein charakteristischer Vorfall. — Die Zukunft der Institution.

Sehr bald nach meiner Ankunft in Nowgorod machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, den man mir als den „Präsidenten des Provinzial-Semstwo-Bureau“ bezeichnet hatte, und da ich in ihm einen lebenswürdigen und mittheilsamen Mann fand, so bat ich ihn um Auskunft über die Einrichtung, deren Hauptvertreter er war. Mit der grössten Bereitwilligkeit schickte er sich an, mein Mentor zu sein, stellte mich sogleich seinen Kollegen vor und lud mich ein, ihn in seinem Bureau zu besuchen, so oft es mir beliebe. Ich machte von dieser Einladung ausgiebigen Gebrauch. Zuerst machte ich bescheidenlich wenige und kurze Besuche; aber als ich sah, dass mein Freund und seine Kollegen wirklich wünschten, mich in allen Einzelheiten der Semstwo-Verwaltung zu unterrichten und einen besonderen Tisch für mich hergerichtet hatten, wurde ich ein regelmässiger Besucher und verbrachte täglich mehrere Stunden in dem Bureau, wobei ich die laufenden Geschäfte studirte und mir die interessanten statistischen Nachrichten aus allen Akten herauszog, welche den Mitgliedern unter die Hände kamen, gerade als ob ich einer

der Ihrigen gewesen wäre. Wenn sie eine Besichtigung des Krankenhauses, der Irrenanstalt, des Schullehrer-Seminars oder einer anderen Anstalt der Semstwo vornahmen, so wurde ich sicher dazu eingeladen und sie machten nie den Versuch, mir die Mängel, welche sie zufällig entdecken mochten, zu verbergen.

Ich erwähne diese Thatsachen, weil dieselben dokumentiren, wie sehr die Russen geneigt sind, einem Ausländer, der ihr Land ernstlich studiren will, jede nur mögliche Erleichterung zu gewähren. Sie glauben, dass man sie lange missverstanden hat, und dass sie von Ausländern ganz systematisch verläumdete worden sind; sie wünschen daher sehnlichst, alle falschen Anschauungen über ihr Vaterland zu beseitigen. Zu ihrer Ehre muss es gesagt werden, dass sie wenig oder nichts von jenem falschen Patriotismus haben, der nationale Fehler zu verbergen trachtet; und wenn sie sich selbst und ihre Einrichtungen beurtheilen, so sind sie eher geneigt, ungebührlich streng als sehr nachsichtig zu richten. Zu Nikolaus' Zeit verkündeten diejenigen, welche sich mit der Regierung auf guten Fuss stellen wollten, laut, dass sie im glücklichsten und am besten regierten Lande der Welt lebten, aber dieser hohle offizielle Optimismus ist seitdem längst aus der Mode gekommen. Während der 6 Jahre, welche ich in Russland zubrachte, fand ich überall die äusserste Bereitwilligkeit, mir bei meinen Nachforschungen beizustehen, und bemerkte sehr selten die Gewohnheit, „Sand in die Augen der Ausländer zu streuen“, von welcher einige Schriftsteller so viel gesprochen haben.

Die Semstwo ist eine Art Ortsverwaltung, welche die Thätigkeit der ländlichen Gemeinden ergänzt und die solchen höheren allgemeinen Bedürfnissen Rechnung tragen soll, denen die einzelnen Gemeinden unmöglich gerecht werden können. Ihre hauptsächlichen Pflichten sind, die Wege und Brücken in gutem Zustande zu erhalten, Mittel zur Beförderung (Wagen und Pferde) der Land-Polizei und anderer Beamten zu verschaffen, die Friedensrichter zu erwählen, den Elementar-Unterricht und die öffentliche Gesundheitspflege zu überwachen, den Stand der Ernte zu verfolgen und gegen etwa drohende Hungersnoth Maassregeln zu ergreifen — und kurz, innerhalb gewisser genau gezogener Grenzen, Alles zu thun, was das materielle und moralische Wohl der Bevölkerung fördern könnte. Der

Postl

Form nach ist die Einrichtung eine parlamentarische — d. h. sie besteht aus einer Versammlung von Abgeordneten, welche wenigstens einmal im Jahr zusammentritt, und aus einem permanenten, mit der Exekutive betrauten Bureau, welches von der Versammlung aus ihren Mitgliedern erwählt wird. Sieht man die Versammlung als ein Lokal-Parlament an, so entspricht das Bureau dem Ministerium. Dieser Analogie gemäss wurde mein Freund der Präsident zuweilen scherzweise der Premier-Minister genannt. Die Abgeordneten wurden alle drei Jahre einmal neu gewählt und zwar nach einem festgesetzten Verhältniss, theils von den Gutsbesitzern, theils von den Landgemeinden und den städtischen Korporationen. Jede Provinz (Gubernija) und jeder der Kreise, in welche dieselbe zerlegt ist, hat eine solche Versammlung und ein derartiges Bureau.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Nowgorod hatte ich Gelegenheit, bei einer Bezirksversammlung anwesend zu sein. Im Ballsaale der „Adeligen Gesellschaft“ fand ich dreissig oder vierzig Männer, um einen mit grünem Tuche bedeckten Tische sitzend. Vor jedem Mitgliede lagen einige Bogen Papier, die für Notizen bestimmt waren, und vor dem Präsidenten — dem Adels-Marschall des Kreises — stand eine Klingel, welche er beim Beginn der Verhandlungen und bei allen Gelegenheiten, wenn er Stillschweigen gebieten wollte, kräftig ertönen liess. Zur Rechten und zur Linken des Präsidenten sassen die Mitglieder des Exekutiv-Bureaus (uprawa), bewaffnet mit Stössen geschriebener und gedruckter Dokumente, aus welchen sie lange und langweilige Auszüge vorlasen, bis die Mehrzahl der Zuhörer zu gähnen anfang und ein oder zwei Mitglieder ganz einschlummerten. Am Schlusse jeder dieser Berichte schwang der Präsident die Klingel — vermuthlich um die Schläfer aufzuwecken — und frag^{te}, ob Jemand Bemerkungen zu dem eben Gelesenen zu machen habe. Gewöhnlich hatte Jemand Bemerkungen zu machen, und nicht selten entwickelte sich eine Diskussion. Wenn sich eine grosse Meinungsverschiedenheit zeigte, so wurden auf einem die Runde machenden Bogen Papier die Stimmen abgegeben, oder die für den Antrag Stimmenden wurden ersucht, sich zu erheben.

Was mir bei dieser Versammlung am meisten auffiel, war, dass dieselbe zum Theil aus Adeligen und zum Theil aus

Bauern bestand — die letzteren bildeten entschieden die Mehrzahl — und dass keine Spur von Antagonismus zwischen den beiden Klassen vorhanden zu sein schien. Grundbesitzer und ihre ehemaligen Leibeigenen verkehrten offenbar für den Augenblick auf dem Fusse völliger Gleichberechtigung. Die Diskussionen wurden immer von den Adeligen geführt, aber bei mehr als einer Gelegenheit nahmen Bauern-Mitglieder das Wort, und ihre Bemerkungen, die immer klar, praktisch und „zur Sache“ waren, wurden stets mit achtungsvoller Aufmerksamkeit von allen Anwesenden angehört. Statt der heftigen Gegensätze, die man bei einer derartig zusammengesetzten Versammlung hätte erwarten sollen, war viel zu viel Einmüthigkeit vorhanden, die klar beweist, dass die Mehrzahl der Mitglieder kein allzu grosses Interesse für die Sachen hatten, welche man ihnen vorlegte.

Diese Versammlung wurde im Monat September abgehalten. Anfangs Dezember nahm die Provinzial-Versammlung ihren Anfang, und drei Wochen hindurch war ich täglich bei ihren Berathungen zugegen. Der allgemeine Charakter und der Modus des Geschäftsganges waren beinahe dieselben, wie bei der Kreis-Versammlung. Sie unterschied sich hauptsächlich dadurch, dass ihre Mitglieder nicht von den Urwählern, sondern von den Versammlungen der zehn Kreise, welche die Provinz bilden, erwählt waren, und dass sie nur Dinge, welche mehr als einen Kreis betrafen, zum Gegenstand ihrer Berathungen machte. Ausserdem war die Anzahl der Bauern-Abgeordneten eine sehr geringe, was mich einigermaßen in Erstaunen setzte, weil mir bekannt war, dass gesetzlich die Bauern-Mitglieder der Kreis-Versammlungen ebenso wie die der anderen Stände wählbar waren. Die Erklärung dieses Umstandes finden wir darin, dass die Kreis-Versammlungen ihre thätigsten Mitglieder als Vertreter in die Provinzial-Versammlungen wählen, und demgemäss fällt die Wahl gewöhnlich auf Gutsbesitzer. Die Bauern sind damit ganz einverstanden, denn die Abgeordneten dürfen gesetzlich keine Diäten beziehen und ein Aufenthalt in der Provinzial-Hauptstadt ist mit beträchtlichen Kosten verbunden.

Um dem Leser eine Idee von den Elementen zu geben, aus denen die Versammlung besteht, sei es mir gestattet, ihm einige der Mitglieder vorzustellen. Ein beträchtlicher Theil der-

selben kann mit einem Satze gekennzeichnet werden. Es sind dieses einfache Menschen, die einen Theil ihrer Jugend als Offiziere in der Armee, oder als Beamte im Zivildienste zugebracht und sich dann auf ihre Güter zurückgezogen haben, wo sie sich durch Landwirthschaft ein bescheidenes Einkommen erwerben. Einzelne vergrössern ihre Einnahmen dadurch, dass sie Friedensrichter-Stellen übernehmen. Einige mögen etwas ausführlicher beschrieben werden.

Wir haben da zum Beispiel den würdig aussehenden alten General in Uniform, mit dem St. Georgs-Kreuz im Knopfloch, das nur für Tapferkeit im Felde verliehen wird. Das ist Fürst S—; ein Enkel eines der grössten Männer Russlands. Er hat hohe Verwaltungsposten bekleidet, ohne je seinen Namen durch eine unehrliche oder unehrenhafte Handlung zu beflecken, und ist einen grossen Theil seines Lebens bei Hofe gewesen, ohne je aufzuhören freimüthig, grossmüthig und wahrheitsliebend zu sein. Obschon er keine genaue Kenntnisse von den laufenden Geschäften hat und zuweilen seiner Müdigkeit ein wenig nachgibt, so sind doch seine Sympathieen bei streitigen Punkten immer auf der richtigen Stelle, und wenn er sich erhebt, so spricht er stets in klarer militärischer Weise.

Der grosse hagere Mann in vorgerücktem Mannesalter, der ein wenig nach links sitzt, ist Fürst W—. Auch er trägt einen historischen Namen, aber ihm geht persönliche Unabhängigkeit über Alles und deshalb hat er sich vom Dienst und vom Hofe fern gehalten. Die auf diese Weise erworbene Musse hat er auf das Studium verwendet; er hat mehrere sehr werthvolle Werke über National-Oekonomie herausgegeben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hatte einen Theil seiner längst gehegten Hoffnungen erfüllt; er war seitdem beständig bestrebt gewesen, die Lage der Bauern zu verbessern; er befürwortete die Verbreitung der Elementarbildung, die Einrichtung ländlicher Kredit-Genossenschaften, die Erhaltung der alten Gemeindeeinrichtung und zahlreiche wichtige Reformen im Finanzwesen. Beide genannte Herren gaben, wie man sagt, ihren Bauern grossmüthigerweise mehr Land, als das Befreiungs-Gesetz ihnen vorschrieb. In der Versammlung spricht Fürst W— häufig, alle seine Reden werden aufmerksam angehört, und in allen wichtigen Kommissionen ist er eines der leitenden Mitglieder. Obschon ein

eifriger Anhänger der Semstwo-Einrichtungen, ist er doch der Ansicht, dass ihre Thätigkeit auf ein verhältnissmässig kleines Feld beschränkt werden müsste und unterscheidet sich dadurch von seinen Kollegen, welche bereit wären, sich in gewagte, um nicht zu sagen phantastische Unternehmungen zur Entwicklung der natürlichen Hilfsmittel der Provinz einzulassen. Sein Nachbar, Herr P —, ist eines der fähigsten und energischsten Mitglieder der Versammlung. Er ist Präsident des permanenten Bureaus eines Kreises, in welchem er viele Elementarschulen gegründet und mehrere ländliche Kredit-Genossenschaften nach Schultze-Delitzsch'schem Muster in's Leben gerufen hat. Herr S —, der neben ihm sitzt, war mehrere Jahre Friedensvermittler zwischen den Grundherren und den befreiten Leibeigenen, darauf Mitglied des provinziellen permanenten Bureaus und ist jetzt Direktor einer Bank in St. Petersburg.

Zur Rechten und Linken des Präsidenten, welcher Adelsmarschall der Provinz ist, sitzen die Mitglieder des Bureaus. Der Herr, welcher die langen Berichte verliest, ist mein Freund, „der Premierminister“; derselbe war in jungen Jahren Kavallerie-Offizier gewesen und hatte sich nach wenigen Dienstjahren auf sein Gut zurückgezogen; er ist ein intelligenter, begabter Verwalter und ein Mann von beträchtlicher literarischer Bildung. Sein Kollege, der ihm beim Lesen der Berichte Hülfe leistet, ist Kaufmann und Direktor der städtischen Bank. Sein Nachbar ist ebenfalls Kaufmann und in einiger Hinsicht der hervorragendste Mann im Saale. Obschon als Leibeigener geboren, ist er, noch im mittleren Alter stehend, eine wichtige Persönlichkeit in der russischen Handelswelt. Es geht das Gerücht, dass er den Grund seines Vermögens eines Tages dadurch legte, dass er Kupfergeschirr in einem Dorfe kaufte, wo er durch Kälberhandel etwas zu verdienen vorgehabt hatte. Im Laufe weniger Jahre brachte er ein ungeheures Vermögen zusammen; vorsichtige Leute wollen indess behaupten, dass er bei seinen Spekulationen zu wagehalsig sei und prophezeien, dass er sein Leben ebenso arm beschliessen wird, wie er es begann.

Alle diese Männer gehören so zu sagen zur Partei des Fortschrittes, welche ängstlich alle als „liberal“ geltenden Vorschläge unterstützt und ganz besonders alle Maassregeln, welche darauf zielen, die Lage des Bauernstandes zu verbessern. Ihr

Hauptgegner ist jener kleine Mann mit kurz geschorenem, kugelförmigen Kopfe und kleinen stechenden Augen, den man den Führer der Opposition nennen kann. Dieser Herr setzt vielen Vorlagen seinen Widerstand entgegen, indem er darauf fusst, dass die Provinz schon zu stark besteuert sei, und dass die Ausgaben deshalb nach Möglichkeit eingeschränkt werden müssten. In der Kreisversammlung predigt er seine Lehren mit grossem Erfolge, denn dort bilden die Bauern die Mehrheit, und er hat jene ungekünstelte, heimische, mit Sprüchwörtern gewürzte Sprache in seiner Gewalt, die viel mehr Einfluss auf das ländliche Gemüth ausübt, als wissenschaftliche Grundsätze und logische Schlussfolgerungen; aber hier in der Provinzialversammlung bildet sein Anhang nur eine beachtenswerthe Minorität, und er beschränkt sich auf eine Politik des Widerstandes.

Die Semstwo von Nowgorod steht — oder stand wenigstens damals — in dem Rufe, eine der aufgeklärtesten und energischsten zu sein, und ich muss bestätigen, dass die Verhandlungen in der Sitzung vom Jahre 1870 streng geschäftsmässig und auf zufriedenstellende Weise geführt wurden. Die Berichte wurden sorgfältig erwogen und jeder Punkt des Jahresbudgets einer eingehenden Prüfung und Kritik unterworfen. In mehreren Provinzen, die ich nachher besuchte, fand ich, dass die Geschäfte auf eine ganz andere Art betrieben wurden: Stimmberechtigte Versammlungen waren sehr schwer zusammen zu bringen und wenn die Verhandlungen endlich begannen, so behandelte man dieselben als blosse Formalitäten, die so schleunig als möglich abgethan wurden. Der Charakter der Versammlung hängt natürlich von dem Grade des Interesses ab, das für öffentliche Angelegenheiten vorhanden ist. In einigen Kreisen ist dieses Interesse beträchtlich, in anderen dagegen beinahe gleich Null.

Vielleicht nimmt der Leser an, dass die Semstwo, ebenso wie das ländliche Gemeindewesen, sich allmählich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet hat und in ihrer jetzigen Form ein Ueberbleibsel alter Freiheiten bildet, welches der zentralisirenden Tendenz, autokratischer Gewalt siegreich widerstanden hat. Diese Annahme wäre indess eine durchaus falsche. Die Semstwo ist eine neue Einrichtung, die vor etwa zehn Jahren durch autokratische Gewalt geschaffen wurde; dieselbe bildet den neuesten Versuch, die Pflichten der kaiserlichen Behörden durch

lokale Selbstverwaltung zu erleichtern und etwaigen Missbräuchen zu steuern.

Wie so kam es denn, könnte man fragen, dass die autokratische Regierung, welche, wie man annimmt, eine abergläubische Furcht vor parlamentarischen Einrichtungen hegt, freiwillig in jedem Kreise und in jeder Provinz eine Einrichtung in's Leben rief, die nicht nur parlamentarisch, sondern in hohem Grade demokratisch ist? Um diesen sonderbar erscheinenden Widerspruch zu erklären, muss ich versuchen, den Leser in die Geheimnisse der Entstehung der russischen Gesetze einzuweißen.

Wenn ein Minister dafür hält, dass eine, zu seinem Ressort gehörige Einrichtung einer Verbesserung bedürfe, so überreicht er dem Kaiser einen formellen, ausführlichen Bericht über den Gegenstand. Geht Seine Majestät auf den Antrag ein, so wird die Bildung einer Kommission befohlen, welche die Frage in Erwägung zu ziehen und einen definitiven Plan auszuarbeiten hat. Die Kommission tritt zusammen und geht bei der Arbeit auf eine anscheinend höchst gründliche Weise vor. Dieselbe studirt zunächst die Geschichte der betreffenden Einrichtung in Russland von den frühesten Zeiten her, oder vielmehr sie hört ein Essay über den Gegenstand an, welches von irgend einem Beamten, der eine Vorliebe für geschichtliche Studien hat und einen angenehmen Stil schreibt, speziell für die Gelegenheit ausgearbeitet wird. Der nächste Schritt besteht, — um eine Phrase anzuwenden, die in den Protokollen derartiger Kommissionen häufig vorkommt — darin, „das Licht der Wissenschaft über die Frage zu verbreiten“, (*prolitj na djälo sswät nauki*). Zum Zwecke dieser wichtigen Verrichtung wird eine Denkschrift ausgearbeitet, welche die Geschichte ähnlicher Einrichtungen in fremden Ländern und eine weitläufige Auseinandersetzung zahlreicher Theorien enthält, die französischen und deutschen philosophischen Werke entnommen wurden. Es wird häufig für nothwendig gehalten, dass diese Denkschriften alle europäischen Länder ausser der Türkei enthalten, und zuweilen werden die kleinen deutschen Staaten und einige Kantone der Schweiz für sich behandelt.

Man gestatte mir, ein Beispiel dieser wunderbaren Leistungen anzuführen. Ich greife fast auf's Gerathewohl aus dem vor mir liegenden Stosse derartiger Manuscripte eines heraus. Es ist

eine Denkschrift über eine vorgeschlagene Reform der Wohlthätigkeitsanstalten. Zuerst finde ich eine philosophische Erörterung über Wohlthätigkeit im Allgemeinen; dann folgen einige Bemerkungen über den Talmud und den Koran; dann eine Hinweisung auf die Behandlung der Armen in Athen nach dem peloponnesischen Kriege und in Rom zur Kaiserzeit, darauf einige oberflächliche Bemerkungen über das Mittelalter, mit einem Zitat, das augenscheinlich lateinisch sein soll; endlich folgt ein Abriss der Armengesetzgebung der neueren Zeit, in welchem u. A. vorkommt: die anglo-sächsische Herrschaft, König Egbert, König Ethelred, ein hervorragendes Werk über isländische Gesetze unter dem Titel: Hragas; Schweden und Norwegen, Frankreich, Holland, Preussen und beinahe alle die kleinen deutschen Staaten. Das Wunderbarste dabei ist, dass diese ganze Masse historischer Kenntnisse, die sich vom Talmud bis auf die neueste Gesetzgebung von Hessen-Darmstadt erstrecken, auf 21 Oktav-Seiten zusammengedrängt ist. Der theoretische Theil der Denkschrift ist nicht minder reichhaltig. Viele geachtete Namen aus der Literatur Deutschlands, Frankreichs und Englands werden mit Gewalt hineingezogen; und die allgemeine Schlussfolgerung, die aus dieser Masse rohen, unverdauten Materials gezogen wird, betrachtet man als „die letzten Resultate der Wissenschaft“.

Hegt etwa der Leser den Argwohn, dass ich einen seltenen Ausnahmefall gewählt habe? Wenn ja, so wollen wir die nächste Handschrift im Stosse nehmen. Dieselbe bezieht sich auf eine Gesetzvorlage über Verhaftung wegen Schulden. Auf der ersten Seite finde ich Hinweisungen auf die salischen Gesetze des fünften Jahrhunderts und die „Assisen von Jerusalem a. d. 1099.“ Das ist, glaube ich, hinreichend. Ein erfahrener Freund, der mir zur Seite sitzt, gibt mir die Versicherung, dass das Beispiel, das ich gewählt habe, sehr charakteristisch sei. Gehen wir also zum nächsten Schritt über.

Nachdem auf diese Weise die Quintessenz menschlicher Weisheit und Erfahrung gewonnen worden ist, überlegt die Kommission, wie das werthvolle Produkt auf Russland anzuwenden sei, um es mit den bestehenden Verhältnissen und den lokalen Eigenthümlichkeiten in Uebereinstimmung zu bringen. Für Menschen praktischen Sinnes ist dieses natürlich der wich-

tigste Theil der Operation, aber die russischen Gesetzgeber schenken demselben verhältnissmässig wenig Beachtung. Sehr häufig habe ich diesen Theil der Akten aufgeschlagen, um mich über den gegenwärtigen Zustand des Landes belehren zu lassen, und jedesmal bin ich schmerzlich enttäuscht worden. Oberflächliche, allgemeine Phrasen, die eher auf Voreingenommenheit, als auf Beobachtung zurückzuführen sind, zusammen mit einigen statistischen Tabellen — die ein vorsichtiger Forscher wie einen Hinterhalt meiden sollte — sind nur zu häufig Alles, was man findet. Durch den dünnen Schleier der Pseudo-Gelehrsamkeit treten die eigentlichen Thatsachen ziemlich klar zu Tage. Diese philosophischen Gesetzgeber, welche ihr ganzes Leben in der offiziellen Atmosphäre St. Petersburgs zugebracht haben, besitzen nur eine höchst oberflächliche Kenntniss von ihrem Vaterlande, und können darüber nichts aus den gelehrten deutschen Werken schöpfen, welche eine unbeschränkte Menge geschichtlicher Thatsachen und philosophischer Theorien liefern.

Von der Kommission geht das Projekt an den Reichsrath, wo dasselbe geprüft, kritisirt und vielleicht umgeändert wird, aber es wird dadurch wahrscheinlich nicht sehr gewinnen, denn die Mitglieder des Rathes sind nur ci-devant Mitglieder von Kommissionen, die durch ein Paar weitere Jahre dienstlicher Routine gehärtet worden sind. Der Reichsrath ist in Wirklichkeit eine Versammlung von Beamten, die wenig von den praktischen täglichen Bedürfnissen der nichtamtlichen Stände wissen. Kein Kaufmann, Fabrikant oder Landwirth überschreitet je seine geheiligte Schwelle, so dass seine bureaukratische Ruhe nie durch praktische Einwendungen gestört wird.

Die im Jahre 1859 ernannte Kommission zur „Herbeiführung grösserer Einheit und Unabhängigkeit bei der lokalen wirthschaftlichen Verwaltung“ ging auf eine weniger überspannte Weise vor, wie die beiden vorhin erwähnten Kommissionen. Obschon einige Bemerkungen über die früheste Periode der russischen Geschichte gemacht wurden, so blieben doch Talmud und Koran unerwähnt und man hatte nicht versucht, die lokale Verwaltung Athens nach dem peloponnesischen Kriege zu erläutern. Sogar die „leges Barbarorum“ und die „Assisen Jerusalems“ hatte man in Ruhe gelassen. Aber der in der Kommission herrschende Geist war wesentlich bureaukratisch und die Methode

des Geschäftsganges war dieselbe, welche ich beschrieben habe. Das erklärt viele Eigenthümlichkeiten der neuen Semstwo-einrichtungen.

Das von der Kommission ausgearbeitete Gesetz wurde im Januar des Jahres 1864 veröffentlicht und rief ungewöhnliche Erwartungen hervor. Zu jener Zeit wurden alle möglichen Einrichtungen von einem grossen Theile der russischen gebildeten Stände nach einem einfachen, bequemen Maassstabe geprüft. Sie nahmen als selbstverständliches Axiom an, dass die Vortrefflichkeit einer Einrichtung stets im Verhältniss zu ihrem „liberalen“ und demokratischen Charakter stehen muss. Die Frage, in wie weit dieselbe sich den bestehenden Verhältnissen und dem Volkscharakter anpasste, und ob sie nicht, wenngleich an und für sich bewunderungswürdig, für das zu Erreichende zu kostspielig sei, kam wenig in Betracht. Jede Einrichtung, die auf dem „Wahlssystem“ beruhte und eine Arena für freie öffentliche Besprechung versprach, wurde von vorn herein gut aufgenommen, und die Semstwo erfüllte diese Bedingungen,

Die gespannten Erwartungen waren verschiedener Art. Leute, die mehr an politischen als an wirthschaftlichen Fortschritt dachten, sahen in der neuen Einrichtung die Grundlage unbeschränkter volksthümlicher Freiheit. Wenn in England die lokale Selbstverwaltung, trotz ihres ausschliesslich aristokratischen Charakters, politische Freiheit geschaffen und erhalten hatte, wie das von mehreren gelehrten Deutschen bewiesen worden war, wie viel mehr dürfe man von einer Einrichtung erwarten, die so viel liberaler und demokratischer sei? In England hat es nie Provinzialparlamente gegeben, und die lokale Verwaltung ist immer in den Händen der grossen Grundeigenthümer gewesen; während in Russland jeder Kreis eine gewählte Versammlung haben würde, in welcher der Bauer mit den reichsten Gutsbesitzern gleichberechtigt sein sollte. Andere hingegen, denen der wirthschaftliche Fortschritt mehr als der politische am Herzen lag, erwarteten, dass die Semstwo das Land bald mit guten Wegen, sicheren Brücken, zahlreichen Dorfschulen, gut ausgerüsteten Krankenhäusern und allen übrigen zur Zivilisation gehörenden Einrichtungen versehen würde. Sie müsste den Ackerbau vervollkommen, Handel und Industrie entwickeln und die Lage der Bauern verbessern. Der sorglose Gleichmuth

des Provinziallebens und die althergebrachte Gleichgültigkeit gegen öffentliche Angelegenheiten würden nun, so glaubte man, vertrieben werden; und in der Erwartung dieses Umschwunges brachten patriotische Mütter ihre Kinder in die Versammlungen, um sie von früher Jugend daran zu gewöhnen, sich für das Allgemeinwohl zu interessiren.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, dass diese ausserordentlichen Erwartungen sich nicht verwirklicht haben. Die Regierung hatte nicht die Absicht, der neuen Einrichtung irgend eine politische Bedeutung zu gewähren, und zeigte sehr bald, dass sie den Versammlungen auch nicht einmal gestatten würde, durch Bittschriften und politische Agitationen einen moralischen Druck auszuüben. Sobald es offenbar wurde, dass die Semstwo von St. Petersburg eine politische Rolle spielen wollte, wurde die Versammlung sofort auf kaiserlichen Befehl geschlossen, und mehrere der leitenden Mitglieder mussten für einige Zeit die Hauptstadt verlassen.

Sogar in ihrem eigenen gesetzlich bestimmten Bereiche hat die Semstwo nicht erfüllt, was man von ihr erwartete. Das Land ist nicht mit einem Netze makadamisirter Wege überzogen worden und die Brücken sind keineswegs so ungefährlich, wie es zu wünschen wäre; es gibt noch wenig Dorfschulen, und die Zahl der Krankenhäuser ist noch gering. Es ist wenig oder nichts für die Entwicklung des Handels und Gewerbes gethan worden, und die Dörfer sind zum grossen Theile geblieben, was sie unter der früheren Verwaltung waren. Inzwischen sind die Lokalabgaben mit erschreckender Schnelligkeit gestiegen, und Viele wollen aus alledem den Schluss ziehen, dass die Semstwo eine werthlose Einrichtung sei, welche die Steuern erhöht hat, ohne dem Lande irgend welchen entsprechenden Nutzen zu gewähren.*)

Wenn wir bei Beurtheilung der Semstwo die im Anfange gehegten übertriebenen Erwartungen als Maassstab annehmen, so sind wir vielleicht geneigt, diese Schlussfolgerung als richtig anzusehen; aber dieses würde nichts weiter besagen, als dass die Einrichtung keine Wunder gewirkt hat. Russland ist viel

*) Die Summe der Abgaben für dreissig Provinzen stieg im Laufe von drei Jahren von 5,186,302 Rubel auf 14,569,567 Rubel.

ärmer und viel weniger dicht bevölkert, als die vorgeschritteneren Länder, welche es sich zum Muster nimmt. Die Voraussetzung, dass durch eine Reform in der Verwaltung alle jene Bequemlichkeiten, die vorgeschrittenere Völker geniessen, sofort geschaffen werden könnten, war ebenso thöricht, als wollte man annehmen, dass ein armer Mann sogleich einen prächtigen Palast erbauen könne, weil er von einem reichen Nachbarn die nöthigen Baupläne erhalten hat. Nicht nur Jahre, sondern Menschenalter müssen vergehen, ehe Russland sich das Aussehen Deutschlands, Frankreichs oder Englands aneignen kann. Die Umwandlung kann durch die Regierung beschleunigt oder verzögert werden, aber dieselbe konnte nicht plötzlich stattfinden, selbst wenn die vereinigte Weisheit aller Philosophen und Staatsmänner Europa's verwendet würde, um zu diesem Zwecke Gesetze zu schaffen.

Die Semstwo hat übrigens mehr gethan, als die Mehrzahl ihrer Kritiker annimmt. Zunächst erfüllt sie ihre gewöhnlichen alltäglichen Pflichten in ziemlich befriedigender Weise, und Erpressungen und Unterschleif kommen bei ihr selten vor. Zweitens hat sie den Zustand der Kranken- und Irrenhäuser und anderer Wohlthätigkeitsanstalten, die ihrer Obhut anvertraut sind, bedeutend vervollkommnet; auch hat sie, wenn man die geringen verfügbaren Mittel in Betracht zieht, sehr viel für die Verbreitung der Volksbildung gethan durch die Gründung von Dorfschulen und einiger Seminarien zur Heranbildung von Schullehrern. Das Seminar bei Nowgorod habe ich reichlich Gelegenheit gehabt zu beobachten, und ich kann von ihm und seinem Direktor, Baron Kosenski, nur mit der höchsten Anerkennung sprechen. Drittens hat die Semstwo eine neue und gerechtere Steuerumlegung herbeigeführt, wodurch die Gutsbesitzer und Hauseigenthümer zur Tragung ihres Antheils an den allgemeinen Lasten herangezogen werden. Endlich hat sie ein System gegenseitiger Feuerversicherung für die Dorfbewohner in's Leben gerufen; diese Einrichtung ist höchst werthvoll in einem Lande wie Russland, wo die grosse Mehrzahl der Bauern in Holzhäusern wohnt und Feuersbrünste häufig vorkommen.*)

*) Im Jahre 1868 beliefen sich die Gesamt-Einnahmen der Semstwo's von 30 Provinzen, die eine sechsmal so grosse Fläche als

Trotz dieser bedeutenden Erfolge ist nicht zu läugnen, dass die Semstwo sich gegenwärtig in einer ziemlich kritischen Lage befindet. Das allgemeine Vertrauen zu ihr ist verloren gegangen, und es machen sich bereits einige Anzeichen der Ermattung bemerkbar. Diese Thatsache wird von Allen als richtig anerkannt, und die besten Autoritäten stimmen fast in ihren Anschauungen über die Ursache dieser Erscheinung überein. Die Regierung fasste, so sagen sie, in einem Augenblicke von Enthusiasmus den Plan, dem Volke lokale Selbstverwaltung zu gewähren, aber schreckte nachher vor den möglichen Folgen zurück und legte der jungen Einrichtung schwere Fesseln an. Die Versammlungen mussten die Adelsmarschälle als Vorsitzende annehmen. Man errichtete eine Schranke für die Besteuerung von Handel und Gewerbe, wodurch die handeltreibende Klasse jedes Interesse an den Verhandlungen verlor. Die Oeffentlichkeit, die man den Versammlungen zuerst bewilligt hatte, wurde später dadurch eingeschränkt, dass die Gouverneure der Provinzen das Recht erhielten, die Veröffentlichung der Protokolle und anderer Aktenstücke zu verbieten. Diese Einschränkungen nun, so heisst es, haben jedes freie, thatkräftige Vorgehen unmöglich gemacht.

Wir haben hier eine Erklärung, die vollständig mit russi-

Grossbritannien und Irland einnehmen nur etwa auf 40 Millionen Mark. Diese Summe wurde wie folgt verausgabt:

	<i>Rubel.</i>	<i>Proz.</i>
1) Häuser für die Polizei und andere kaiserliche Beamte	669,719 =	4,6
2) Truppen-Quartiere	118,080 =	0,8
3) Beförderungsmittel für die Polizei und andere Beamte	2,485,973 =	17,0
4) Besondere Verwaltungsausgaben für Bauern-Angelegenheiten	2,160,258 =	14,9
5) Friedensrichter-Aemter	1,925,388 =	13,2
6) Wege und Brücken	1,906,777 =	13,1
7) Gesundheitliche Angelegenheiten (Aerzte, Krankenhäuser etc.)	1,204,162 =	8,3
8) Volks-Bildung	739,858 =	5,1
9) Schulden-Abzahlung und Verschiedenes.	562,991 =	3,8
10) Verwaltungskosten der Semstwo	2,797,360 =	19,2
<i>Semstwo post ?</i>	<u>14,569,567 =</u>	<u>100,0.</u>

schen Begriffen und russischer Denkungsart in Einklang steht. Wenn in Russland irgend etwas nicht einschlägt, so ist stets die Neigung vorhanden, anzunehmen, dass die Regierung die Schuld trägt, und von St. Petersburg erwartet man das Heilmittel. Da die Regierung bestrebt ist, Alles zu überwachen, so ist diese Neigung ganz natürlich, aber die dadurch entstandene Erklärung mit Bezug auf die Semstwo ist nicht ganz zufriedenstellend. Zwar ist es unläugbar, dass ihre Freiheit des Handelns beträchtlich eingeschränkt worden ist, auch ist es gleichfalls unbestreitbar, dass eine Einrichtung, die so leicht unterliegt, sehr wenig wahre Lebensfähigkeit in sich hat. Nach meiner Ansicht liegt die Erschöpfung und Mattigkeit, welche die Semstwo gegenwärtig zeigt, viel tiefer, dieselbe muss in einer der wesentlichen Eigenthümlichkeiten des russischen Volkslebens gesucht werden. Dieses lässt sich am besten deutlich machen, indem wir die russischen und britischen Methoden, neue Einrichtungen zu schaffen, einander gegenüberstellen.

Es ist ein hervortretender Zug in dem englischen politischen Leben, dass alle Einrichtungen aus wirklichen, praktischen Bedürfnissen hervorgegangen sind, die von einem grossen Theile der Bevölkerung empfunden wurden. Vorsichtig und konservativ in Allem, was das Gemeinwohl betrifft, betrachten die Engländer Veränderung als ein nothwendiges Uebel, und schieben den bösen Tag so lange als möglich hinaus, obgleich sie vielleicht überzeugt sind, dass derselbe unvermeidlich kommen muss. In Folge dessen sind Mängel der Verwaltung den Mitteln, dieselben zu befriedigen, stets voraus, und sobald diese Mittel vorhanden sind, finden sie sogleich durchgreifende Verwendung. Auch die Art der Beschaffung der betreffenden Mittel ist bei den Briten eigenthümlich. Anstatt tabula rasa zu machen und von Grund auf zu beginnen, benutzen sie bis zum Aeussersten Alles, was sie zufällig bereits besitzen und fügen nur das hinzu, was unumgänglich nothwendig ist. Sie bessern, so zu sagen, ihr politisches Gebäude aus und erweitern dasselbe nach den wechselnden Erfordernissen ihrer Lebensart, ohne dabei viel auf abstrakte Grundsätze oder etwaige Möglichkeiten der fernen Zukunft zu achten. Das Gebäude ist vielleicht ein ästhetisches Monstrum, das zu keinem Baustil gehört und philosophische Kunstkritiker würden dasselbe wahrscheinlich verdammen; aber es entspricht

allen unseren Bedürfnissen, und jeder Winkel und jede Ecke wird benutzt.

Die politische Geschichte Russlands während der letzten beiden Jahrhunderte ist eine ganz andere gewesen. Man kann dieselbe kurz als eine Reihe von friedlichen Revolutionen bezeichnen, die durch die autokratische Gewalt ausgeführt wurden. Jeder junge thatkräftige Monarch hat es versucht, eine neue Epoche herbeizuführen, indem er das Verwaltungssystem nach den anerkannt besten ausländischen wissenschaftlichen Grundsätzen der Zeit durchweg umgestaltete. Neue Einrichtungen konnten nicht aus dem Volksbedürfnisse hervowachsen, sondern dieselben wurden von bureaukratischen Theoretikern erfunden, um Bedürfnisse zu befriedigen, von denen das Volk noch Nichts wusste. Die Verwaltungsmaschine konnte deshalb wenig oder gar keine bewegende Kraft vom Volke herleiten, dieselbe wurde vielmehr stets allein durch die Macht der Zentralbehörde in Bewegung gehalten. Unter diesen Umständen konnte es nicht überraschen, dass die wiederholten Versuche der Regierung, durch die Einrichtung von lokaler Selbstverwaltung die Bürden der zentralisirten Verwaltung zu erleichtern, äusserst erfolglos geblieben waren.

Allerdings bot die Semstwo bessere Aussichten auf Erfolg, als irgend eine frühere Einrichtung. Ein grosser Theil der Adeligen hatte die Nothwendigkeit eingesehen, das Verwaltungssystem zu vervollkommen, und das allgemeine Interesse an öffentlichen Dingen war viel stärker als zu irgend einer früheren Zeit. Daher entstand zuerst eine Periode der Begeisterung, während welcher man grosse Vorbereitungen für spätere Thätigkeit machte und nicht wenig wurde wirklich ausgeführt. Die Einrichtung hatte den ganzen Reiz der Neuheit und die Mitglieder fühlten, dass die Blicke des Publikums auf sie gerichtet waren. Eine Zeit lang ging Alles gut, und die Semstwo war so von ihrer eigenen Thätigkeit eingenommen, dass die satirischen Blätter sie mit Narziss verglichen, der sein eigenes Bildniss bewundert, das sich in einer Pfütze widerspiegelt. Aber nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, und das Publikum seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet hatte, verbrauchte die krampfhafte Energie und viele der thätigsten Mitglieder sahen sich nach einer einträglicheren Stellung um. Die-

selbe war unschwer zu finden, denn damals war eine ungewöhnliche Nachfrage nach fähigen, thatkräftigen und gebildeten Leuten. Mehrere Zweige der Zivilverwaltung wurden reorganisirt und Eisenbahnbanken und Aktiengesellschaften entstanden in grosser Anzahl. Mit diesen zu konkurriren wurde der Semstwo sehr schwer. Sie konnte weder wie die kaiserlichen Behörden Pensionen, Dekorationen und Aussichten auf Beförderung bieten, noch war es ihr möglich, so hohe Gehälter wie die kaufmännischen Gesellschaften zu bezahlen. Die Folge von alledem war, dass die Qualität der Exekutivbureaux sich in dem Maasse verschlechterte, wie das allgemeine Interesse an der Einrichtung abnahm.

Diese Thatsache muss angeführt werden, weil dieselbe dazu beigetragen hat, jene Mattigkeit hervorzubringen, an der die Semstwo gegenwärtig krankt. Dieselbe bildet indess nicht die Hauptursache. Die Mattigkeit hat sich unter den Abgeordneten und dem Publikum genau so stark gezeigt, als in den permanenten Exekutivbureaux. Die Hauptursache liegt darin, dass ein sehr geringer Theil des Volkes den Mangel jener Dinge stark empfindet, welche die Semstwo beschaffen soll. Nehmen wir z. B. eins der nothwendigsten Dinge. Dass gute Wege zur Entwicklung der nationalen Hilfsquellen vorhanden sein müssen, weiss jeder Russe, der als gebildet gelten will, aber sehr wenige der aufgeklärten Abgeordneten, welche gelegentlich dieser Wahrheit Ausdruck geben, fühlen die Nothwendigkeit, gute Wege in ihrem eigenen Kreise zu haben, im gleichen Sinne, wie sie das Bedürfniss fühlen, Karten zu spielen. Das eine ist eine theoretische, das andere eine praktische Nothwendigkeit. Erst wenn die Gutsbesitzer erlernt haben, genau Buch zu führen, und entdecken, dass eine bestimmte auf Wegeverbesserungen verwendete Summe Geldes durch die Verminderung der Transportkosten mehr als aufgewogen wird, erst dann und nicht früher werden die Wegekommisionen thatkräftig eingreifen können. Dieselbe Bemerkung lässt sich *mutatis mutandis* auf alle anderen Zweige der lokalen Selbstverwaltung anwenden.

Um den wesentlich unpraktischen Charakter der Einrichtung zu erläutern, will ich einen Vorfall beschreiben, dessen Zeuge ich einst in einer Kreisversammlung war. Als der Versammlung die Vorlage über Elementarschulen unterbreitet wurde, erhob

sich ein einflussreiches Mitglied und machte den Vorschlag, sogleich Schulzwang im ganzen Bezirke einzuführen. So sonderbar es auch erscheinen mag, der Antrag wäre beinahe durchgegangen, obgleich alle anwesenden Mitglieder wussten — oder wenigstens wissen konnten, wenn sie sich die Mühe gegeben hätten, nachzufragen — dass die bestehende Anzahl von Schulen hätte zwanzig Mal vergrössert werden müssen, und dass die örtlichen Abgaben schon sehr hohe waren. Um seinen Ruf für Liberalismus zu bewahren, schlug das ehrenwerthe Mitglied ferner vor, dass, obschon das System ein obligatorisches sein sollte, keine Geldbussen, Strafen oder ähnliche Zwangsmittel angewendet werden sollten. Er liess sich nicht herbei, zu erklären, wie ein System obligatorisch sein könne, ohne irgend welche zwingende Mittel anzuwenden. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, gab einer seiner Anhänger der Versammlung anheim, man solle die Bauern, welche ihre Kinder nicht zur Schule schickten, von den Gemeinde-Aemtern ausschliessen; aber dieser Vorschlag rief nur Gelächter hervor, denn vielen Abgeordneten war es bekannt, dass die Bauern diese vermeintliche Strafe als ein werthvolles Vorrecht ansehen würden. Und während diese Diskussion über ein ideales System von Schulzwang vorging, war die Strasse vor den Fenstern des Sitzungszimmers mit einer fast zwei Fuss tiefen Schmutzschicht bedeckt! Die übrigen Strassen waren in ähnlichem Zustande; und eine grosse Anzahl der Mitglieder verspätete sich stets, weil es beinahe unmöglich war, zu Fusse zu kommen und es in der Stadt nur ein öffentliches Fuhrwerk gab. Viele Mitglieder hatten glücklicherweise ihre eigenen Wagen, aber selbst mit diesen war das Vorwärtskommen keineswegs leicht. Eines Tages stürzte die Tarantass eines Mitgliedes auf der Hauptfahrstrasse um, und der Besitzer wurde in den Schmutz geschleudert.

Ich könnte viele kleine Mängel der Semstwo in ihrem jetzigen Zustande beschreiben, aber ich halte es für unbillig, eine junge Einrichtung strenge zu kritisiren, die von guten Absichten beseelt ist und bei der Irrthümer meist aus Unerfahrenheit vorkommen. Mit allen ihren Mängeln und Irrthümern ist sie unendlich besser als die Institutionen, welche derselben vorhergingen. Wenn wir sie mit früheren Versuchen, lokale Selbstverwaltung zu schaffen, vergleichen, so müssen wir zu-

geben, dass die Russen in ihrer politischen Bildung grosse Fortschritte gemacht haben. Wie ihre Zukunft sein wird, wage ich nicht vorauszusagen. Ich neige zu der Annahme, dass sie ihren jetzigen lethargischen Zustand überstehen und allmählich neue, gesunde Lebenskraft erwerben wird, so wie das Volk mehr und mehr dahingelangen muss, die Nothwendigkeit der Dinge zu fühlen, welche die Semstwo beschaffen soll. Sie kann indess möglicherweise aus Entkräftung auf ewig einschlummern, oder durch einen neuen Ausbruch reformirenden Enthusiasmus weggefegt werden, ehe sie Zeit gehabt hat, tiefe Wurzeln zu schlagen. Jemand hat ganz richtig gesagt, die Zeit zeigt wenig Achtung vor Werken, die ohne ihre Beihülfe entstanden sind; und nirgends finden wir so viele Beispiele zu diesem Auspruche als in Russland, wo Einrichtungen emporschiessen wie Jonas' Kürbiss, und ebenso schnell wieder vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Fünfzehntes Kapitel.

Grundherren von der alten Schule.

Russische Gastfreundschaft. — Ein Landhaus. — Beschreibung seines Eigenthümers. — Sein Leben: Vergangenheit und Gegenwart. — Winterabende. — Bücher. — Verbindung mit der Aussenwelt. — Der Krimkrieg und die Befreiung von der Leibeigenschaft. — Ein dem Trunke ergebener, heruntergekommener Gutsbesitzer. — Ein alter General und seine Frau. — „Namenstage.“ — Ein sagenhaftes Ungeheuer. — Ein ehemaliger Richter. — Ein gewandter Schreiber. — Gesellschaftliche Nachsichtigkeit. — Ursachen des Sittenverfalls.

Unter allen fremden Ländern, die ich bereist habe, gebührt unzweifelhaft Russland die Palme in Allem, was Gastfreundschaft angeht. In jedem Frühling befand ich mich im Besitze einer grossen Anzahl Einladungen von Gutsbesitzern in verschiedenen Theilen des Landes — weit mehr, als ich überhaupt annehmen konnte — und einen grossen Theil des Sommers wanderte ich gewöhnlich von einem Landhause zum anderen. Ich habe nicht die Absicht, den Leser zu bitten, mich auf diesen Fahrten zu begleiten, — denn obgleich dieselben in Wirklichkeit sehr angenehm waren, könnten sie doch in der Beschreibung langweilig ausfallen — sondern ich möchte ihm ein ungefähres Bild von den russischen Grundbesitzern liefern und werde zu dem Zwecke einige typische Beispiele dieser Menschenklasse herausgreifen.

Man findet unter den russischen Gutsbesitzern fast alle menschlichen Stände vertreten, von dem reichen Magnaten, der mit allem überfeinerten Luxus westeuropäischer Zivilisation umgeben ist, bis auf den ärmlichen, schlecht gekleideten, unwissenden Eigenthümer weniger Morgen Landes, die ihn kümmerlich mit des Lebens Nothdurft versorgen. Nehmen wir zunächst einige Beispiele aus den mittleren Klassen.

In einer Provinz Mittel-Russlands, nicht weit vom Ufer eines trägen, sich schlängelnden Flusses, steht eine unregelmässige Gruppe hölzerner Gebäude; dieselben sind alt, unangestrichen, von der Zeit geschwärzt; die hohen Dächer laufen spitz zu und sind aus moosbedeckten Brettern zusammengesetzt. Das Hauptgebäude ist ein langes, einstöckiges Wohnhaus, das rechtwinkelig zur Strasse gewendet steht. Vor dem Hause finden wir einen geräumigen verwahrlosten Hof und an der Rückseite einen ebenso ausgedehnten, schattigen Garten, in welchem menschliche Kunst einen schwachen Kampf gegen die üppig wuchernde Natur unterhält. Auf der andern Seite des Hofes, gegenüber der Hauptthür — oder vielmehr Thüren, denn es sind zwei vorhanden — stehen die Ställe, Heuschuppen und Kornscheune und nahe bei dem Ende des Hauses, das vom Wege am weitesten abliegt, befinden sich zwei kleinere Häuser, wovon das eine als Küche und das andere als Ludskaja, d. h. Leute- oder Dienstboten-Wohnung dient. Hinter diesen bemerken wir, durch eine Reihe Lindenbäume, eine zweite Gruppe von der Zeit geschwärzter Holzgebäude, in einem noch verfallenerem Zustande. Das ist der Meierhof.

Die Lage dieser Gebäude zeigt entschieden wenig Symmetrie, aber in dem anscheinenden Chaos ist dennoch eine gewisse Ordnung und Absicht erkennbar. Alle Gebäude, in denen Oefen überflüssig sind, stehen in einer beträchtlichen Entfernung vom Wohnhaus und der Küche, die einer Feuersbrunst mehr ausgesetzt sind; und die Küche steht deshalb abseits, weil der Kuchendunst nicht angenehm ist und während der Leibeigenschaft Leute genug da waren, um hin und her zu laufen. Der Plan des Hauses ist gleichfalls nicht ohne eine gewisse Bedeutung. Die strenge Trennung der Geschlechter, welche einen charakteristischen Zug der alten russischen Gesellschaft bildete, ist längst verschwunden, aber den Einfluss dieser Sitte kann man in den Häusern, die nach dem alten Muster gebaut sind, noch bemerken. Das betreffende Haus ist ein derartiges und besteht folglich aus drei Abtheilungen, am einen Ende befinden sich die männlichen Wohnräume, am andern die weiblichen Gemächer, und in der Mitte das neutrale Gebiet, welches das Esszimmer und den Salon enthält. Diese Einrichtung hat ihre Bequemlichkeiten und erklärt die Thatsache, dass das Haus zwei

Vorderthüren hat. An der Rückseite befindet sich eine dritte Thür, die von dem neutralen Gebiete auf eine geräumige Veranda führt, von welcher aus man den Garten überblickt.

Hier lebt und lebte seit vielen Jahren Iwan Iwanowitsch K., ein Edelmann von der alten Schule und in seiner Weise ein sehr würdiger Mann. Betrachten wir ihn, wie er in seinem behaglichen Lehnstuhl sitzt, mit seinem weiten Schlafrock, der ihn lose umhüllt und seiner langen türkischen Pfeife in der Hand, so können wir ungefähr schliessen, wess Geistes Kind er ist. Die Natur begabte ihn mit starken Knochen und breiten Schultern und hatte ihn offenbar zu einem Manne mit grosser Muskelkraft bilden wollen, aber er hat diese wohlmeinende Absicht zu vereiteln gewusst und besitzt jetzt mehr Fett als Muskeln. Sein kurzgeschorenes Haupt ist kugelrund, und seine Gesichtszüge sind plump und schwerfällig, aber die Schwerfälligkeit wird durch einen Ausdruck ruhiger Zufriedenheit und unerschütterlicher Gutmüthigkeit gemildert, die sich bisweilen zu einem breiten Lächeln verklärt. Sein Gesicht gehört zu denen, auf welchen keine mimische Kunst einen Ausdruck der Sorge und Angst hervorbringen könnte, und man kann es deshalb nicht tadeln, denn so etwas ist nie von ihm verlangt worden. Aehnlich wie andere Sterbliche hat auch er zuweilen kleine Aergernisse zu erdulden, und bei solchen Gelegenheiten funkeln seine kleinen grauen Augen und sein Gesicht wird mit einer karmoisinrothen Gluth übergossen, die einen Schlaganfall befürchten lässt, aber Missgeschick hat ihn nie so stark erfassen können, um ihn verstehen zu machen, was Worte wie „Sorge und Angst“ bedeuten. Von Kampf, Enttäuschung, Hoffnung und allen anderen Gefühlen, die dem menschlichen Leben ein dramatischss Interesse verleihen, weiss er wenig vom Hörensagen und nichts aus Erfahrung. Er hat in Wirklichkeit immer ausserhalb jenes Kampfes um's Dasein gelebt, welchen neuere Philosophen als das Gesetz der Natur verkündigen.

Etwa vor sechszig Jahren wurde Iwan Iwan'itsch in dem Hause geboren, wo er noch jetzt lebt. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Ortsgeistlichen und darauf wurde der Sohn eines Diakonus sein Lehrer, welcher in dem geistlichen Seminar seine Studien gemacht hatte. Von Beiden war er mit äusserster Nachsicht behandelt worden; er lernte daher soviel als er selbst

für gut hielt. Kein Wunder, dass er das Schlussexamen nicht bestehen konnte. Sein Vater hatte gewünscht, ihn ernstlich lernen zu lassen, aber die Mutter fürchtete, dass das Studium seiner Gesundheit schädlich sei, und gab ihm deshalb in jeder Woche mehrere freie Tage. So kam es, dass er erst schwach mit den Elementarbegriffen der Arithmetik vertraut war, als ihm eines Tages sein Vater erklärte, er sei nun bereits achtzehn Jahre alt und müsse sofort in Dienst treten. Aber welche Art von Dienst? Iwan hatte keine natürliche Neigung zu irgend einer Art von Thätigkeit. Das Projekt, als „Junker“ in ein Kavallerie-Regiment einzutreten, dessen Oberst ein alter Freund seines Vaters war, gefiel ihm durchaus nicht. Er mochte den Militärdienst nicht und hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Aussicht, ein Examen bestehen zu müssen. Während er sich daher anscheinend der väterlichen Macht unbedingt unterwarf, bewog er seine Mutter, den Plan zu hintertreiben.

Die Verlegenheit Iwan's bestand in Folgendem: er wäre gerne in Dienst getreten, um den offiziellen Rang zu erlangen, den jeder russische Adelige zu besitzen wünscht, gleichzeitig wäre er jedoch nach seiner Mutter Wunsch und seiner eigenen Geschmacksrichtung gerne zu Hause geblieben, um seine sorglose Lebensweise fortzusetzen. Aus dieser schwierigen Lage befreite ihn der Adelsmarschall, der eines Tages zufällig vorsprach und den Vorschlag machte, ihn als Sekretär in die Dworjanskaja Opéka (Adelige Vormundschaft) einschreiben zu lassen. Dieses Bureau hat die Aufgabe, die Güter Minderjähriger zu verwalten. Alle Pflichten dieses ihm angetragenen Amtes konnten durch einen bezahlten Sekretär erfüllt werden, und der nominelle Amtsinhaber wurde dabei in den reglements-mässigen Zwischenräumen befördert, wie ein wirklicher Beamter. Dieses entspricht Iwan's Wünschen vollkommen. Er nahm das Anerbieten begierig an und erlangte nach Verlauf von sieben Jahren, ohne jegliche Anstrengung seinerseits, den Rang eines „Kollegien-Sekretärs“, der dem Hauptmann zweiter Klasse im Militärwesen entspricht. Um höher zu steigen, hätte er sich eine Stelle suchen müssen, die nicht von einem bezahlten Miethling versehen werden konnte; er entschloss sich also, auf seinen leicht erworbenen Lorbeern auszuruhen und reichte seinen Abschied ein.

Gleich nach Beendigung seines dienstlichen Lebens fing sein Eheleben an. Noch bevor seine Verabschiedung erfolgt war, sah er sich plötzlich eines Morgens auf dem besten Wege zur Verheirathung. Auch hierbei war von seiner Seite nichts geschehen. Das „Hangen und Bangen“, das bei gewöhnlichen Sterblichen mit Verlobung etc. stets verbunden ist, hatte er nie gespürt. Er brauchte nicht einmal einen Antrag zu machen. Die ganze Sache wurde von seinen Eltern besorgt, welche ihrem Sohne die einzige Tochter ihres nächsten Nachbars als Braut zuführten. Die junge Dame war erst 16 Jahre alt und zeichnete sich nicht durch Schönheit, Talent oder irgend etwas Besonderes aus, aber sie hatte eine sehr wichtige Eigenschaft — sie war die Tochter eines Mannes, dessen Besitzthum an ihr eigenes grenzte, und der ein bestimmtes Stück Land, das sie sich längst gewünscht hatten, als Mitgift geben konnte. Mit den Unterhandlungen — dieselben waren delikater Natur — wurde eine alte Dame betraut, die in dem Rufe stand, in derartigen Dingen grosse diplomatische Gewandtheit zu besitzen; dieselbe führte ihre Aufgabe so befriedigend aus, dass im Laufe weniger Wochen die Vorverhandlungen beendet waren und der Hochzeitstag angesetzt werden konnte. Auf diese Weise erwarb Iwan seine Braut ebenso leicht wie er den Tschin eines „Kolliegen-Sekretärs“ erlangt hatte.

Iwan Iwan'itsch dachte keinen Augenblick daran, dass er verliebt sei; aber er hatte keine Ursache die Wahl zu bedauern, die für ihn getroffen worden war. Maria Petrowna war durch Charakter und Erziehung ganz geeignet, seine Frau zu werden. Sie war zu Hause unter Wärterinnen und Mägden gross geworden und hatte nie anderen Unterricht genossen, als von dem Ortsgeistlichen und von „Mamselle“, welche letztere Persönlichkeit eine Mittelstellung zwischen Dienstmädchen und Gouvernante einnahm. Die ersten Ereignisse ihres Lebens waren: die Ankündigung, dass sie verheirathet werden solle und die Vorbereitungen für die Hochzeit. Ihr ganzes Leben hindurch erinnerte sie sich des Entzückens, welches der Einkauf ihrer Aussteuer ihr bereitet hatte und sie konnte stets sämtliche gekaufte Sachen am Schnürchen herzählen. Die ersten Jahre ihres Ehelebens waren nicht sehr glücklich, denn sie wurde von ihrer Schwiegermutter wie ein unartiges Kind behandelt, das häufig

gescholten und behofmeistert werden musste; aber sie ertrug diese Behandlung mit exemplarischer Geduld und wurde mit der Zeit ihre eigene Herrin und unumschränkte Gebieterin in allen häuslichen Angelegenheiten. Seit jener Zeit hat sie ein thätiges, doch ereignissloses Leben geführt. Zwischen ihr und ihrem Gatten ist gerade so viel Anhänglichkeit vorhanden, wie sich vernünftiger Weise bei phlegmatischen Naturen nach dreissig-jähriger Ehe erwarten lässt. Sie ist stetig bemüht, seine einfachen materiellen Bedürfnisse zu befriedigen — geistige sind bei ihm nicht vorhanden — und für seine Behaglichkeit in jeder Weise Sorge zu tragen. Unter dieser sorglichen Pflege hat er sich, wie er selbst zu sagen pflegt „verweichlicht“ (obábilssja). Seine Neigung für Jagen und Schiessen ist ausgestorben, seine Besuche bei den Nachbarn nehmen immer mehr ab und in jedem folgenden Jahre bringt er mehr und mehr Zeit in seinem bequemen Lehnstuhl zu.

Das tägliche Leben dieses würdigen Paares ist ein äusserst regelmässiges, eintöniges, nur die Jahreszeiten bringen einige Abwechslung darin hervor. Im Sommer steht Iwan Iwan'itsch Morgens gegen 7 Uhr auf und legt mit Hülfe seines Kammerdieners einen einfachen Anzug an, der hauptsächlich aus einem verschossenen, stark fleckigen Schlafrocke besteht. Da er nichts Besseres zu thun hat, so setzt er sich an's offene Fenster und sieht auf den Hof hinaus. Kommen Dienstboten vorbei, so hält er sie an, gibt ihnen Befehle oder schilt sie aus, wie es die Umstände erfordern. Gegen neun Uhr wird zum Thee gerufen, und er begibt sich in das Esszimmer; dieses ist ein schmales langes Gemach, ohne Teppich und ohne andere Möbel als einen Tisch mit der erforderlichen Anzahl von Stühlen, deren Ledersitze mehr oder weniger ausgehöhlt sind. Hier findet er seine Frau mit der Theemaschine beschäftigt. Gleich darauf kommen die kleineren Kinder herein, küssen die Hand ihres Vaters und nehmen ihre Plätze am Tische ein. Da dieser Morgenimbiss nur aus Brod und Thee besteht, so nimmt derselbe nur kurze Zeit in Anspruch, und alle gehen nach Beendigung desselben ihren verschiedenen Beschäftigungen nach. Der Hausherr beginnt die Arbeit des Tages, indem er seinen Sitz am offenen Fenster wieder einnimmt und seine türkische Pfeife von einem Burschen füllen und anzünden lässt, dessen besondere Aufgabe es ist, seines

Herrn Pfeifen in Ordnung zu halten. Nachdem er zwei oder drei Pfeifen geraucht und sich während dieser Zeit stiller Betrachtung hingegeben hat, geht er aus, mit der Absicht, die Ställe und den Meierhof zu besuchen, aber er findet gewöhnlich, noch ehe er den Hof durchschritten hat, dass die Hitze ganz unerträglich ist, und kehrt zu seinem Sessel am offenen Fenster zurück. Er bleibt nun ruhig sitzen, bis die Strahlen der Sonne die Veranda an der Rückseite des Hauses nicht mehr erreichen; er lässt dann seinen Lehnstuhl dorthin bringen, wo er bis zur Mittagszeit sitzen bleibt.

Maria Petrowna bringt ihren Vormittag in grösserer Thätigkeit hin. Sobald der Frühstückstisch aufgeräumt ist, geht sie zur Vorrathskammer und besichtigt die Speisevorräthe, stellt das *menu du jour* zusammen und gibt dem Koch die nöthigen Materialien mit ausführlichen Anweisungen, wie dieselben bereitet werden sollen. Die übrige Zeit des Vormittags geht sie ihren häuslichen Pflichten nach.

Gegen ein Uhr wird zum Mittagessen gerufen; Iwan Iwan'itsch reizt vorher seinen Appetit, indem er ein mit (zu Hause bereitetem) Bittern gefülltes Weinglas auf einen Schluck leert. Das Mittagessen ist das grosse Ereigniss des Tages. Die Speisen sind reichlich und von guter Qualität, aber Pilze, Zwiebeln und Fett spielen eine zu wichtige Rolle bei dem Mahle, und das Ganze ist mit sehr wenig Rücksicht auf die Grundsätze der Küchen-Hygiene zubereitet. Viele Gerichte würden ohne Zweifel einen deutschen Schwächling in grosse Bestürzung versetzen, aber dieselben scheinen auf diese russischen Organismen keine böse Wirkung auszuüben; dieselben sind eben nie durch Stadtleben, nervöse Erregung, oder geistige Anstrengung geschwächt worden.

Kaum ist das letzte Gericht abgetragen, so entsteht im Hause eine todesähnliche Stille; das ist die Zeit der Nachmittags-Siesta. Die Jugend geht in den Garten, und alle anderen Glieder des Haushaltes geben sich der Müdigkeit hin, die nach einer schweren Mahlzeit an einem heissen Sommertage stets eintritt. Iwan Iwan'itsch zieht sich in sein Zimmer zurück, aus dem die Fliegen vorher sorgfältig von seinem Pfeifen-träger vertrieben worden sind. Maria Petrowna schlummert in einem Lehnstuhl im Wohnzimmer, mit einem Taschentuch

über dem Gesicht. Die Dienerschaft schnarcht in den Korridoren, in der Dachstube, oder im Heuschuppen, und sogar der alte Hofhund streckt sich in ganzer Länge in den Schatten seiner Hütte.

Nach etwa zwei Stunden wacht das Haus allmählich wieder auf. Thüren knarren, die Namen der verschiedenen Dienstboten werden in allen Tonarten vom Bass bis zum Falsett hörbar, und im Hofe ertönen Fusstritte. Bald erscheint ein Bedienter aus der Küche mit einer ungeheuren Theemaschine, die wie eine kleine Dampfmaschine pustet. Die Familie versammelt sich zum Thee. In Russland, wie anderswo, bringt Schlaf nach einer schweren Mahlzeit Durst hervor, so dass Thee oder andere Getränke sehr willkommen sind. Dazu werden kleine Delikatessen gereicht: Früchte, wilde Beeren oder Gurken mit Honig oder etwas Aehnliches der Art, und dann geht die Familie wieder auseinander. Iwan Iwanitsch macht eine kleine Ausfahrt in die Felder auf seinem beyowýja droschki — einem ausserordentlich leichten Fuhrwerke, das aus zwei Paar Rädern besteht, die durch einen einfachen Sitzbalken zusammengehalten werden, auf dem der Kutscher mit gespreizten Beinen sitzt; Maria Petrowna empfängt um diese Zeit vielleicht den Besuch der Popadjá (die Frau des Geistlichen), der grössten Klatschschwester in der Umgegend. Es gibt nicht viel Skandal in dem Bezirke, aber das Wenige sammelt die Popadjá sorgfältig und vertheilt es mit nicht zu verkennender Grossmuth unter alle ihre Bekannte.

Am Abend geschieht es häufig, dass eine kleine Gruppe von Bauern in den Hof kommt und den „Herrn“ zu sprechen wünscht. Der Herr geht zur Thüre, und gewöhnlich stellt es sich heraus, dass sie eine Gunst zu erbitten haben. Auf seine Frage: „Nun, Kinder, was wünscht ihr?“ erzählen sie ihre Geschichte ziemlich verworren und unbestimmt, weil mehrere auf einmal sprechen; es bedarf daher einer Reihe von Fragen, bevor er dahin gelangt, deutlich zu verstehen, was sie wünschen. Wenn er ihnen sagt, dass er ihrem Wunsche nicht willfahren könne, so werden sie sich wahrscheinlich mit einer ersten Weigerung nicht zufrieden geben, sondern ihn durch demüthige Bitten dazu zu bewegen suchen, seine Entscheidung noch einmal zu erwägen. Einer tritt aus der Gruppe ein wenig hervor, verbeugt sich tief und beginnt in einem halb ehrfurchtsvollen, halb vertraulich schmeichelndem

Tone: „Väterchen, Iwan Iwan'itsch, seid gütig; Ihr seid unser Vater und wir sind Eure Kinder“ u. s. w. Iwan Iwan'itsch hört gutmüthig zu und erklärt nochmals, dass er nicht gewähren könne, was sie verlangen; wenn dieselben jedoch noch Hoffnung hegen, ihre Sache durch Flehen zu gewinnen, und ihre Bitten fortsetzen, bis seine Geduld endlich erschöpft ist, so sagt er ihnen in väterlichem Tone: „Nun, genug! genug! Ihr seid Dummköpfe, alle miteinander Dummköpfe! Reden nützt nichts, es ist nicht möglich.“ Und mit diesen Worten tritt er in das Haus zurück, um allen weiteren Unterredungen aus dem Wege zu gehen.

Des Abends findet regelmässig eine Besprechung mit dem Verwalter statt. Die eben ausgeführte Arbeit und das Programm für den folgenden Tag werden stets mit grosser Ausführlichkeit besprochen; auch die Vermuthungen über die Witterung der nächsten Tage nehmen viel Zeit in Anspruch. Ueber diesen Punkt wird der Kalender stets sorgfältig zu Rathe gezogen und man setzt grosses Vertrauen auf seine Wetterprophezeiungen, obgleich frühere Erfahrung oft bewiesen hat, dass dieselben kein blindes Vertrauen verdienen. Die Unterhaltung schleppt sich hin, bis das Abendessen aufgetragen wird, und nach diesem Mahl, das eine abgekürzte Wiederholung des Mittagessens ist, ziehen sich alle sogleich zur Nachtruhe zurück.

So vergehen die Tage und Wochen und Monate im Hause von Iwan Iwan'itsch und selten kommt eine Abweichung von dem gewöhnlichen Programme vor. Die Witterung freilich macht einige kleine Abänderungen nöthig. Wenn es kalt ist, so müssen die Fenster und Thüren geschlossen bleiben, und nach heftigem Regen sind diejenigen, welche nicht im Schmutze waten wollen, auf das Haus und den Garten angewiesen. An den langen Winterabenden versammelt sich die Familie im Wohnzimmer, jeder tödtet die Zeit, so gut es eben geht. Iwan Iwan'itsch raucht seine lange Pfeife und denkt nach, oder hört auf die Drehorgel, die eins der Kinder in Bewegung setzt. Maria Petrowna strickt Strümpfe. Die alte Tante, welche gewöhnlich den Winter bei ihnen zubringt, legt eine Patience, und zieht zuweilen aus dem Spiele Schlüsse auf die Zukunft. Ihre Lieblingsweissagungen sind, dass ein Fremder ankommen wird, oder dass eine Heirath vor sich gehen muss, sie kann auch das Geschlecht der fremden Person und die Haarfarbe des Bräutigams fest-

stellen; aber weiter reicht ihre Kunst nicht, und sie ist nicht im Stande, der jungen Mädchen Neugierde über weitere Einzelheiten zu befriedigen.

Bücher und Zeitungen werden im Wohnzimmer selten gesehen, aber für etwaige Liebhaber gibt es einen mit Werken verschiedener Art gefüllten Bücherschrank, der uns einen Maassstab für den literarischen Geschmack der Familie während mehrerer Generationen bietet. Die ältesten Bände waren von Iwan Iwan'itsch's Grossvater gekauft worden; dieser Herr hatte nach den Familientraditionen das Vertrauen der grossen Katharina genossen. Obgleich gänzlich von neueren Geschichtsschreibern übersehen, war er augenscheinlich ein Mann, der seiner Zeit Anspruch auf Bildung machte, gewesen. Er hatte sich von einem ausländischen Künstler von bedeutendem Talent in Oel malen lassen, und auch mehrere *pièces de sèvres* angekauft; dieselben stehen jetzt auf einer Kommode in der Ecke und stechen seltsam gegen die rohe, hausbackene Möblirung und das schmierige Aussehen des Gemaches ab. Unter den Büchern, die seinen Namen tragen, finden wir die Trauerspiele von Ssumaróhoff, welcher sich einbildete, der russische Voltaire zu sein; dann die unterhaltenden Lustspiele von „Von-Wisin“, von denen einige sich noch auf der Bühne behaupten, die hochtrabenden Oden des höfischen Dersháwin; zwei oder drei Bücher, welche die mystische Weisheit der Freimaurerei, wie dieselbe von Schwarz und Nowikoff ausgelegt wurde, enthalten; russische Uebersetzungen von „Richardson's Pamela“, „Sir Charles Grandison“ und „Clarissa Harlowe“; „Rousseau's Nouvelle Héloïse“ im russischen Gewande, und drei oder vier Bände von Voltaire im Original. Unter den Werken, die zu einer etwas späteren Zeit gesammelt wurden, sind auch Uebersetzungen von Anna Radcliffe, von Scott's älteren Romanen und von Ducray Duménil, dessen Erzählungen „Lolotte et Fanfan“ und „Victor“ einst in grossem Rufe standen. Damit scheint der literarische Geschmack in der Familie ausgestorben zu sein, denn die spätere Literatur ist nur durch Kryloff's Fabeln, eine Ackerbaulehre, einen Hausarzt und eine Reihe von Kalendern vertreten. Einige Zeichen des Wiederauflebens sind jedoch vorhanden, denn auf dem untersten Fache stehen neue Ausgaben von Púschkin, Lérmontoff und Gógol und einige Werke von lebenden Schriftstellern.

Bisweilen wird die Eintönigkeit des Winters durch Besuche bei Nachbarn und durch die Ankunft von Gästen unterbrochen, oder es wird eine Reise nach der Provinzialhauptstadt unternommen. Die wenigen Tage des Aufenthalts daselbst verbringt Maria Petrowna fast ausschliesslich mit der Besorgung von Einkäufen in den verschiedensten Läden. Die Besichtigung der erworbenen äusserst zahlreichen Gegenstände von Seiten der versammelten Familie bildet ein wichtiges häusliches Ereigniss, das die gelegentlichen Besuche von Hausirern und Kolporteursen gänzlich in den Schatten stellt. Dann gibt es die Festlichkeiten zu Weihnachten und Ostern und gelegentlich auch Vorkommnisse von weniger angenehmer Art. Vielleicht tritt ein starker Schneefall ein, so dass Wege nach der Küche und den Ställen gebahnt werden müssen; oder Wölfe dringen bei Nacht bis in den Hof und kämpfen mit den Wachhunden, oder es kommt die Nachricht, dass ein angetrunkener Bauer in einem benachbarten Dorfe auf dem Wege erfroren aufgefunden worden ist.

Im Ganzen führt die Familie ein abgeschlossenes Leben, doch hat sie ein Band, das sie mit der Aussenwelt verbindet. Zwei der Söhne sind Offiziere in der Armee, und Beide schreiben zuweilen an ihre Mutter und die Schwestern. Der ganze kleine Vorrath von Sentimentalität, den Maria Petrowna besitzt, kommt diesen beiden Jünglingen zu Gute. Von ihnen kann sie stundenlang sprechen und zu Jedermann, der ihr zuhören mag; der Popadjá hat sie wohl hundert Mal jeden kleinen Vorfall aus dem Leben derselben mitgetheilt. Obschon ihr dieselben nie viel Grund zu Aengstlichkeit gegeben haben, so lebt sie doch in beständiger Furcht, dass ihnen irgend etwas Böses zustossen könne. Am meisten fürchtet sie, dass ihre Söhne in den Krieg geschickt werden, oder dass dieselben sich in Schauspielerinnen verlieben. Krieg und Schauspielerinnen sind die Schreckgespenster ihres Daseins und sobald sie einen beunruhigenden Traum gehabt hat, ersucht sie den Geistlichen, ein *molében* für die Sicherheit ihrer abwesenden Lieben abzuhalten. Zuweilen wagt sie es, ihrer Angst dem Gatten gegenüber Ausdruck zu geben, mit dem Ersuchen, er solle ihnen schreiben; aber das Schreiben eines Briefes erscheint ihm als eine sehr anstrengende Arbeit und er antwortet stets ausweichend: „Schon gut, ich werde mir's überlegen.“

Während des Krimkrieges wurde Iwan Iwan'itsch — obgleich seine Söhne noch nicht in der Armee waren — aus seiner gewöhnlichen Lethargie aufgerüttelt; er las gelegentlich die magern, offiziellen Berichte, die von der Regierung veröffentlicht wurden. Dass man nicht von grossen Siegen berichtete, setzte ihn etwas in Erstaunen, auch wunderte es ihn, dass die Armee nicht direkt auf Konstantinopel losmarschirte. Ueber Gründe stellte er nie Vermuthungen an. Einer seiner Nachbarn erzählte ihm, dass die Armee desorganisirt sei, und dass das ganze System von Nikolaus sich als gänzlich werthlos erwiesen habe. Das Alles könne ganz richtig sein, aber er verstehe Nichts von militärischen und politischen Dingen. Zweifellos würde zuletzt Alles in Ordnung kommen. Alles kam wieder in Ordnung auf seine Weise, und er hörte wieder auf, Zeitungen zu lesen; aber kurz darauf wurde er durch Gerüchte stutzig gemacht, die viel beunruhigender waren als Kriegsnachrichten. Die Leute fingen an, über die Bauernfrage zu sprechen und öffentlich zu äussern, dass die Leibeigenen bald befreit werden müssten. Zum ersten Male in seinem Leben verlangte Iwan Iwan'itsch Erklärungen. Er nahm einen seiner Nachbarn bei Seite, der sich in dieser Weise geäussert hatte, sonst aber stets ein achtbarer, vernünftiger Mann und strenger Zuchtherr gewesen war, und frug ihn, was das eigentlich bedeute. Der Nachbar erklärte, dass die alte Ordnung der Dinge sich als unhaltbar erwiesen habe und dem Untergange geweiht sei, dass eine neue Aera anbreche, dass Alles umgestaltet werden solle, und dass der Kaiser in Folge einer geheimen Klausel in dem Vertrage mit den verbündeten Mächten im Begriffe stehe, eine Konstitution zu gewähren. Iwan Iwan'itsch horchte eine Weile stillschweigend zu, doch dann unterbrach er den Sprecher und rief unwillig: „Polno Durátschitsja“. Genug der Narrheit! „Wassilij Petrowitsch, sage mir ernstlich, was Du meinst!“

Als Wassilij Petrowitsch heilig versicherte, er spreche in vollem Ernste, schaute ihn sein Freund mit einem Blicke tiefen Mitleids an und sagte, sich wegwendend: „Also auch Du bist von Sinnen gekommen!“

Die Aeusserungen von Wassilij Petrowitsch, die sein lethargischer, nüchterner Freund auf vorübergehenden Wahnsinn zurückführte, waren zu damaliger Zeit unter dem russischen Adel so

ziemlich gang und gäbe, und ermangelten einer gewissen Begründung nicht. Die Idee über eine geheime Klausel im Pariser Vertrage war reine Erfindung, aber es war ganz richtig, dass das Land in eine Epoche grossartiger Reformen eintrat, unter denen die Befreiung der Hörigen die hauptsächlichste war. Selbst der skeptische Iwan Iwan'itsch musste sich bald davon überzeugen. Der Kaiser erklärte ganz formell dem Adel der Provinz Moskau, dass die bestehende Ordnung nicht immer währen könne und forderte die Grundherren auf, zu berathen, auf welche Weise die Lage ihrer Leibeigenen sich verbessern liesse. Es bildeten sich Provinzialkomité's welche definitive Projekte auszuarbeiten hatten und allmählich wurde es offenbar, dass die Befreiung der Leibeigenen wirklich bevorstand.

Die Aussicht, seine Macht über seine Leibeigenen zu verlieren, beunruhigte Iwan Iwan'itsch einigermaassen, Obgleich er nie ein grausamer Frohnherr gewesen war, hatte er doch die Peitsche nicht gespart, wenn es ihm nöthig schien, und er hielt Birkenruthen für ein nothwendiges Instrument im russischen Ackerbauwesen. Eine Zeit lang fand er Trost in dem Gedanken, dass die Bauern keine gefiederten Wesen seien, dass sie unter allen Umständen Nahrung und Kleidung brauchen, und dass dieselben ihm gern als Tagelöhner dienen würden; aber als er erfuhr, dass sie einen grossen Theil des Grund und Bodens für sich erhalten sollten, sanken seine Hoffnungen, und er fürchtete allen Ernstes, ruinirt zu werden.

Diese düsteren Ahnungen sind keineswegs verwirklicht worden. Seine Leibeigenen sind befreit und haben etwa die Hälfte des Gutes erhalten, aber für das abgetretene Land zahlen sie ihm alljährlich eine beträchtliche Summe, und sie sind immer bereit, seine Felder gegen eine angemessene Entschädigung zu bebauen. Die jährlichen Auslagen sind jetzt viel grösser, aber die Kornpreise sind gestiegen und das wiegt die Mehrausgaben vollständig auf. Die Verwaltung des Gutes ist viel weniger patriarchalisch; Vieles, das früher dem Herkommen und stillschweigendem Uebereinkommen überlassen war, wird nun durch ausdrückliche Abmachung nach rein kaufmännischen Grundsätzen geregelt; es wird viel mehr Geld ausgezahlt und viel mehr eingenommen; der Herr besitzt viel weniger Gewalt, und seine Verantwortlichkeit ist entsprechend geringer geworden; aber trotz aller dieser

Aenderungen würde es Iwan Iwan'itsch äusserst schwierig sein, anzugeben, ob er jetzt reicher oder ärmer als früher ist. Er hält weniger Pferde und weniger Dienstboten, aber immer noch mehr, als er braucht, und in seiner Lebensweise ist keine bemerkliche Aenderung eingetreten. Maria Petrowna klagt, dass ihr keine Eier, junge Hühner und selbst gesponnene Leinwand von den Bauern mehr geliefert werden, und dass Alles dreimal so theuer ist, als ehemals, aber die Vorrathskammer weist keine Lücke auf, und im Hause herrscht Ueberfluss wie von Alters her.

Iwan Iwan'itsch besitzt ohne Zweifel keine grossen Eigenschaften irgend welcher Art. Es wäre unmöglich, aus ihm einen Helden zu machen, selbst wenn sein eigener Sohn sein Biograph würde. Robuste Menschen würden ihn vielleicht verachten und thatkräftige Männer ihn ganz mit Recht wegen seiner Indolenz und Apathie verdammen. Aber er hat keine sehr schlechte Eigenschaft. Seine Laster sind passiver Natur. Er ist, wenn nicht ein ausgezeichnetes, so doch ein achtbares Mitglied der Gesellschaft und erscheint als ein sehr würdiger Mann, im Vergleich zu vielen seiner Nachbarn, die unter ähnlichen Verhältnissen gross geworden sind. Nehmen wir z. B. seinen jüngeren Bruder Dmitrij, der nicht weit von ihm wohnt.

Ebenso wie sein Bruder Iwan hatte auch Dmitrij Iwanowitsch von Natur einen entschiedenen Widerwillen gegen längere geistige Anstrengung, aber er war nicht unbegabt und fürchtete die „Junker“-Prüfung nicht, besonders da er auf des Obersten Protektion rechnen konnte. Er trat also in die Armee ein. In seinem Regiment gab es eine Anzahl lebenslustiger junger Offiziere, wie er selbst immer bereit, die Eintönigkeit des Garnisonlebens durch etwas ungestüme Zerstreuungen zu beleben und unter diesen erlangte er leicht den Ruf, ein famoser Junge zu sein. Bei Trinkgelagen hielt er es mit den Besten aus und bei allen tollen Streichen spielte er stets die Hauptrolle. Er wurde dadurch bei seinen Kameraden sehr beliebt und eine Zeit lang ging Alles gut. Der Oberst hatte in seiner Jugend selbst genug über die Stränge geschlagen und war daher ganz geneigt, die bacchanalischen Uebertretungen seiner Untergebenen zu übersehen. Es waren indess wenige Jahre vergangen, als das Regiment plötzlich seinen Charakter änderte. Gewisse Gerüchte

waren bis nach Oben gedrungen und Kaiser Nikolaus setzte einen ernstesten Disziplinär von deutscher Herkunft zum Obersten ein, der darauf hinstrebte, das Regiment zu einer Art Maschine zu machen, die mit der Genauigkeit eines Chronometers arbeiten sollte. Dieser Wechsel harmonirte keineswegs mit den Neigungen und Gewohnheiten Dmitrij Iwan'itsch's. Die Beschränkungen, welche ihm die neue Ordnung auferlegte, brachte ihn in Harnisch, und sobald er den Lieutenantsrang erlangt hatte, zog er sich vom Dienste zurück, um die Freiheit des Landlebens zu geniessen. Kurz darauf starb sein Vater, und er kam dadurch in den Besitz eines Gutes mit 200 Leibeigenen. Er ging nicht, wie sein älterer Bruder, eine Ehe ein, und „verweilichte sich“, aber er that Schlimmeres. In seinem kleinen unabhängigen Reiche — denn das war eigentlich eine russische Gutsherrschaft in den guten, alten Zeiten, die vor Kurzem zum Abschluss gekommen sind — war er der Herr Aller, die er beaufsichtigte, und er gab seiner ungestümen Laune, seiner Leidenschaft für Sport und seinem Hang zum Trunke und zur Verschwendung völlig freien Spielraum. Viele der tollen Streiche, die er verübte, werden im Volke noch lange erzählt werden, doch ist es nicht gut möglich, dieselben hier wiederzugeben.

Dimitrij Iwan'itsch hat jetzt bereits das mittlere Alter überschritten und setzt sein wildes verschwenderisches Leben noch immer fort. Sein Haus gleicht einer verwahrlosten verrufenen Spelunke. Die Dielen sind kothig, die Möbel abgestossen und zerbrochen, die Dienstboten sind träge und unreinlich und gehen in Lumpen, Hunde jeder Rasse und Grösse lungern in den Zimmern und Korridoren umher. Der Hausherr ist stets, wenn er nicht etwa schläft, in einem geringeren oder höheren Grade der Trunkenheit. In der Regel hat er einen oder zwei Gäste bei sich — natürlich Leute von gleichem Schlage wie er selbst — und ganze Tage und Nächte werden mit Trinken und Kartenspielen hingebracht. Wenn er nicht seine regelmässigen Gesellschaftskumpane haben kann, so sendet er zu einigen kleinen Gutsbesitzern in der Nähe, dieselben gehören gesetzlich zum Adel, aber sie sind so arm, dass sie sich wenig von Bauern unterscheiden. Wenn die gewöhnlichen Mittel fehl schlagen, so nimmt er gelegentlich seine Zuflucht zu Zwangsmassregeln; er befiehlt nämlich seinen Dienstboten, die ersten vorbeikommenden Reisenden,

wer sie auch sein mögen, anzuhalten, und dieselben, je nach Umständen, durch Ueberredung oder Gewalt zu ihm zu führen. Die Reisenden mögen nun in der grössten Eile sein, oder vielleicht den grössten Widerwillen haben, solche rohe unerbetene Gastfreundschaft anzunehmen, aber alle ihre Entschuldigungen, Proteste und Vorstellungen sind ganz vergebens. Ihre Tarantass wird eines Rades beraubt, oder irgend ein unentbehrlicher Theil des Geschirres versteckt und dieselben können sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelingt, am nächsten Morgen abzureisen.*)

Zur Zeit der Leibeigenschaft hatten die Hausleibeigenen viel von ihrem launischen, aufbrausenden Herren zu ertragen. Sie wurden unaufhörlich mit Schimpfwörtern traktirt und nicht selten körperlicher Züchtigung unterworfen. Doch schlimmer als dieses, ihr Herr drohte ihnen fortwährend „ihre Stirne zu rasiren“ — das heisst sie als Rekruten abzugeben — und brachte dann und wann seine Drohung zur Ausführung trotz der Wehklagen und Bitten der Schuldigen und dessen Angehörigen. Und seltsam, Alle blieben bei ihm als freie Dienstboten nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, und werden wahrscheinlich bei ihm bleiben, bis er von seinen Gläubigern aus dem Hause getrieben wird, oder einem Schlaganfall erliegt. Was dann aus ihnen werden mag, lässt sich schwer angeben, denn sie sind für jede andere Lebensart untauglich geworden.

Zur Steuer der Wahrheit muss gesagt werden, dass die Klasse von Grundherren, zu der Dimitrij Iwan'itsch gehört, jetzt sehr klein und stetig im Abnehmen begriffen ist. Dieselbe war ein natürliches Produkt der Leibeigenschaft und des sozialen Stillstandes, eines Zustandes, bei dem wenig gesetzliche und moralische Einschränkungen und wenig Anregungen zu ehrenhafter Thätigkeit vorhanden waren.

Einer der bekanntesten unter den übrigen Grundbesitzern des Bezirkes war Nikolai Petrowitsch B., ein alter Militär mit

*) Dieser Brauch ist glücklicherweise jetzt fast verschwunden; in abgelegenen Gegenden wird derselbe indess zuweilen noch geübt. Ein derartiger Vorfall passirte z. B. einem meiner Freunde im Jahre 1871. Er wurde gegen seinen Willen zwei volle Tage von einem Menschen, den er nie vorher gesehen hatte, zurückgehalten und entkam schliesslich, indem er die Dienstboten seines tyrannischen Wirthes bestach.

Generalsrang. Er gehört, ebenso wie Iwan Iwan'itsch, zu der alten Schule; aber man kann die beiden Männer eher einander gegenüberstellen, als dieselben vergleichen. Schon ihre äussere Erscheinung lässt die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Vergangenheit deutlich erkennen. Iwan Iwan'itsch ist, wie wir wissen, stattlich von Gestalt und schwerfällig in allen seinen Bewegungen, er gibt sich mit Vorliebe in seinem Lehnstuhl süssem Halbschlaf hin, oder schlürft im bequemen Schlafrocke im Hause umher. Der General dagegen ist hager, straff und muskulös, trägt meist einen fest zugeknöpften Militärrock und hat stets ein ernstes Aussehen, das durch einen borstigen, einer Schuhbürste ähnlichen Schurrbart noch bedeutend verschärft wird. Wenn er so im Zimmer auf- und abschreitet, seine Augenbrauen zusammenzieht und nach der Decke blickt, so sieht er aus, als beschäftigten ihn die grossartigsten Kombinationen, aber Alle, welche ihn genauer kennen, wissen, dass das auf einer optischen Täuschung beruht. Man hat ihn nie bei grossen Gedanken und ernsten, geistigen Anstrengungen ertappt. Obgleich er so grimmig die Stirne runzelt, so hat er doch keineswegs von Natur ein wildes Temperament. Hätte er sein ganzes Leben auf dem Lande zugebracht, so würde er wahrscheinlich so gutmüthig und phlegmatisch geworden sein, wie Iwan Iwan'itsch; aber ungleich diesem Verehrer der Ruhe hatte es ihn gelüstet, im Militärdienst Rang und Würden zu erwerben, und dabei war die straffe, vorschriftsmässige Haltung entstanden, welche Kaiser Nikolaus bei einem Offizier für durchaus unentbehrlich hielt. Das, was er zuerst wie ein Uniformstück angelegt hatte, war durch die Macht der Gewohnheit zu seiner zweiten Natur geworden, und im Alter von dreissig Jahren war er ein Offizier nach dem Herzen des eisernen Kaisers: ein strenger Disziplinär und unerbittlicher Formalist, der seine Aufmerksamkeit ausschliesslich auf das Exerziren und andere militärische Pflichten konzentrirte. Er stieg daher beständig durch eigenes Verdienst und erreichte den Gipfelpunkt seines jugendlichen Ehrgeizes — den Rang eines Generals. Sobald er diese Stufe erklommen hatte, beschloss er seinen Abschied zu nehmen und sich auf sein Gut zurückzuziehen. Mancherlei Rücksichten drängten ihn zu diesem Schritte. Er war schon sechzig Jahre alt und hatte wenig Aussicht auf weitere Beförderung. Er erfreute sich des Titels

„Excellenz“, nach dem er lange getrachtet hatte, und wenn er seine volle Uniform anlegte, so war seine Brust mit Medaillen und Orden besät. Seit dem Tode seines Vaters hatten die Einnahmen von seinem Gute stets abgenommen, und es ging das Gerede, dass das beste Holz aus seinem Walde im Verschwinden begriffen sei. Seine Frau hatte keine Vorliebe für das Landleben, und würde es vorgezogen haben, sich in Moskau oder St. Petersburg niederzulassen, aber es stellte sich heraus, dass sie in einer grossen Stadt mit ihrem geringen Einkommen nicht standesgemäss hätten leben können.

Der General beschloss, Ordnung in sein Gut zu bringen, und wurde praktischer Landwirth, aber er überzeugte sich bald, dass seine neuen Funktionen viel schwieriger waren, als ein Regiment zu kommandiren. Er hat längst die praktische Leitung seines Gutes einem Verwalter übertragen, der früher einer seiner Leibeigenen war, und begnügt sich damit, eine, nach seiner Auffassung durchgreifende Kontrolle auszuüben. Obgleich er viel arbeiten möchte, so findet er doch wenig Spielraum für seine Thätigkeit und verbringt deshalb seinen Tag in ziemlich derselben Weise, wie Iwan Iwan'itsch, mit dem Unterschiede nur, dass er Karten spielt, sobald er nur eine Gelegenheit findet, und dass er die offizielle Militärzeitung „Russkij Invalid“ regelmässig liest. Sobald er die neue Nummer dieses Blattes empfängt, setzt er sich hin und studirt dieselbe gewissenhaft von Anfang bis zu Ende durch. Der Theil, welcher ihn besonders interessirt, ist die Liste von Beförderungen, Abschieden und kaiserlichen Belohnungen für Verdienst und lange Dienstzeit. Findet er die Anzeige, dass irgend ein früherer Kamerad dem Gefolge des Kaisers zukommandirt worden ist, oder einen grand cordon erhalten hat, so runzelt er die Stirne etwas mehr als gewöhnlich, und geräth in Versuchung zu bedauern, dass er seinen Abschied genommen hat. Hätte er geduldig gewartet, so wäre vielleicht auch ihm ein derartiges Glück zu Theil geworden. Dieser Gedanke nimmt ihn ganz in Anspruch, und während der noch übrigen Zeit des Tages ist er schweigsamer als sonst. Seine Frau bemerkt die Veränderung und kennt die Ursache derselben, aber sie ist zu klug und zu taktvoll, um irgend eine Andeutung fallen zu lassen.

Anna Alexandrowna, so heisst die gute Dame, ist eine

muntere Frau von etwa fünfzig Jahren, die mit der Gattin von Iwan Iwan'itsch gar keine Aehnlichkeit hat. Sie ist von jeher an eine zahlreiche, militärische Gesellschaft gewöhnt gewesen, und hat Festessen, Bälle, Spaziergänge, Kartenspiel und alle übrigen Vergnügungen des Garnisonlebens mitgemacht. Für häusliche Dinge hat sie keinen Sinn. In der Kochkunst ist sie sehr oberflächlich bewandert; vom Einmachen häuslicher Delikatessen, wie Nalivka u. s. w. hat sie keinen Begriff, obgleich Maria Petrowna, die allgemein als eine grosse Kennerin in diesen Dingen gilt, mehr als hundertmal vorgeschlagen hat, ihr einige der allerbesten Rezepte zu geben. Mit einem Worte, häusliche Dinge sind ihr eine Last und sie vertraut dieselben, so weit als möglich, der Haushälterin an. Auch ihre jüngeren Kinder sind ihr etwas beschwerlich, und sie überlässt dieselben daher der Obhut der Wärterin und der Erzieherin. Im Ganzen ist sie des Landlebens sehr überdrüssig, aber mit dem gelassenen philosophischen Temperament, das mit Wohlbeleibtheit in causalem Zusammenhange zu stehen scheint, fügt sie sich ohne Murren und sucht sich die unvermeidliche Eintönigkeit dadurch ein wenig zu erleichtern, dass sie Besuche macht und Besuche empfängt. Die Nachbarn in einem Umkreise von zwanzig Werst sind, mit wenigen Ausnahmen, mehr oder weniger von demselben Schlage, wie Iwan Iwan'itsch und Maria Petrowna — entschieden ländlich in ihren Manieren und Auffassungen; aber ihre Gesellschaft ist doch besser, als völlige Einsamkeit, und dieselben sind wenigstens immer im Stande und bereit, eine beliebige Anzahl von Stunden Karten zu spielen. Daneben hat Anna Alexandrowna die Genugthuung, zu fühlen, dass sie unter ihnen beinahe eine grosse Persönlichkeit ist, und ohne Frage als Autorität in allen Dingen, welche Geschmack und Mode betreffen, anerkannt wird; ganz besonders ist sie denen wohlgesinnt, welche sie häufig mit „Ew. Excellenz“ anreden.

Die Hauptfestlichkeiten finden an den Namenstagen des Generals und seiner Gattin statt; also am St. Nikolaus- und am St. Annatage. Dann versammeln sich alle Nachbarn, um ihre Glückwünsche darzubringen, und es versteht sich ganz von selbst, dass sie zum Mittagessen bleiben. Nach Tisch setzen sich die älteren Gäste zum Kartenspiele hin, und die jüngeren Leute improvisiren ein Tänzchen. Das Fest wird besonders grossartig, wenn der älteste Sohn mit einigen seiner Kameraden

gekommen ist, um daran Theil zu nehmen. Derselbe ist schon einige Jahre beim Militär und auf dem Wege General zu werden, wie sein Vater. *) Man munkelt, dass einer der Kameraden demnächst der zweiten Tochter, Olga Nikolajewna seine Hand anbieten werde. Dieselbe war ebenso wie ihre Schwester, in einem der grossen Institute erzogen worden, die von der Regierung für die Töchter derer gegründet und erhalten werden, welche sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Die jungen Damen sind jetzt nach Hause zurückgekehrt, beseufzen ihre Abgeschlossenheit und verbringen ihre Zeit in harmloser, vornehmer Weise mit Musik, Näharbeiten und leichter Lektüre.

Bei diesen Vereinigungen an Namenstagen trifft man mit ziemlicher Bestimmtheit mehrere interessante Typen von der alten Schule. Einer der auffallendsten Gäste ist ein grosser korpulenter alter Mann in einem fadenscheinigen Ueberrock, der in der Taille gefältelt ist. Seine buschigen Augenbrauen überdecken beinahe die kleinen matten Augen, sein dichter Schnurrbart verbirgt zum Theil einen grossen Mund, der stark auf sinnliche Neigungen deutet. Sein Haar ist so kurz geschoren, dass es schwierig ist zu sagen, welche Farbe dasselbe haben würde, wenn er es wachsen liesse. Er kommt in seiner Tarantass immer gerade noch recht zur „Sakuska“ an — so nennt man den Appetit anregenden Imbiss, der kurz vor dem Beginn der Tafel eingenommen wird — schnarrt dem Wirth und der Wirthin ein Paar Glückwünsche, begrüsst seine Bekannten in einsilbiger Weise, spricht den Speisen reichlich zu und setzt sich sogleich nach der Mahlzeit an einen Kartentisch, wo er ohne zu sprechen sitzen bleibt, so lange er Jemand finden kann, der mit ihm spielt. Die Leute mögen indess nicht gern mit Andrei Wassiljewitsch spielen, denn er ist kein angenehmer Gesellschafter und geht immer darauf aus, mit einer gut gefüllten Börse nach Hause zu gehen.

Andrei Wassil'itsch ist ein bekannter Mann in der Nachbarschaft. Er bildet den Mittelpunkt eines ganzen Legenden-

*) In Russland gibt es viel mehr Generale als in anderen Ländern. Vor wenigen Jahren lebte in Moskau eine alte Dame, deren zehn Söhne alle Generale waren. Der Rang kann sowohl im Zivil- als im Militärdienst erworben werden.

cyklus und Ammen wenden, wie man sagt, seinen Namen häufig an, um unartige Kinder in Schrecken zu jagen. Man kann also, wenn man sich die Mühe nimmt, in den Bezirk X— zu reisen, noch ein sagenhaftes Ungeheuer herumwandeln sehen. Wie viel Wahres an den zahlreichen Geschichten ist, die über ihn im Umlaufe sind, weiss ich nicht anzugeben, aber dieselben sind nicht ohne Begründung. In seinen jungen Jahren hatte er eine Zeit lang gedient und war damals, sogar in einem Zeitalter, in dem strenge Zucht eine gute Empfehlung war, wegen seiner Brutalität gegen die Untergebenen berüchtigt gewesen. Seine Karriere wurde jedoch abgeschnitten, als er erst den Rang eines Hauptmannes erlangt hatte. Er hatte sich auf irgend eine Weise blossgestellt. Da ihm Strafe drohte, so hielt er es für gerathen, um seinen Abschied einzukommen und sich auf sein Gut zurückzuziehen. Er richtete sein Haus eher nach muhamedanischen als christlichen Grundsätzen ein und herrschte über seine Dienstboten und Leibeigenen, wie er gewöhnt war, über seine Soldaten zu herrschen — er wandte körperliche Züchtigung in unbarmherziger Weise an. Seine Frau wagte nicht gegen die muhamedanischen Einrichtungen zu protestiren, und wenn ein Bauer denselben im Wege stand, so wurde er als Rekrut abgegeben oder nach Sibirien verschickt, wie es seinem Herrn einfiel. *) Seine Tyrannei und seine Erpressungen trieben seine Leibeigenen endlich zum Aufruhr. In einer Nacht wurde sein Haus umzingelt und in Brand gesteckt, aber es gelang ihm, dem Schicksal, das ihm bereitet war, zu entinnen und Alle, die an dem Aufruhr betheiligt waren, unbarmherzig bestrafen zu lassen. Die empfangene Lehre war eine harte, aber sie ging an ihm wirkungslos vorüber. Er traf Vorsichtsmaassregeln gegen eine ähnliche Ueberraschung, und fuhr fort zu tyrannisiren und zu erpressen wie ehemals, bis im Jahre 1861 die Leibeigenen befreit wurden und seine Gewalt ein Ende nahm.

Ein Mann ganz anderer Art ist Pawel Trophim'itsch, der

*) Wenn ein Gutsbesitzer einen seiner Hörigen widerspänstig fand, so gab ihm das Gesetz das Recht, denselben ohne gerichtliche Untersuchung nach Sibirien verschicken zu lassen, wenn er die Kosten bezahlte. Die auf diese Weise Verschickten empfingen Land und lebten als freie Kolonisten; mit der einzigen Einschränkung nur, dass sie den Ort, wo sie angesiedelt waren, nicht verlassen durften.

gleichfalls regelmässig erscheint, um dem General und der „Generalscha“ (Generalin) seine Hochachtung zu bezeigen und seine Glückwünsche darzubringen. Es ist angenehm, sich von den harten, runzeligen, mürrischen Zügen des sagenhaften Ungeheuers abzuwenden und das milde, sanfte, joviale Antlitz dieses Mannes anzuschauen, der von jeher gewöhnt gewesen ist, die heitere Seite der Dinge zu sehen, bis sein Gesicht etwas von ihrer Heiterkeit angenommen hat. „Ein gutes, fröhliches, ehrliches Gesicht“, ruft man unwillkürlich aus, wenn man ihn ansieht. Ganz richtig; aber wir müssen uns hüten, daraus voreilige Schlüsse auf den Charakter des Inhabers zu ziehen. Jovial ist er unter allen Umständen, denn wenige Menschen sind fähiger als er, Fröhlichkeit zu erzeugen und zu geniessen. Gut mag man ihn auch nennen, wenn man das Wort in dem Sinne gutmüthig auffasst, denn er nimmt Nichts übel und ist stets bereit, eine gute That zu thun, wenn sie ihm keine Mühe macht. Aber was die Ehrlichkeit anbelangt, so müssen wir dieselbe ein wenig näher ansehen. Sein Ruf kann nicht gänzlich fleckenlos sein, denn er war viele Jahre lang Richter am Bezirksgerichte, und dieser Gerichtshof war nicht besser als die übrigen dieser Art. Mitglied in diesen Gerichtshöfen zu sein — dieselben wurden vor etwa 10 Jahren abgeschafft — und dabei ein ehrlicher Mann bleiben, verlangte eine ganz ausserordentliche moralische Festigkeit. Pawel Trophim'itsch war kein Cato, und musste also unterliegen. Er hatte nie die Rechte studirt und machte nie Ansprüche darauf, grosse juristische Kenntnisse zu besitzen. Allen, die es hören wollten, erklärte er offenherzig, dass er von Vorsteh- und Hühnerhunden mehr verstehe, als von gesetzlichen Formalitäten. Aber sein Gut war sehr klein und er durfte sich nicht erlauben, seine Anstellung aufzugeben. Der nominelle Gehalt war äusserst bescheiden, aber die wirklichen Einnahmen stellten sich beträchtlich höher; denn in jenen Tagen versuchte es kein vernünftiger Mensch, einen Prozess zu führen, ohne die Beamten mit Geschenken für sich zu gewinnen. Beide Parteien bezahlten den Sekretär, dessen Pflicht es war, die Sache vorzubereiten und dieselbe den Richtern vorzulegen, und der Sekretär gab einen Theil dieser Einnahmen an seine Vorgesetzten ab. Pawel Trophim'itsch war keineswegs ein Richter der schlimmsten Sorte. Man wusste von ihm, dass er Wittwen und Waisen vor

Uebervortheilung geschützt hatte, und keine noch so grosse Summe Geldes würde ihn bewogen haben, eine ungerechte Entscheidung gegen einen Freund zu fällen, der ihm den Fall privatim auseinandergesetzt hatte; aber wenn er Nichts über die Sache oder die Parteien wusste, so unterschrieb er bereitwillig die vom Sekretär vorbereitete Entscheidung und steckte seinen Antheil ruhig in die Tasche, ohne irgend welche sehr unbequeme Gewissensbisse zu fühlen. Er wusste, dass alle Richter ein Gleiches thaten und er machte keinen Anspruch darauf, besser zu sein als seine Kollegen.

Wenn Pawel Trophim'itsch im Hause des Generals oder anderswo Karten spielt, so sieht man meist an demselben Tische einen kleinen, unbeholfenen, glatt rasirten Mann mit dunklen Augen und etwas tatarischem Gesichtsschnitt. Das ist Alexei Petrowitsch T—. Ob wirklich tatarisches Blut in seinen Adern fliesst, lässt sich nicht feststellen, aber es ist sicher, dass seine Vorfahren schon einige Menschenalter gute orthodoxe Christen waren. Sein Vater war ein armer Militär-Chirurg in einem Grenzregimente, und er selbst wurde schon frühzeitig Schreiber in einem Bureau der Kreisstadt. Er war damals recht arm, und es wurde ihm recht schwer, von dem winzigen Gehalte, das er erhielt, sein Leben zu fristen, aber er war ein begabter, schlauer Jüngling und hatte bald entdeckt, dass auch ein Schreiber sehr viele Gelegenheiten habe, von dem unwissenden Publikum Geld zu erpressen. Diese Gelegenheiten nutzte er mit grosser Geschicklichkeit aus und wurde bald als einer der gewandtesten „Vsjätotschniki“ („Nehmer“) des Kreises bekannt. Seine Stellung war indess eine so untergeordnete, dass er nie hätte reich werden können, wäre er nicht auf ein höchst geistreiches Mittel verfallen, das vollständigen Erfolg hatte. Da er erfahren hatte, dass ein kleiner Gutsbesitzer mit seiner einzigen Tochter auf einige Wochen zur Stadt gekommen war, logirte er sich sogleich in dem Gasthose ein, wo die Fremden wohnten, und nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, wurde er gefährlich krank. Als er fühlte, dass sein letztes Stündlein herannahe, schickte er nach dem Geistlichen, vertraute ihm an, dass er ein grosses Vermögen gesammelt habe und verlangte, dass sein Testament aufgesetzt werde. Er vermachte dann allen Verwandten grosse Summen, und der Ortskirche ein beträcht-

liches Legat. Die Sache sollte bis nach seinem Tode als Geheimniss bewahrt werden, aber man rief seinen Nachbarn — den alten Herrn mit der Tochter — um als Zeuge zu fungiren. Nachdem dieses Alles beendet war, starb er nicht, sondern genas sehr bald, und bewog dann den alten Herrn, dem er sein Geheimniss anvertraut hatte, ihm die Hand seiner Tochter zu schenken. Die Tochter hatte nichts dagegen einzuwenden, einen Mann zu heirathen, der solche Reichthümer besass und die Hochzeit wurde gefeiert, wie es sich gebührt. Kurz darauf starb der Vater — hoffentlich ohne entdeckt zu haben, welchen Streich man ihm gespielt hatte — und Alexei Petrówitsch wurde der wirkliche Eigenthümer eines sehr behaglichen kleinen Gutes. Mit seinem Glückswechsel trat auch eine Aenderung seiner Grundsätze ein, oder doch wenigstens seiner Handlungsweise. Bei allen Geschäften ist er jetzt streng ehrlich. Er verleiht allerdings Geld zu 10 bis 15 Prozent, aber das wird in dieser Gegend nicht als ein übermässiger Zinssatz angesehen, und Alle geben zu, dass er gegen seine Schuldner nie unnöthiger Weise hart verfährt. In der erwähnten Ortsverwaltung spielt er eine hervorragende Rolle. Obgleich er in der Semstwo-Versammlung selten spricht, so ist er doch in Kommissionen ausserordentlich nützlich und zeichnet sich stets durch gesunden Menschenverstand und seine ausgebreiteten praktischen Kenntnisse aus.

Es mag seltsam erscheinen, dass ein ehrenhafter Mann, wie der General, in seinem Hause eine solche buntscheckige Gesellschaft empfängt, unter welcher sich Leute befinden, deren Ruf entschieden nicht makellos ist; aber in dieser Hinsicht ist man in Russland sehr nachsichtig. In der russischen Gesellschaft trifft man fortwährend Personen, von denen man weiss, dass sie sich Unredlichkeiten haben zu Schulden kommen lassen, und wir finden, dass Männer, die selbst ganz ehrenhaft sind, mit ihnen in freundschaftlicher Weise verkehren. Diese gesellschaftliche Nachsicht oder laxe Moral, oder wie man es auch nennen möge, ist das Produkt verschiedener Ursachen. Mehrere zusammenwirkende Einflüsse haben dazu beigetragen, den moralischen Standpunkt des Adels zu erniedrigen. In früheren Zeiten konnte der Adelige auf seinem Besitzthume den kleinen Tyrannen spielen, ohne Bestrafung fürchten zu müssen, und seinen Launen ohne

irgend welche gesetzliche oder moralische Einschränkung freien Spielraum lassen. Ich will damit keineswegs behaupten, dass alle Grundbesitzer ihre Gewalt missbrauchten, doch wage ich es auszusprechen, dass keine Klasse von Menschen eine so weitgehende willkürliche Macht über die sie Umgebenden lange Zeit inne haben kann, ohne dadurch mehr oder weniger an ihrer Moral Einbusse zu erleiden. Trat ein Adeliger in den Dienst ein, so war er nicht frei von Einschränkungen — im Gegentheil, seine Stellung glich eher der eines Hörigen — aber er athmete eine Atmosphäre voll von Bestechlichkeit und Unterschleif, die moralischer Reinheit und Aufrichtigkeit wenig förderlich war. Wenn ein Beamter sich geweigert hätte, mit denen zu verkehren, welche mit den herrschenden Lastern befleckt waren, so würde er gänzlich isolirt dagestanden haben und als ein moderner Don Quixote ausgelacht worden sein. Dazu kommt noch, dass alle Klassen des russischen Volkes eine gewisse freundliche apathische Gutmüthigkeit haben, welche sie sehr mildherzig gegen ihre Nächsten macht und dass dieselben nicht immer genau unterscheiden zwischen der Vergebung des an einem Einzelnen begangenen Unrechts und der Entschuldigung von Verbrechen gegen das Gemeinwohl. Wenn wir dieses Alles in Betracht ziehen, so können wir es vollkommen begreifen, dass ein Mensch zur Zeit der Leibeigenschaft und der Missverwaltung sehr tadelnswerther Handlungen schuldig sein konnte, ohne Gefahr zu laufen, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden.

Im Anfang der gegenwärtigen Regierung, als die Leibeigenschaft abgeschafft wurde und die Staatsverwaltung radikale Reformen durchmachte, entstand plötzlich eine starke, gesunde öffentliche Meinung. Eine Zeit lang schwärmte das Publikum in tugendhafter Entrüstung gegen die herrschenden Missbräuche und stellte die hervorragendsten Missethäter an den Pranger. Noch jetzt ist die Wirkung jenes Ausbruchs fühlbar, denn viele Dinge, welche vor 30 Jahren unbemerkt vorübergegangen wären, würden jetzt mit öffentlicher Schande gebrandmarkt werden; aber die Stärke des moralischen Gefühls hat abgenommen und es sind unverkennbare Anzeichen vorhanden, dass wenigstens ein Theil des alten Schlendrians allmählich zurückkehrt. Je-

mand, der mit dem Charakter und der früheren Geschichte des russischen Volkes vertraut ist, hätte das vorhersagen können. In Russland gehen Fortschritte nicht auf die glatte, allmähliche, prosaische Weise wie bei uns vor sich, sondern dieselben werden durch eine Reihe unzusammenhängender, unsinniger Anstrengungen gemacht, von denen eine jede natürlich eine Periode zeitweiliger Erschöpfung zur Folge haben muss.

Sechszehntes Kapitel.

Gutsbesitzer von der neuen Schule.

Ein russischer petit-maître. — Dessen Haus mit Umgebung. — Verunglückte Versuche die Landwirthschaft zu vervollkommen und die Lage der Leibeigenen zu verbessern. — Ein Vergleich. — Ein „liberaler“ Tschinownik. — Dessen Begriff von Fortschritt. — Ein Friedensrichter. — Dessen Ansicht über die russische Literatur. — Sein vermeintlicher und sein wirklicher Charakter. — Tschinowniks und petits maîtres. — Ein äusserster Radikaler. — Unordnungen in den Universitäten. — Das Verwaltungsverfahren. — Die Fähigkeit Russlands, politische und soziale Entwicklungsperioden durchzumachen. — Ein Würdenträger auf seinem Landsitze.

In dem Kreise, in welchem Nikolai Petrówitsch lebt, sind die ansässigen Grundbesitzer meistens, wie schon gesagt, Männer von der alten Schule, durchaus ländlich in ihren Manieren und Anschauungen. Aber es gibt einige wenige Ausnahmen. Da ist vor Allem Victor Alexandr'itsch L. — Wenn wir uns seinem Hause nähern, so können wir sofort bemerken, dass er sich von seinen Nachbarn unterscheidet. Das Thor ist angestrichen und dreht sich leicht in seinen Angeln, der Zaun ist ganz, die kurze Allee, welche zur Hauptthüre führt, ist gut gepflegt und im Garten sehen wir auf den ersten Blick, dass auf Blumen mehr Aufmerksamkeit verwendet wird, als auf Gemüse. Das Haus ist aus Holz gebaut und nicht gross, aber es macht Anspruch auf Architektonik, denn es weist eine grosse pseudo-dorische Säulenreihe auf, die drei Viertel der ganzen Façade einnimmt. Im Innern tritt überall der Einfluss westlicher Zivilisation zu Tage. Victor Alexandr'itsch ist keineswegs reicher als Iwan Iwan'itsch aber seine Zimmer sind viel luxuriöser möblirt. Die Möbel sind nicht so schwerfällig, bequemer und dabei in besserem

Zustande. Statt des kahlen, spärlich möblirten Wohnzimmers, mit der altmodischen Drehorgel, die nur sechs Melodien spielt, finden wir ein elegantes Gesellschaftszimmer mit einem Pianoforte aus der berühmtesten Fabrik und zahlreiche Gegenstände ausländischer Arbeit, so z. B. einen kleinen vergoldeten Tisch und zwei kleine Gefässe aus altem, echten Steingut (Wedgewood). Die Dienstboten sehen reinlich aus und tragen europäische Kleider. Der Hausherr unterscheidet sich in seinem Aeussern ebenfalls bedeutend von seinen Nachbarn. Er widmet seiner Toilette grosse Aufmerksamkeit; nur früh morgens trägt er einen Schlafrock, die übrige Zeit jedoch einen anschliessenden langen Rock nach der neuesten Mode. Die türkischen Pfeifen, welche sein Grossvater mit Vorliebe benutzte, flossen ihm gelindes Grauen ein, und er raucht in der Regel Zigaretten. Mit seiner Frau und den Töchtern spricht er stets französisch und ruft sie mit französischen oder englischen Namen. Der Theil des Hauses jedoch, welcher am schroffsten den Unterschied zwischen dem alten und neuen Stile hervortreten lässt, ist „le cabinet de Monsieur“. Im Kabinet von Iwan Iwán'itsch besteht das Möblement aus einem breitem Sopha, welches auch als Bett dient, einigen Stühlen aus Tannenholz, einer langen Reihe Pfeifen und einem plumpen tannenen Tisch, auf welchem man gewöhnlich ein Bündel schmutziger Papiere, eine alte, halb zerbrochene Dintenflasche, eine Feder und einen Kalender vorfindet. Das Kabinet von Victor Alexandr'itsch hat ein ganz anderes Aussehen. Es ist klein, aber zugleich bequem und elegant. Die Hauptgegenstände, die es enthält, sind ein Schreibtisch mit Dintenfass, Briefbeschwerer, Papiermesser und ähnlichen Dingen und in der Ecke gegenüber steht ein grosser Bücherschrank. Die Büchersammlung ist bemerkenswerth, nicht der Zahl der Bände wegen, oder weil sie seltene Ausgaben enthält, sondern wegen ihrer inneren Verschiedenheit. Geschichte, Kunst, Poesie, Dramen, Nationalökonomie und Landwirthschaft sind alle fast in gleicher Stärke vertreten. Einige der Werke sind in russischer, andere in deutscher, eine grosse Anzahl in französischer und ein paar in italienischer Sprache geschrieben. Die Sammlung illustriert das frühere Leben und die jetzige Beschäftigung des Eigenthümers.

Der Vater Victor Alexandr'itsch's war ein Gutsbesitzer

gewesen, der eine erfolgreiche Karriere im Zivildienste gemacht hatte und daher wünschte, dass sein Sohn in seine Fussstapfen trete. Zu diesem Behufe wurde Victor zuerst zu Hause sorgfältig geschult und dann auf die Universität nach Moskau geschickt, wo er vier Jahre als Student der Rechte zubrachte. Von der Universität trat er in das Ministerium des Innern ein; aber das Dienstleben sagte seinem Geschmacke nicht zu, und er kam sehr bald um seinen Abschied ein. Der Tod seines Vaters hatte ihn zum Besitzer eines Gutes gemacht, auf welches er sich in der Hoffnung zurückzog, dort reichlich Beschäftigung zu finden, die ihm besser behagte, als Aktenschreiben.

Auf der Moskauer Universität hatte er die Vorlesungen des bekannten Granowski gehört und sich durch eine Menge unzusammenhängender Werke hindurchgearbeitet. Das Hauptresultat seiner Studien war eine Reihe schlecht verdauter allgemeiner Grundsätze und gewisse oberflächliche, grossmüthig-menschenfreundliche Bestrebungen. Mit diesem geistigen Kapital gedachte er auf dem Lande ein nützliches Leben zu führen. Nachdem er das Haus ausgebessert und möblirt hatte, ging er daran, das Gut zu vervollkommen. Bei seinem vielen unsystematischen Lesen war er zufällig auf Beschreibungen englischer und toskanischer Landwirthschaft gestossen und hatte daraus erfahren, welche Wunder durch ein rationelles Feldbausystem erzielt werden konnten. Warum sollte nicht Russland dem Beispiel Englands und Toskana's folgen? Durch entsprechende Drainage, reichlichen Dünger, gute Pflüge und den Anbau künstlicher Gräser könnte der Ertrag auf das Zehnfache gebracht werden, und durch die Einführung landwirthschaftlicher Maschinen liesse sich die Handarbeit bedeutend verringern. Alles das schien so einfach, wie die Lösung einer Aufgabe aus der Regel *de tri* und Victor Alexandr'itsch, „*more scholarium rei familiaris ignarus*“, gab ohne einen Augenblick zu zögern sein baares Geld für eine englische Dreschmaschine, Pflüge, Eggen und andere Geräthschaften nach dem neuesten Muster aus.

Die Ankunft derselben war ein Ereigniss, von dem lange gesprochen wurde. Die Bauern prüften die Geräthschaften mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Verwunderung, aber sagten nichts. Als der Herr ihnen die Vortheile derselben auseinander setzte, äusserten sie noch immer kein Wort. Nur ein alter

Mann, der die Dreschmaschine betrachtete, murmelte hörbar vor sich hin: „Ein schlaues Volk diese Deutschen!“*) Als man die Bauern um ihre Meinung fragte, antworteten sie unbestimmt: „Wie sollen wir das wissen? Es muss wohl so sein.“ Aber als ihr Herr fortgegangen war, um seiner Frau und der französischen Erzieherin zu erklären, dass das Haupthinderniss des Fortschrittes in Russland die apathische Trägheit und der konservative Geist des Bauernstandes sei, äusserten sie ihre Ansichten freier. „Diese Dinge mögen alle sehr gut sein für die Deutschen, aber uns taugen sie nicht. Wie sollen unsere kleinen Pferde diese grossen Pflüge und Eggen ziehen? Und was dieses da (die Dreschmaschine) anbelangt, so ist das ganz unnütz.“ Weitere Prüfung und Ueberlegung befestigten den ersten Eindruck und es wurde einstimmig entschieden, dass von diesen neu ausgeklügelten Erfindungen nichts Gutes kommen könne.

Diese Befürchtungen erwiesen sich als nur zu wohl begründet. Die Pflüge und Eggen waren viel zu schwer für die kleinen Bauernpferde, und die Dreschmaschine zerbrach beim ersten Versuch, dieselbe zu benutzen. Zum Ankauf leichterer Geräthschaften fehlte es an baarem Gelde, und zur Ausbesserung der Dreschmaschine fand sich kein Ingenieur auf 150 Werst im Umkreise. Das Experiment war mit einem Worte vollständig misslungen und die neuen Anschaffungen wurden bei Seite gestellt.

Nach diesem Vorfalle war Victor Alexandr'itsch einige Wochen lang recht kleinmüthig gestimmt und sprach mehr als sonst über die Trägheit und Einsichtslosigkeit der Bauern. Sein Glaube an die unfehlbare Wissenschaft war etwas erschüttert und seine wohlmeinenden Bestrebungen waren für eine Zeit lang gedämpft worden. Aber diese Erschütterung des Glaubens war nicht von langer Dauer. Allmählich erlangte er seinen Normalzustand wieder und fing an, neue Pläne zu entwerfen. Durch das Studium einiger Werke über politische Oekonomie hatte er

*) Der russische Bauer versteht unter dem Ausdruck „Njämty“ alle Bewohner des westlichen Europa, während die Gebildeten das Wort nur auf Deutsche beziehen. Die übrige Menschheit besteht für ihn aus Prawoslawnyje (Rechtgläubige, griechisch Orthodoxe), Bussurmani (Muhamedaner) und Poljaki (Polen).

gelernt, dass das System des gemeinsamen Landbesitzes die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpfe, und dass freie Arbeit immer viel einträglicher sei, als Frohnarbeit. Es wurde ihm dadurch ganz klar, warum der Bauernstand in Russland so arm war, und durch welche Mittel seine Lage verbessert werden könnte. Das Gemeindeland musste in Familien-Loose eingetheilt werden, und die Leibeigenen hatten alsdann, anstatt für den Gutsherrn zu arbeiten, eine jährliche Summe als Pacht zu zahlen. Die Vortheile dieser Aenderung waren ihm ganz klar, so klar, wie er vorher die Vorzüge englischer Acker-Geräthschaften eingesehen hatte, und er beschloss, das Experiment auf seinem Besitzthum auszuführen.

Zunächst rief er die einsichtsvolleren und einflussreichsten seiner Leibeigenen zusammen, um ihnen sein Vorhaben zu erklären; aber seine Erklärungsversuche waren durchaus erfolglos. Sogar bei den gewöhnlichen laufenden Geschäften konnte er sich nicht in der einfachen heimischen Sprache ausdrücken, deren die Bauern sich bedienen, und wenn er über abstrakte Dinge sprach, so wurde er seinen ungebildeten Zuhörern gänzlich unverständlich. Die Leibeigenen hörten aufmerksam zu, aber begriffen Nichts. Er hätte ihnen ebenso gut, wie er das häufig in einer anderen Gesellschaft that, über den Unterschied zwischen italienischer und deutscher Musik einen Vortrag halten können. Ein zweiter Versuch fiel etwas glücklicher aus. Die Bauern gelangten dahin, einzusehen, dass er wünschte, den „Mir“ (das ländliche Gemeindewesen) aufzulösen und sie Alle auf Obrok zu setzen, d. h. er verlangte von ihnen eine gewisse jährliche Summe statt der Feldarbeit. Zu seiner grossen Verwunderung fand sein Plan gar keine Sympathieen. Die Leibeigenen hatten nicht viel dagegen einzuwenden, „auf Obrok“ gesetzt zu werden, obschon sie lieber so geblieben wären, wie sie waren; aber der Vorschlag, den „Mir“ aufzulösen, setzte sie völlig in Erstaunen und brachte sie ausser sich. Sie betrachteten die Sache, wie etwa ein Schiffskapitän den Vorschlag eines gelehrten Thoren ansehen würde, der darauf dränge, ein Loch in den Schiffsboden zu schlagen, um das Fahrzeug schneller segeln zu machen. Obschon sie nicht viel sagten, so war er doch einsichtsvoll genug, zu bemerken, dass er auf harten, passiven Widerstand stossen würde, und da er nicht tyrannisch vorgehen wollte, gab er die

Sache auf. So war auch sein zweiter wohlthätiger Plan in's Wasser gefallen. Viele andere Projekte hatten ein ähnliches Schicksal und Victor Alexandr'itsch begann einzusehen, dass es sehr schwierig sei, in dieser Welt Gutes zu thun, ganz besonders, wenn die Wohlthaten russischen Bauern zu Gute kommen sollten.

In Wirklichkeit lag der Fehler weniger an den Leibeigenen als an ihrem Herrn. Victor Alexandr'itsch war keineswegs dumm. Im Gegentheil, er hatte mehr als mittelmässige Begabung. Wenige waren fähiger als er, eine neue Idee aufzufassen und einen Plan zu deren Verwirklichung zu entwerfen, und sehr Wenige konnten geschickter mit abstrakten Prinzipien spielen wie er. Was ihm fehlte, war das Vermögen, mit konkreten Thatsachen zu rechnen. Die Grundsätze, welche er sich aus Universitäts-Vorlesungen und flüchtigem Studium angeeignet hatte, waren viel zu unbestimmt und abstrakt für den praktischen Gebrauch. Er hatte abstrakte Wissenschaft studirt, ohne irgend welche technische Kenntnisse von Einzelheiten zu erlangen und als er in das praktische Leben eintrat, erging es ihm wie etwa einem Studenten, den man, nachdem er nach Kompendien Mechanik studirt hat, plötzlich in eine Werkstatt führt und ihm befiehlt, eine Maschine zu konstruiren. Es war nur ein Unterschied vorhanden: Victor Alexandr'itsch wurde nicht genöthigt, irgend etwas zu thun. Freiwillig, ohne irgend eine äussere Nothwendigkeit, ging er an die Arbeit und gebrauchte Werkzeuge, die er nicht zu handhaben verstand. Gerade dieses verwirrte die Bauern am meisten. Warum mühte er sich mit diesen neuen Projekten ab, wenn er so bequem leben konnte! Bei einigen seiner Pläne konnten sie einsehen, dass er damit die Einnahmen erhöhen wollte, aber bei anderen war es ihnen unmöglich, einen ähnlichen Beweggrund zu entdecken. Bei diesem letzteren schrieben sie sein Betragen einer blossen Laune zu und zählten dieselbe zu der gleichen Kategorie, wie jene tollen Streiche, welchen sich launige Gutsherren zuweilen hingaben.

Während der letzten Jahre der Leibeigenschaft gab es ziemlich viele Gutsbesitzer wie Victor Alexandr'itsch: Männer, die Gutes schaffen wollten und nicht wussten, wie sie es anfangen sollten. Als die Leibeigenschaft aufgehoben werden

sollte, nahm die Mehrzahl dieser Männer thätigen Antheil an dem grossem Werke und leisteten ihrem Vaterlande wesentliche Dienste. Victor Alexandr'itsch handelte anders. Zuerst sympathisirte er von Herzen mit der vorgeschlagenen Befreiung und schrieb mehrere Aufsätze über die Vorzüge der freien Arbeit, aber als die Regierung die Sache selbst in die Hände nahm, erklärte er, dass die Beamten den Adel getäuscht und gering-schätzend behandelt hätten und ging zur Gegenpartei über. Noch ehe der kaiserliche Erlass unterzeichnet war, ging er in's Ausland und reiste drei Jahre lang in Deutschland, Frankreich und Italien. Kurz nach seiner Rückkehr heirathete er eine hübsche, fein gebildete Dame, die Tochter eines hohen Beamten in St. Petersburg, und seit jener Zeit wohnt er beständig auf seinem Gute.

Obgleich Victor Alexandr'itsch ein Mann von Bildung und feinen Sitten ist, verbringt er seine Zeit doch fast ebenso gemächlich, wie die Leute von der alten Schule. Er steht etwas später auf und statt am offenen Fenster zu sitzen und in den Hof hinunter zu blicken, blättert er in einem Buche oder in einer Zeitschrift. Statt um 12 Uhr zu Mittag zu speisen und um 9 Uhr Abendbrod zu essen, nimmt er sein „déjeuner“ um 12 Uhr ein und isst um 5 Uhr zu Mittag. Er sitzt weniger auf der Veranda und schreitet nicht so viel auf und ab mit den Händen auf dem Rücken, denn er kann gelegentlich dadurch einige Abwechslung in die tägliche Arbeit des Zeittödtens bringen, dass er einen Brief schreibt, oder sich hinter seine Frau an das Piano stellt, während sie aus Mozart oder Beethoven vorspielt. Aber das sind nur unbedeutende Abweichungen. Wenn es einen wesentlichen Unterschied zwischen der Lebensweise von Victor Alexandr'itsch und Iwan Iwan'itsch gibt, so besteht derselbe darin, dass der Erstere nie auf die Felder geht, um nachzusehen, wie die Arbeit gethan wird, und sich nie über den Zustand des Wetters, die Ernteaussichten und verwandte Dinge Gedanken macht. Er überlässt die Bewirthschaftung seines Gutes vollständig seinem Verwalter und verweist alle Bauern, welche mit Klagen oder Bittgesuchen zu ihm kommen, an diese Persönlichkeit. Obgleich er grosses Interesse an den Bauern als unpersonliche, abstrakte Einheit hegt, und über konkrete Beispiele dieses genus in den Werken gewisser populärer Schriftsteller

mit Vorliebe nachdenkt, so mag er doch nicht gern mit Bauern von Fleisch und Blut in direkte Beziehungen kommen. Wenn er mit ihnen sprechen muss, so fühlt er stets Unbehagen, und der Geruch ihrer Schafpelze ist ihm widerlich. Iwan Iwan'itsch ist stets bereit, mit den Bauern zu sprechen und ihnen gesunde praktische Rathschläge oder scharfe Ermahnungen zu ertheilen, und in den alten Zeiten war er auch in Augenblicken des Zornes fähig, seine Strafpredigt durch freigebigen Gebrauch seiner Fäuste zu ergänzen. Victor Alexandr'itsch dagegen konnte ihnen nie irgendwelchen Rath geben, ausser vagen Gemeinplätzen, und was die Anwendung der Faust betrifft, so würde er davor zurückgeschreckt sein, nicht bloss aus Achtung vor menschenfreundlichen Grundsätzen, sondern auch aus Beweggründen, die in das Gebiet der ästhetischen Empfindlichkeit gehören.

Dieser Unterschied zwischen den beiden Männern übt einen grossen Einfluss auf ihre Geldangelegenheiten aus. Die Verwalter beider begehen Unterschleife, aber derjenige bei Iwan Iwan'itsch kann nur in gewissen Grenzen stehlen, während der Wirthschafter bei Victor Alexandr'itsch regelmässig und methodisch unterschlägt und seinen Gewinn nicht nach Kopeken, sondern nach Rubeln berechnet. Obgleich die beiden Güter fast von gleichem Umfange und gleichwerthig sind, liefern sie doch einen sehr verschiedenen Ertrag. Der rauhe praktische Mann hat ein viel grösseres Einkommen, als sein eleganter, gebildeter Nachbar, und gibt gleichzeitig viel weniger aus. Die Folgen davon müssen, wenn sie gegenwärtig noch nicht sichtbar sind, bald schmerzlich offenbar werden. Iwan Iwan'itsch wird seinen Kindern ohne Zweifel ein unverschuldetes Besitzthum und ein gewisses Baarvermögen hinterlassen. Die Kinder von Victor Alexandr'itsch haben keine derartigen Aussichten. Er hat bereits begonnen, sein Eigenthum zu verpfänden und den Wald zu lichten, und doch findet er am Ende des Jahres stets ein Defizit vor. Es ist schwer voraus zu sagen, was aus seiner Frau und seinen Kindern werden wird, wenn das Gut zur Einlösung der Pfandbriefe zum Verkauf kommt. Er denkt wenig an diese Möglichkeit, und wenn seine Gedanken zufällig diese Richtung nehmen, so tröstet er sich mit der Hoffnung, dass er, ehe der Krach kommt, einen reichen Oheim beerbt haben wird, der keine Kinder hat. Er weiss sehr wohl, — oder könnte wenigstens wissen, wenn er sich die Mühe

nähme, nachzudenken — dass diese Hoffnung nur auf einer Möglichkeit beruht. Der Oheim kann sich noch verheirathen und Nachkommenschaft haben, oder derselbe könnte einen anderen Neffen zum Erben erwählen, oder er lebt vielleicht ruhig noch dreissig Jahre weiter und behält sein Vermögen. Die Aussichten sind deshalb ganz unsicher; aber Victor Alexandr'itsch neigt, wie andere unvorsichtige Leute zu der Annahme, dass es irgendwo hinter den Kulissen einen *Deus ex machina* geben muss, der zweifelsohne im richtigen Augenblicke erscheinen und ihn von den natürlichen Folgen seiner Thorheit erretten wird.

Die Gutsbesitzer von der alten Schule führen dasselbe eintönige, eintönige Leben Jahr aus Jahr ein mit sehr wenig Abwechslung. Victor Alexandr'itsch dagegen fühlt das Bedürfniss dann und wann in „zivilisirte Gesellschaft“ zurückzukehren, und verbringt demgemäss jeden Winter einige Wochen in St. Petersburg. Den Sommer hindurch hat er die Gesellschaft seines Bruders, — *un homme tout-à-fait civilisé* — welcher in einer kleinen Entfernung ebenfalls ein Gut besitzt.

Dieser Bruder, Wladimir Alexandr'itsch, wurde in der Rechtsschule in St. Petersburg erzogen und ist seither im Dienste rasch vorgerückt. Er bekleidet jetzt eine hervorragende Stellung in einem der Ministerien und hat den Ehrentitel: „Kammerherr seiner Majestät“. Er ist ein in höheren Regierungskreisen gut angeschriebener Mann und wird, wie man glaubt, eines Tages Minister werden. Obgleich er ein Anhänger aufgeklärter Ansichten und entschieden „liberal“ ist, so versteht er es doch, sich mit denen gut zu stellen, welche sich einbilden, „konservativ“ zu sein. Seine sanften, aalglatten Manieren leisten ihm dabei grossen Vorschub. Theilt man ihm eine Ansicht mit, so wird er stets damit beginnen, uns zu sagen, dass wir ganz Recht haben; und wenn er damit endigt, uns zu zeigen, dass wir ganz im Unrecht waren, so wird er uns wenigstens fühlen lassen, dass unser Irrthum nicht nur sehr verzeihlich ist, sondern entweder unserem geistigen Scharfblick oder unserer Herzensgüte sehr zur Ehre gereicht. Trotz seines Liberalismus ist er ein standhafter Monarchist und hält dafür, dass die Zeit noch nicht gekommen ist, in Russland eine Konstitution einzuführen. Er erkennt an, dass die jetzige Ordnung der Dinge ihre Mängel hat, aber meint, dass sich dieselbe, im grossen Ganzen, recht

gut bewährt habe, und dass noch viel Besseres geleistet werden könnte, wenn gewisse hohe Beamte abgesetzt und energischere Männer an ihrer Stelle eingesetzt würden. Wie alle echten St. Petersburger Tschinowniki (Beamte) hat auch er grosses Vertrauen zu der wunderbaren Gewalt kaiserlicher Ukase und ministerieller Rundschreiben, er glaubt, dass der nationale Fortschritt darin besteht, diese Aktenstücke zu vermehren und die Verwaltung zu zentralisiren, um denselben grössere Wirkungskraft zu geben. Aesthetische Bildung hält er für ein sehr geeignetes Ergänzungsmittel zum Fortschritt, und er spricht mit einiger Beredtsamkeit über den humanisirenden Einfluss der schönen Künste auf das menschliche Gemüth. Er selbst ist mit französischen und englischen Klassikern recht gut vertraut und bewundert besonders Macaulay, der nach seiner Ansicht nicht nur ein grosser Schriftsteller, sondern auch ein grosser Staatsmann war. Unter den Romanschriftstellern gibt er George Eliot die Palme, und spricht von den Novellisten seines Vaterlandes und von der russischen Literatur überhaupt in den verächtlichsten Ausdrücken.

Eine ganz andere Ansicht über russische Literatur vertritt Alexander Iwan'itsch N. — der früher Friedensvermittler in bäuerlichen Angelegenheiten war und dann Friedensrichter wurde. Die beiden diskutieren häufig über den Gegenstand. Der Bewunderer von Macaulay erklärt, dass Russland eigentlich keine Literatur hat, und dass die Werke, welche die Namen der russischen Schriftsteller tragen, Nichts sind, als ein mattes Echo der Literatur West-Europa's. „Nachahmer“, pflegt er zu sagen, „geschickte Nachahmer haben wir in Menge hervorgebracht. Aber wo ist ein origineller Genius? Was ist unser berühmter Dichter Shukowski? Ein Uebersetzer. Was ist Púschkin? Ein begabter Zögling der romantischen Schule. Was ist Lermontoff? Ein schwacher Nachahmer von Byron. Was ist Gógol?“

Hier fällt Alexander Iwan'itsch ganz unvermeidlich ein. Er ist bereit, alle pseudo-klassische und romantische Poesie zu opfern und sogar die ganze russische Literatur bis etwa zum Jahre 1840, aber er wird nicht zugeben, dass geringschätzend von Gógol gesprochen wird, der um diese Zeit die russische, realistische Schule begründete. „Gógol, meint er, war ein grosser und origineller Genius. Gógol schuf nicht nur eine

neue Literatur-Gattung; er brachte gleichzeitig bei dem lesenden Publikum eine Umwandlung hervor und eröffnete eine neue Aera in der geistigen Entwicklung der Nation. Durch seine humoristischen, satirischen Skizzen verjagte er das metaphysische Träumen und die alberne romantische Affektation, die damals Mode waren, und lehrte die Leute ihr Vaterland ansehen, wie es wirklich war, in seiner ganzen abstossenden Hässlichkeit. Mit seiner Hülfe gelangte die junge Generation dahin, die Verfaultheit des Verwaltungssystems einzusehen und die Kleinlichkeit, Dummheit, Unehrllichkeit und die Werthlosigkeit der Grundbesitzer, die er mit Vorliebe zur Zielscheibe seines Spottes machte. Das Erkennen der Mängel brachte den Wunsch nach Reform hervor. Von dem Lachen über die Gutsbesitzer gab es nur einen Schritt zur Verachtung derselben, und als wir lernten, die Grundherren zu verachten, gelangten wir von selbst dahin, mit den Leibeigenen zu sympathisiren. So wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft von der Literatur angebahnt; und als die grosse Frage gelöst werden musste, war es wiederum die Literatur, die eine befriedigende Lösung ausfindig machte.“

Dieser Gegenstand geht Alexander Iwan'itsch immer sehr nahe, und er tritt mit Wärme für denselben ein. Er weiss ziemlich viel über die geistige Bewegung, welche im Jahre 1840 ihren Anfang nahm und in den grossen Reformen unter der jetzigen Regierung ihren Höhepunkt erreichte, weil er in derselben lebte und einen gewissen thätigen Antheil daran nahm. Er ersinnt sich noch dunkel der grossen Erregung, welche die Veröffentlichung von Gógol's berühmter Schilderung des russischen Provinziallebens hervorrief. Er erinnert sich, wie er einige Jahre später die Universität Moskau bezog und die glänzenden geschichtlichen Vorlesungen von Granówski regelmässig hörte. Zu jener Zeit war die literarische Gesellschaft Moskau's in zwei feindliche Lager getheilt — in die Slawophilen und die Occidentalisten. Die ersteren wollten eine unabhängige, nationale Kultur sich auf Grund volksthümlicher Anschauungen und griechischer Orthodoxie entwickeln lassen, während die letzteren bestrebt waren, die geistigen Schätze des westlichen Europa anzunehmen und den Verhältnissen anzupassen. Er gehörte zur letzteren Partei und hielt ihren Leiter, Belinski, für den grössten Mann der Zeit. Er gab sich nicht viel mit ernsten Studien

ab, aber er las mit gespanntem Interesse alle besseren Zeitschriften und gelangte allmählich zu der Ueberzeugung, dass die Kunst nicht um ihrer selbst willen gepflegt, sondern dem sozialen Fortschritte dienstbar gemacht werden müsse. Dieser Glaube wurde durch das Lesen einiger der ersten Werke George Sand's, die für ihn eine Art Offenbarung waren, noch befestigt. Soziale Fragen nahmen seinen Geist ganz in Anspruch, und alle anderen Dinge erschienen ihm daneben unwesentlich. Dann kamen i. J. 1848 die politischen Störungen in West-Europa — eine Zeit wilder Hoffnungen und grenzenlosen Strebens, der eine Periode heftiger Reaktion folgte, während welcher jeder Hinweis auf politische und soziale Fragen von der Press-Zensur auf das Strengste untersagt war. Diese Periode verlebte Alexander Iwan'itsch auf dem Lande, er verwaltete sein Gut und wartete geduldig auf das Kommen besserer Tage. Und als nach dem Krimkriege die Morgenröthe dieser Tage dämmerte, warf er sich enthusiastisch in die neue Bewegung und trat in verschiedenen Zeitschriften für die Abschaffung der Leibeigenschaft ein. Das Befreiungs-Manifest wurde i. J. 1861 unterzeichnet und kurz nachher wurde er zum „Friedens-Vermittler“ des Bezirkes ernannt, in welchem er wohnte. Die Pflicht dieser Vermittler bestand darin, das Befreiungs-Gesetz in Ausführung zu bringen und zwischen Grundherren und Leibeigenen die Vermittlerrolle zu übernehmen. Das war Arbeit nach seinem Herzen, und er führte dieselbe mit solcher Unparteilichkeit und guter Einsicht aus, dass auf keinem der Güter, wo er als Vermittler fungirt hatte, ernstliche Streitigkeiten oder Missverständnisse vorgekommen waren. Im Jahre 1867 war er von der Semstwo zum Friedensrichter erwählt worden; er erfüllt seine neuen Pflichten mit gleicher Geschicklichkeit. Er ist gleichzeitig ein Abgeordneter der Versammlung und hat lebhaftes Interesse für alle örtlichen Angelegenheiten.

Obschon er zuweilen den grossen St. Petersburger Beamten besucht, wenn diese hohe Persönlichkeit den Bezirk mit seiner Anwesenheit beehrt, so gibt er doch keineswegs zu, dass er Gefühle der Freundschaft oder Hochachtung gegen ihn hege. Im Gegentheil, er bezeichnet ihn als die wandelnde Verkörperung der Bureaukratie und verkündet laut, dass die Bureaukratie das Verderben Russlands sei. „Diese Tschinowniki“, pflegt er zu

sagen, wenn er erregt ist, „welche in St. Petersburg leben und das Land regieren, wissen von Russland so viel, wie von China. Sie leben in einer Welt von Aktenstücken und wissen Nichts von den wahren Bedürfnissen und Interessen des Volkes. Wenn nur die vorgeschriebenen Formalitäten gebührend beobachtet werden, so sind sie vollkommen befriedigt. Das Volk mag Hungers sterben, wenn nur die Thatsache nicht in den offiziellen Berichten vorkommt. Machtlos selbst Gutes zu wirken, sind sie doch mächtig genug, Andere daran zu hindern, und sie sind ausserordentlich eifersüchtig auf jede Privat-Initiative. Wie haben sie z. B. gegen die Semstwo gehandelt? Die Semstwo ist wirklich eine gute Einrichtung und hätte Grosses leisten können, hätte man sie gewähren lassen, aber so bald sie anfang, ein wenig unabhängige Energie zu entwickeln, stutzten ihr die Beamten sofort die Flügel und schnürten ihr dann die Kehle zusammen. Gegen die Presse sind sie ebenso vorgegangen. Sie fürchten die Presse, weil sie eine gesunde öffentliche Meinung, welche die Presse allein hervorrufen kann, nicht aufkommen lassen wollen. Alles, was die herkömmliche Geschäftsordnung stört, versetzt sie in Aufregung. In Russland kann von keinem wirklichen Fortschritt die Rede sein, so lange es von diesen verfl — Tschinowniks regiert wird.“

Der lebenswürdige Bruder des hohen Beamten kommt unter den Händen des liberalen Friedensrichters nicht besser davon. Er ist zwar kein Tschinownik, aber er ist etwas beinahe eben so Schlimmes — nämlich ein „baritsch“, das heisst ein verzärteltes, launisches, verdorbenes Kind, das sein Leben in vornehmer Trägheit und mit Schönrederei hinbringt. Trotz seiner grossmüthigen Bestrebungen bringt es Victor Alexandr'itsch nie dahin, sich selbst oder Anderen nützlich zu sein. Als die Bauernfrage auf's Tapet kam, und es Etwas zu thun gab, ging er in's Ausland und schwatzte über Liberalismus in Baden-Baden und Paris. Obschon er Bücher über Landwirthschaft liest oder wenigstens vorgibt, sie zu lesen, und immer bereit ist, über die besten Mittel zur Vermeidung der Bodenerschöpfung zu sprechen, weiss er doch weniger von der Landwirthschaft, als ein Bauernjunge von 12 Jahren, und wenn er in die Felder geht, so kann er kaum Roggen von Hafer unterscheiden. Statt über deutsche und italienische Musik zu schwatzen, würde er gut thun, etwas prak-

tische Landwirthschaft zu treiben und sich um sein Gut zu kümmern.

Während der Friedensrichter in dieser Weise seine Nachbarn ziemlich scharf durchnimmt, kommt er selbst bei Einzelnen nicht glimpflich davon. Einige behäbige alte Gutsbesitzer halten ihn für einen gefährlichen Menschen und sind im Stande, gewisse Ausdrücke, deren er sich bedient hat, anzuführen, die anzudeuten scheinen, dass seine Auffassung von Eigenthum einigermaßen schwankend ist. Viele meinen, dass sein Liberalismus sehr heftiger Natur sei, und dass er entschieden republikanische Sympathien hege. Bei seinen richterlichen Entscheidungen neigt er, wie man sagt, häufig eher auf die Seite der Bauern, als auf die der Gutsherren. Ferner versucht er es beständig, die Bauern der benachbarten Dörfer zu bewegen, Schulen zu gründen, und er hat erstaunliche Ideen über die beste Methode, Kinder zu lehren. Diese und ähnliche Thatsachen bringen viele Leute auf die Vermuthung, dass er sehr vorgeschrittene Ideen hat, und ein alter Herr nennt ihn gewöhnlich — halb im Scherz und halb im Ernst — „unser Freund, der Kommunist“. Bei den nächsten Friedensrichter-Wahlen ist es höchst wahrscheinlich, dass er zu viele schwarze Kugeln bekommen wird. Gewiss ist, dass man versuchen wird, seine Wiederwahl zu verhindern.

In Wirklichkeit hat Alexander Iwan'itsch nichts Kommunistisches an sich. Obgleich er den Tschinownik-Geist oder Bureaukratismus nicht ausstehen kann und ein eifriger Anhänger der lokalen Selbstverwaltung ist, so würde er sich doch nie im Leben in eine revolutionäre Bewegung einlassen. Sein Wunsch geht dahin, dass die Regierung, durch die öffentliche Meinung und eine Volksvertretung aufgeklärt und kontrolirt werde, aber er glaubt, dass dieses nur durch freiwillige Zugeständnisse von Seiten der autokratischen Macht bewirkt werden könne. Vielleicht hat er eine gewisse sentimentale Neigung für den Bauernstand und ist stets bereit für dessen Interesse einzutreten; aber er ist zu viel mit Bauern selbst in Berührung gekommen, um jene idealisirten Schilderungen, in denen sich einige populäre Schriftsteller gefallen, als wahr anzuerkennen, und man kann ruhig versichern, dass die Anklage seiner Feinde, welche die Bevorzugung der Bauern auf Kosten der Gutsbesitzer betrifft, gänzlich unbegründet ist. Alexander Iwan'itsch ist in Wirklichkeit

ein ruhiger, vernünftiger Mann, der zuweilen schwärmerisch grossmüthig werden kann, und mit dem jetzigen Zustand der Dinge gar nicht zufrieden ist, aber er ist keineswegs ein Träumer und ein Revolutionär, wie einige seiner Nachbarn behaupten wollen.

Von seinem jüngeren Bruder Nikolaus, der bei ihm wohnt, kann ich, wie ich glaube, nicht dasselbe behaupten. Nikolai Iwan'itsch ist ein grosser, schlanker Mann, im Anfang der dreissiger Jahre, mit ausgemergeltem Antlitze, galliger Gesichtsfarbe und langem schwarzen Haar; er ist augenscheinlich von erregbarem, nervösen Temperamente. Er spricht sehr schnell und mit scharfer Betonung und gestikulirt dabei mehr als seine Landsleute im Allgemeinen. Sein Lieblingsthema, über welches er eher predigt als spricht, ist der beklagenswerthe Zustand des Landes und die Werthlosigkeit der Regierung. Gegen die Regierung hat er vielerlei Ursachen zur Klage und darunter eine oder zwei, die ihn persönlich betreffen. Im Jahre 1861 war er Student der Universität in St. Petersburg. Zu jener Zeit herrschte eine ziemlich grosse Erregung in ganz Russland und besonders in der Hauptstadt. Die Leibeigenen waren gerade befreit worden, und andere grosse Reformen wurden in Angriff genommen. Es hatte sich damals bei den jüngeren Leuten — und es muss hinzugefügt werden, auch bei vielen älteren — die Ueberzeugung gebildet, dass das autokratische, väterliche Regierungssystem sein Ende erreicht habe, und dass Russland im Begriffe stehe, nach den vorgeschrittensten Prinzipien politischer und sozialer Wissenschaft umgestaltet zu werden. Die Studenten, die diese Ueberzeugung theilten, wollten von jeder akademischen Gewalt befreit werden und eine Art akademische Selbstverwaltung einrichten. Sie wünschten vor Allem das Recht zu erlangen, öffentliche Versammlungen für die Diskussion ihrer eigenen gemeinsamen Angelegenheiten abzuhalten. Die Behörde konnte dieses nicht gestatten und erliess eine Reihe von Vorschriften, welche Versammlungen verbot und die Kollegiangelder erhöhte, um dadurch viele der ärmeren Studenten thatsächlich auszuschliessen. Dieses wurde als eine übermüthige Beschimpfung der neuen Aera empfunden. Trotz des Verbotes fanden Protest-Versammlungen statt und feurige Ansprachen wurden von männlichen und weiblichen Rednern gehalten; dieselben begannen gewöhnlich in den Hörsälen und wurden auf dem Hofe der Universität fortge-

setzt. Einmal kam es so weit, dass ein langer Zug durch die Hauptstrassen nach dem Hause des Kurators marschirte. Nie war ein solches Schauspiel in St. Petersburg früher gesehen worden; zaghafte Menschen fürchteten, dass dieses der Anfang eines Aufruhrs sein würde und träumten von Barrikaden. Endlich trafen die Behörden energische Maassregeln; gegen 300 Studenten wurden verhaftet und von diesen 32 von der Universität verjagt.

Unter den Relegirten befand sich auch Nikolai Iwan'itsch. Alle seine Hoffnungen Professor zu werden, wie er beabsichtigt hatte, wurden dadurch vernichtet, und er musste sich nach einem andern Berufe umsehen. Eine schriftstellerische Karriere erschien ihm als die vielversprechendste und war sicher die seinem Geschmacke am meisten zusagende. Dieselbe machte es ihm möglich, seinen Ehrgeiz, ein Mann der Oeffentlichkeit zu sein, zu befriedigen und lieferte ihm die Gelegenheit, seine Verfolger anzugreifen und zu ärgern. Er hatte schon dann und wann für eine der tonangebenden Zeitungen geschrieben und wurde jetzt ein regelmässiger Mitarbeiter. Sein Vorrath von positiven Kenntnissen war nicht sehr gross, aber er verstand es, fliessend zu schreiben und bei seinen Lesern die Vermuthung zu erwecken, dass er über einen unerschöpflichen Schatz politischer Weisheit verfüge, den er nur der Zensur wegen nicht veröffentlichen dürfe. Ausserdem hatte er das Talent, seine scharfen satirischen Bemerkungen über die Behörden in eine solche Form zu kleiden, dass sogar ein Zensor ihm nicht leicht etwas anhaben konnte. Aufsätze dieser Art waren zu jener Zeit eines durchschlagenden Erfolges sicher, und die seinigen schlugen durch. Er wurde ein sehr bekannter Mann in literarischen Kreisen und eine Zeit lang ging Alles gut. Aber allmählich wurde er weniger vorsichtig; während die Behörden wachsamer wurden. Einige Exemplare einer sehr heftigen aufrührerischen Proklamation fielen in die Hände der Polizei und es wurde allgemein geglaubt, dass dieselbe von der Koterie, zu welcher er gehörte, ausgegangen war. Von diesem Augenblicke an wurde er sorgfältig bewacht, bis er in einer Nacht aus dem Schlafe aufgestört und von einem Gensd'armen nach der Festung gebracht wurde.

Wenn Jemand auf diese Weise wegen eines wirklichen oder vermeintlichen Verbrechens verhaftet wird, so gibt es zwei

Verfahren, die gegen ihn in Anwendung gebracht werden können. Er wird entweder einem Gerichte übergeben, oder man wendet das „Verwaltungsverfahren“ gegen ihn an (administrativny porjádok). Im ersteren Falle wird er, wenn die Schuld erwiesen ist, zu einer Gefängnisstrafe verurtheilt; oder wenn es sich um ein schweres Vergehen handelt, so erfolgt Verschickung nach Sibirien, entweder für eine bestimmte Zeit oder auf immer. Nach dem „Verwaltungsverfahren“ wird er einfach ohne Prozess in eine abgelegene Stadt gebracht und gezwungen, daselbst unter polizeilicher Aufsicht zu leben, so lange es Sr. Majestät gefällt. Gegen Nikolai Iwan'itsch hatte man das „Verwaltungsverfahren“ angewendet, weil die Behörden, obschon überzeugt, dass er ein gefährlicher Charakter sei, nicht hinreichend Beweismittel finden konnten, um von einem Gerichtshof das „schuldig“ gegen ihn zu erlangen. Fünf Jahre lang lebte er unter polizeilicher Aufsicht in einer kleinen Stadt unweit des weissen Meeres und dann wurde ihm eines Tages ohne irgend eine Erklärung mitgetheilt, dass er abreisen und leben könne, wo es ihm beliebe, mit Ausschluss von St. Petersburg und Moskau.

Seit der Zeit hat er bei seinem Bruder gewohnt; er bringt seine Zeit mit Wehklagen über seine zertrümmerten Hoffnungen hin und brütet über das Leid, das ihm angethan worden ist. Von der geläufigen Redeweise, die ihm einen vorübergehenden literarischen Ruf einbrachte, hat er Nichts eingebüsst, er kann stundenlang über politische und soziale Fragen sprechen, sobald er nur Jemand findet, der ihm zuhören mag. Es ist indess äussert schwierig, seinen Reden zu folgen, und unbedingt unmöglich, dieselben im Gedächtniss zu behalten. Dieselben gehören in das Gebiet der politischen Metaphysik, wenn eine solche Bezeichnung erlaubt ist, denn, obschon er angeblich die Metaphysik verabscheut, so ist er doch ein echter Metaphysiker seiner ganzen Denkweise nach. Er lebt eigentlich in einer Welt abstrakter Begriffe, aus der heraus er konkrete Thatsachen kaum wahrnehmen kann; seine Gründe sind immer eine Art geschickten Gaukelspiels mit solchen herkömmlichen, doppelsinnigen Ausdrücken, wie Aristokratie, Bürgerthum, Monarchie u. A. m. Thatsachen entstehen in seinem Gehirne nicht durch Beobachtung, sondern durch Deduktionen von allgemeinen Grundsätzen; auf diese Weise können seine Thatsachen mit seinen Theorien

niemals in Widerspruch kommen. Ferner hat er gewisse Axiome, die er als selbstverständlich voraussetzt und auf welchen alle seine Beweisgründe basiren; so z. B., dass Alles, was „liberal“ genannt werden kann, nothwendig zu allen Zeiten und unter allen Umständen gut sein muss.

Unter einer Unmasse vager Begriffe, die sich unmöglich in eine klare Form bringen lassen, hat er auch einige Ideen, die vielleicht nicht ganz richtig sind, aber sich wenigstens dadurch vortheilhaft auszeichnen, dass sie verständlich sind. Zu diesen gehört seine Ueberzeugung, dass Russland neuerdings die Gelegenheit hatte, ganz Europa auf der Bahn des Fortschrittes zu überflügeln, und dass es freiwillig die günstige Gelegenheit zurückwies. Russland, so meint er, hätte zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft kühn alle vorgeschrittensten Grundsätze politischer und sozialer Wissenschaft anwenden und den ganzen Staatsbau, in Uebereinstimmung mit denselben, umgestalten sollen. Andere Nationen könnten einen derartigen Schritt nicht thun, weil sie alt und abgelebt von hartnäckigen, angeborenen Vorurtheilen eingenommen und mit einer Aristokratie und einer Bourgeoisie behaftet seien, aber Russland ist jung, weiss Nichts von gesellschaftlichen Kasten und hat nicht gegen tief gewurzelte Vorurtheile zu kämpfen. Die Bevölkerung ist wie Thonerde, die sich in jede Form bringen lässt, welche die Wissenschaft vorschreiben mag. Der Kaiser begann ein grossartiges, sozialwissenschaftliches Experiment, aber er blieb auf halbem Wege stehen. Vielleicht wird sein Nachfolger zu bewegen sein, einen kühneren Versuch zu machen.

In dieser Idee liegt eine gewisse Wahrheit. Russland kann soziale und politische Umwandlungen durchführen, welche zarter organisirten Staaten verderblich wären. Es hat schon mehr als einmal solche Umwandlungen, ohne irgend welche ernstliche Störungen, erfolgreich durchgemacht und wird dieses auch in Zukunft thun können, wenn die autokratische Gewalt erhalten bleibt und das Volk sich noch ferner passiv verhält. Diese sehr wichtige Vorbedingung übersieht Nikolaï Iwan'itsch, Er ist ein „Liberaler“ und als solcher ein eifriger Anhänger parlamentarischer Einrichtungen. Für ihn ist eine Konstitution eine Art allmächtiger Fetisch. Man mag versuchen, ihm auseinanderzusetzen, dass ein Parlament, so gross auch seine Vor-

züge sein mögen, nothwendig eine politische Parteibildung und politische Konflikte zur Folge hat und für grossartige sozialwissenschaftliche Experimente lange nicht so geeignet ist, wie ein guter väterlicher Despotismus. Man mag versuchen, ihn zu überzeugen, dass, obschon es schwierig sein mag, einen Autokraten zu bekehren, es doch unendlich viel schwieriger ist, ein Parlament umzustimmen. Aber alle Anstrengungen werden umsonst sein. Er wird uns versichern, dass ein russisches Parlament etwas ganz Anderes sein wird, als alle anderen Parlamente. Dasselbe würde keine Parteien enthalten, denn Russland hat keine gesellschaftlichen Kasten, und würde gänzlich von wissenschaftlichen Prinzipien geleitet werden — so frei von jedem Vorurtheil und persönlichen Einflüssen, wie ein Denker, der über die Natur des Unendlichen philosophirt! Mit einem Worte, er bildet sich offenbar ein, dass ein nationales Parlament aus ihm selbst und seinen Freunden zusammengesetzt sein müsse, und dass die Nation sich ihren Ukasen ruhig unterwerfen würde, ebenso wie sie sich bisher den Ukasen des Zaren gefügt hat.

Bis dieses politische, tausendjährige Reich herbeikommt, in dem die reine hehre Wissenschaft allein herrschen soll, gönnt sich Nikolai Iwan'itsch den Luxus einer starken politischen Erbitterung, und er hasst, wie nur Fanatiker hassen können. Zunächst und vor Allem hasst er, was bei ihm „bourgeoisie“ heisst — er muss das französische Wort anwenden, weil seine Muttersprache keinen entsprechenden Ausdruck enthält — und ganz besonders Kapitalisten aller und jeder Art. Dann hasst er auch die Aristokratie, und besonders eine Form von Aristokratie, die er den Feudal-Adel nennt. Er legt diesen abstrakten Bezeichnungen keine genaue Bedeutung bei, aber er hasst die Wesen, welche dieselben vorstellen sollen ebenso gründlich, als wären sie seine persönlichen Feinde. Unter den Dingen, die ihm in seinem Vaterlande verhasst sind, steht die autokratische Gewalt obenan. Darauf folgen, als aus der autokratischen Gewalt hervorgegangen, die Tschinowniki und besonders die Gensd'armen. Dann kommen die Grundbesitzer. Obgleich er selbst Grundbesitzer ist — oder doch nach dem Tode seiner Mutter sein wird — hält er dafür, dass diese Menschenklasse den Boden unnöthig belastet und meint, dass ihr Land konfisziert und unter die Bauern vertheilt werden müsste.

Alle Gutsbesitzer werden von ihm schonungslos verurtheilt, weil sie in sein Ideal eines Bauernreiches nicht passen, aber er erkennt bei ihnen verschiedene Grade von Verderbtheit an. Einige sind einfach hinderlich, während Andere thätig gegen das Gemeinwohl wirken. Unter diesen letzteren verabscheut er besonders den Fürsten S.—, weil derselbe nicht nur sehr grosse Besitzungen hat, sondern auch gleichzeitig aristokratische Ansprüche erhebt und sich selbst einen Konservativen nennt.

Fürst S.— ist bei weitem der wichtigste Mann des Bezirkes. Seine Familie ist eine der ältesten des Landes — dieselbe leitet sich von keinem Geringeren als Rurik her, welcher vor etwa 1000 Jahren das russische Reich gegründet haben soll — aber er verdankt seinen Einfluss nicht seinem Stammbaume, denn ein blosser Stammbaum gilt nicht viel in Russland. Er ist einflussreich und geachtet, weil er eine hohe offizielle Stellung einnimmt, und von Geburt zu der Gruppe von Familien gehört, welche den permanenten Kern der stets wechselnden Hofgesellschaft bilden. Sein Vater und sein Grossvater waren wichtige Persönlichkeiten in der Regierung und bei Hofe, und seine Söhne und Enkel werden wahrscheinlich in dieser Hinsicht in die Fusstapfen ihrer Vorfahren treten. Obgleich vom gesetzlichen Standpunkte aus alle Adeligen ebenbürtig sind, und theoretisch Beförderung nur durch persönliches Verdienst erlangt werden kann, so steigen doch in Wirklichkeit diejenigen, welche bei Hofe Freunde haben, leichter und schneller.

Das Leben des Fürsten ist ein erfolgreiches aber ziemlich ereignissloses gewesen. Er wurde zuerst zu Hause unter einem englischen Hauslehrer erzogen; seine weitere Bildung erwarb er im Pagenkorps. Dann trat er in ein Garderegiment ein und ist seitdem stetig befördert worden bis zu seinem jetzigen hohen militärischen Range. Seine Thätigkeit war indess hauptsächlich dem Zivildienste gewidmet und er hat jetzt einen Sitz im Reichsrathe. Obgleich er stets ein gewisses Interesse an öffentlichen Angelegenheiten genommen hat, spielte er keine wichtige Rolle bei irgend einer der grossen Reformen unter der jetzigen Regierung. Als die Bauernfrage aufgeworfen wurde, war er für die Befreiung, aber es behagte ihm gar nicht, den befreiten Bauern Land abzutreten und die Gemeinde-Institutionen beizubehalten. Sein Wunsch ging dahin, dass die Grundherren ihre

Leibeigenen ohne Geldentschädigung freigeben, jedoch dafür eine gewisse politische Macht erhalten sollten. Sein Projekt wurde verworfen, aber er hat die Hoffnung nicht aufgegeben, dass die grossen Grundbesitzer auf irgend welche Weise eine ähnliche soziale und politische Stellung erlangen werden, wie die grossen Grundbesitzer in England; und er meint, dass dieses theilweise dadurch herbeigeführt werden könne, dass ihnen die Verwaltung der lokalen ländlichen Angelegenheiten übertragen würde. Er wünscht indess nicht, dass die grossen Grundeigenthümer als Gegenleistung einen grossen Theil der lokalen Abgaben übernehmen, und er übersieht die Thatsache, dass dieselben ihr Wesen erst gänzlich verändern und lernen müssten, lokalen Einfluss einer hohen offiziellen Stellung und der kaiserlichen Gunst vorzuziehen.

Dienstliche Pflichten und gesellschaftliche Beziehungen zwingen den Fürsten, einen grossen Theil des Jahres in der Hauptstadt zuzubringen. Er kommt jährlich nur für wenige Wochen, oft nur für wenige Tage auf seine Besitzung. Das Haus ist gross und nach englischem Muster elegant und bequem eingerichtet. Es enthält viele geräumige Gemächer, ein Bibliothekszimmer und einen Billardsalon. Das Gebäude liegt in einem sehr ausgedehnten Park, der von einigen Dutzend Dammhirschen bevölkert wird; ausserdem ist ein ungeheurer Garten mit Treibhäusern, eine grosse Anzahl Pferde und Wagen und eine Legion von Dienstboten vorhanden. Wenn die Familie ankommt, so bringt dieselbe eine englische und eine französische Gouvernante und einen englischen Lehrer für die Kinder mit. Englische und französische Bücher, Zeitungen und Zeitschriften werden regelmässig angeschafft, u. A. auch das „Journal de St. Pétersbourg“, das die Tagesneuigkeiten bringt. Russische Bücher und Zeitungen sind leicht zu beschaffen, wenn Jemand solche wünscht. Die Familie hat mit einem Worte alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die Geld und Kunst verschaffen können, aber man kann nicht sagen, dass sie die auf dem Lande verbrachte Zeit sehr geniesse. Die Fürstin hat Nichts dagegen einzuwenden. Sie widmet sich ihren Kindern mit Vorliebe, liest und korrespondirt gern, freut sich an einer Schule und einem Krankenhaus, welche sie für die Bauern gegründet hat und fährt gelegentlich hinüber zu ihrer Freundin, der Gräfin N.—, welche

etwa 22 Werst entfernt wohnt. Aber der Fürst findet das Landleben ausserordentlich langweilig. Er hat keine Neigung für Reiten oder Jagen und findet nichts Anderes zu thun vor. Von der Verwaltung seiner Besitzung versteht er Nichts und hält mit dem Verwalter nur pro forma Berathungen — dieses Besitzthum wie seine übrigen, die in verschiedenen Provinzen liegen, werden von einem Oberverwalter in St. Petersburg geleitet, in welchen er das vollständigste Vertrauen setzt. In der Nachbarschaft wohnt Niemand, an dessen Gesellschaft ihm Etwas gelegen wäre. Er ist von Natur kein geselliger Mensch und hat ein steifes, formelles, zurückhaltendes Wesen angenommen, das man in England häufig findet, in Russland jedoch selten antrifft. Dieses Benehmen stösst die benachbarten Gutsbesitzer zurück, welche Thatsache er keineswegs bedauert, denn sie gehören nicht zu seiner „monde“ und haben in ihren Manieren und Gewohnheiten ein ländliches „Sichgehenlassen“, das ihm entschieden unangenehm ist. Seine Beziehungen zu ihnen beschränken sich deshalb auf Höflichkeitsbesuche. Den grössten Theil des Tages verbringt er in verdrossener Müssigkeit mit häufigem Gähnen; er vermisst schmerzlich die angenehme routine des St. Petersburger Lebens — die angenehmen Plauderstündchen mit seinen Kollegen, die Oper, das Ballet, das französische Theater und die behagliche Kartenpartie im „club anglais“. Seine Stimmung klärt sich auf, wenn der Tag der Abreise herannaht, und wenn er zur Station abfährt, sieht er ganz heiter und aufgeräumt aus. Wenn er nur seinem eigenen Geschmacke folgen wollte, so würde er seinen Sommerurlaub in Deutschland, Frankreich oder der Schweiz verbringen, wie er es in seinen Junggesellenjahren gethan hatte; aber er ist jetzt Familienvater und hält es für recht und billig, seine persönlichen Neigungen den Pflichten seiner Stellung zum Opfer zu bringen.

Der Fürst gehört zu der höchsten Klasse des russischen Adels. Wenn wir uns einen Begriff von der niedrigsten Klasse machen wollen, so brauchen wir uns nur in das benachbarte Dorf zu begeben. Wir finden hier eine Reihe armer ungebildeter Leute, die in kleinen, unsauberen Häusern leben und von gewöhnlichen Bauern schwer zu unterscheiden sind. Auch sie sind Adelige, wie der Fürst; aber sie besitzen weder hohen Rang, noch grosses Vermögen, und ihr Grundeigenthum besteht aus

einigen Morgen ärmlichen Bodens, der sie kaum mit der Nothdurft des Lebens versieht. In anderen Theilen des Landes finden wir sogar Männer in gleichen Lebenslagen, die den Titel Fürst führen! Dieses ist die natürliche Folge des russischen Erbschaftsgesetzes, welches kein Majoratsrecht mit Bezug auf Titel und Besitzungen anerkennt. Alle Söhne eines Fürsten sind Fürsten, und bei seinem Tode wird sein Eigenthum, das bewegliche wie das unbewegliche, zu gleichen Theilen unter Alle vertheilt.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Adel.

Die Adeligen in früheren Zeiten. — Die tatarische Herrschaft. — Das Zarthum Moskau. — Familienehre. — Reformen Peter's des Grossen. — Die Adeligen nehmen westeuropäische Anschauungen an. — Abschaffung des Dienstzwanges. — Der Einfluss Katharina's II. — Die russische Dworjánstwo*), verglichen mit dem französischen Adel und der englischen Aristokratie. — Russische Titel. — Die wahrscheinliche Zukunft des russischen Adels.

Jetzt, da der Leser die Bekanntschaft einiger russischen Adeligen gemacht hat, wird derselbe vielleicht etwas Näheres über den Adelsstand, seine Geschichte und seine gegenwärtige Lage zu erfahren wünschen.

In alten Zeiten, als Russland noch aus einer Reihe unabhängiger Fürstenthümer bestand, war jeder regierende Fürst von einer Schaar Bewaffneten umgeben, die theils aus Bojaren (das waren grosse Grundbesitzer) und theils aus fahrenden Rittern zusammengesetzt war. Diese Leute, welche damals den Adel bildeten, standen bis zu einem gewissen Grade unter der Macht des Fürsten, aber dieselben waren keineswegs bloss gehorsame, schweigende Ausführer seines Willens. Die Bojaren konnten sich weigern, an seinen Kriegsfahrten Theil zu nehmen, und die „freien Lanzknechte“ konnten seinen Dienst verlassen und sich anderswo verdingen. Wenn er einen Krieg ohne ihre Einwilligung beginnen wollte, so durften sie zu ihm sagen, wie das bei einer Gelegenheit geschah: „Ihr habt dieses selbst geplant, Fürst, wir werden Euch darum nicht folgen, denn wir wussten

*) Etymologisch bedeuten „Dworjanin“ Hofmann (von dwor = der Hof).

nichts davon.“ Auch war dieser Widerstand gegen den fürstlichen Willen nicht bloss passiver Natur. In dem Fürstenthum Galitsch geschah es einst, dass die Bewaffneten ihren Fürsten ergriffen, seine Günstlinge tödteten, seine Geliebte verbrannten und ihn schwören liessen, dass er in Zukunft mit der ihm angetrauten Frau leben wolle. Zu seinem Nachfolger, der die Frau eines Geistlichen geheirathet hatte, sprachen sie also: „Wir haben uns nicht gegen Euch aufgelehnt, Fürst, aber wir wollen der Frau eines Geistlichen keine Huldigung erweisen: wir werden sie aus dem Leben schaffen, und Ihr mögt dann heirathen, wen Ihr wollt.“ Selbst der energische Bogolubski, der einer der hervorragendsten unter den ehemaligen Fürsten war, konnte seinen Willen nicht durchsetzen. Als er versuchte, die Bojaren zu zwingen, stiess er auf hartnäckigen Widerstand, und wurde schliesslich ermordet. Aus diesen Vorfällen, die man aus den alten Chroniken bis in's Unendliche vermehren könnte, geht hervor, dass die Bojaren und Ritter in der ersten Periode der russischen Geschichte freie Männer waren, die eine beträchtliche politische Macht besaßen.

Unter der Tataren-Oberherrschaft wurde dieses politische Gleichgewicht zerstört. Nachdem das Land erobert worden war, wurden die Fürsten knechtische Vasallen des Khans, und gleichzeitig willkürliche Herrscher ihren eigenen Unterthanen gegenüber. Die politische Bedeutung der Adeligen wurde dadurch sehr vermindert. Dieselbe ging jedoch keineswegs ganz unter. Obgleich der Fürst nicht mehr gänzlich auf sie angewiesen war, so hatte er doch Interesse daran, sich ihre Dienste zu sichern, um sein Gebiet bei einem plötzlichen Angriff zu vertheidigen, oder seine Besitzungen auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrössern, wenn sich gerade eine günstige Gelegenheit darbot. Theoretisch waren solche Eroberungen unmöglich, denn das Verschieben der Landesgrenzen hing von der Entscheidung des Khanes ab; aber in Wirklichkeit kümmerte sich der Khan wenig um die Angelegenheiten seiner Vasallen, wenn nur Jemand den Tribut zahlte, und es ging viel vor in Russland, ohne dass er dazu seine Erlaubniss ertheilte. In einigen Fürstenthümern finden wir daher auch unter der tatarischen Herrschaft die früheren Verhältnisse vor. Der berühmte Dmitrij vom Don spricht z. B. als er auf dem Sterbebette lag zu seinen Bojaren,

wie folgt: „Ihr kennt meine Gewohnheiten und meinen Charakter. Ich wurde unter Euch geboren, wuchs unter Euch auf, regierte mit Euch, an Eurer Seite habe ich gefochten, Euch Achtung und Liebe bewiesen, Euch über Städte und Kreise gesetzt. Ich liebte Eure Kinder und fügte Niemandem ein Leid zu. Ich freute mich, wenn Ihr Euch freutet, und trauerte mit Euch, wenn Leid Euch bedrückte, und nannte Euch die Fürsten meines Landes.“ Dann fügte er, sich zu seinen Kindern wendend, als einen letzten Rathschlag hinzu: „Liebet Eure Bojaren, meine Kinder, erzeiget Ihnen die Ehre, welche ihre Dienste verdienen und unternehmet nichts ohne ihre Einwilligung.“

Als die Grossfürsten von Moskau die anderen Fürstenthümer unter ihre Herrschaft brachten und daraus das Zarthum Moskau bildeten, büssten die Adeligen abermals einen Theil ihrer politischen Macht ein. So lange es viele Fürstenthümer gab, konnten sie den Dienst bei einem Fürsten aufgeben, sobald sie Grund zur Unzufriedenheit hatten, weil sie wussten, dass einer seiner Nebenbuhler sie sofort aufnehmen würde; jetzt jedoch blieb ihnen keine Wahl mehr. Der einzige Rivale von Moskau war Lithauen, und es waren Vorsichtsmaassregeln getroffen worden, um den Unzufriedenen das Ueberschreiten der lithauischen Grenze unmöglich zu machen. Die Adeligen waren nicht mehr freiwillige Anhänger eines Fürsten, sondern waren Unterthanen eines Zaren geworden; und die Zaren verfuhrten anders, als die ehemaligen Fürsten. Durch eine halsbrecherische Einbildungskraft gelangten sie dahin, sich für die Nachfolger der byzantinischen Kaiser zu halten und schufen sich ein neues Hof-Zeremonial, welches zum Theil von Konstantinopel und zum Theil von der Tatarenhorde entlehnt war. Sie verkehrten mit den Bojaren nicht mehr auf vertraulichem Fusse und nahmen keinen Rath mehr von ihnen an, sondern behandelten sie als Untergebene. Wenn die Adeligen sich seiner erhabenen Person näherten, so warfen sie sich auf die Erde nach orientalischer Sitte — zuweilen bis zu dreissig Mal hintereinander — und wenn sie sein Missvergnügen erregten, so wurden sie ohne Weiteres gepeitscht oder hingerichtet, wie es dem Zaren gerade gut dünkte. Mit der Uebernahme der Macht der Khane hatten die Zaren augenscheinlich ziemlich viel von dem tatarischen Regierungssystem angenommen.

Es mag seltsam erscheinen, dass eine Menschenklasse, die ehemals einen so stolzen Unabhängigkeitssinn gezeigt hatte, sich ruhig solche Demüthigung und Bedrückung gefallen liess, ohne ernstliche Anstrengungen zu machen, die neue Macht zu beugen, die keine Tatarenhorden im Rücken hatte, um Aufstände zu unterdrücken. Aber wir müssen im Auge behalten, dass die Adeligen, sowie auch die Fürsten inzwischen die Tataren-Herrschaft durchzumachen gehabt hatten. Im Laufe zweier Jahrhunderte hatten sie sich allmählich an despotische Herrschaft im orientalischen Sinne gewöhnt. Wenn ihnen überhaupt ihre Lage demüthigend und drückend vorkam, so müssen sie auch eingesehen haben, wie schwierig es war, dieselbe zu verbessern. Ihr einziges Hülfsmittel wäre gewesen, sich gegen den gemeinsamen Bedrucker zu vereinigen, und wir brauchen nur einen Blick auf die buntscheckige, unorganisirte Schaar zu werfen, die den Zaren umschwärmte, um einzusehen, dass eine Vereinigung zu gemeinsamer That unmöglich war. Wir bemerken da die mediatisirten Fürsten, die noch immer die Hoffnung hegten, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, die Moskauer Bojaren, eifersüchtig auf ihre Familienehre und die Moskauer Oberhoheit, tatarische Mursi, die sich taufen liessen, und wie die anderen Adeligen Land erhielten; die nowgorod'schen Grossen, welche den alten Ruhm ihrer Heimathsstadt nicht vergessen konnten, lithauische Adelige, die es einträglicher fanden, dem Zaren zu dienen, statt ihrem eigenen Monarchen, kleine Anführer, die der Bedrückung der deutschen Ordensritter entflohen waren, und viele Glücksritter aus allen Theilen des russischen Landes. Aus solchen heterogenen Elementen lassen sich nicht leicht starke, dauernde, politische Parteien bilden.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlosch die alte Dynastie und nach einer kurzen Periode politischer Anarchie, die man gewöhnlich die „unruhige Zeit“ nennt (*ssmutnoje wrémja*) wurde das Haus Romanow auf den Thron erhoben, und zwar durch den Willen des Volkes, oder wenigstens durch diejenigen, welche als dessen Vertreter galten. Durch diesen Wechsel erlangte der Adel eine etwas bessere Stellung. Derselbe war nicht mehr launischer Tyrannei und barbarischer Grausamkeit ausgesetzt, wie sie besonders von Iwan dem Schrecklichen ausgeübt worden war, aber als Klasse erlangte der Adel keine politische

Bedeutung. Es gab noch wetteifernde Familien und rivalisirende Gruppen, aber es waren keine politischen Parteien im eigentlichen Sinne des Wortes vorhanden und das höchste Ziel eines Jeden war, die Gunst des Zaren zu gewinnen.

Die häufigen Streitigkeiten über Vortrittsrechte, die unter den wetteifernden Familien zu dieser Zeit stattfanden, bilden eine der merkwürdigsten Episoden der russischen Geschichte. Die alte, patriarchalische Auffassung von der Familie als einer Einheit, enig und untrennbar, war noch so stark unter diesen Menschen, dass die Erhöhung oder Erniedrigung eines Mitgliedes einer Familie die Ehre aller anderen Mitglieder auf das Empfindlichste berührte. Jede adelige Familie hatte ihren Rang nach einer festgesetzten Würdenskala, entweder nach dem Range, den sie einnahm, oder früher im Dienste des Zaren eingenommen hatte; und eine ganze Familie würde sich als entehrt betrachtet haben, wenn eines ihrer Mitglieder eine Stellung angenommen hätte, die geringer war als diejenige, welche es beanspruchen konnte. Sobald eine freie Stelle neu besetzt wurde, prüften die Untergebenen des glücklichen Kandidaten die offiziellen Urkunden und die Stammbäume ihrer Familie, um zu erforschen, ob nicht irgend einer der Vorfahren ihres neuen Vorgesetzten unter einem ihrer eigenen Vorfahren gedient hatte. Stellte sich ein solcher Fall heraus, so beklagte sich der Untergebene beim Zaren über das ihm angethane Unrecht. Unbegründete Beschwerden dieser Art zogen häufig Gefängniss- oder Körperstrafe nach sich, aber trotz dieser strengen Maassregeln waren Vorrangstreitigkeiten nichts Seltenes. Beim Beginn eines Feldzuges entstanden regelmässig derartige Zänkereien und die Entscheidung des Zaren wurde nicht immer von der beleidigten Partei als richtig anerkannt. Wenigstens ist mir ein Beispiel vorgekommen, wo ein hoher Würdenträger freiwillig seine Hand verstümmelte, um der Nothwendigkeit zu entgehen, unter einem Manne zu dienen, der ihm, wie er glaubte, an Familienwürde nachstand. Sogar an der Tafel des Zaren kamen durch diese Empfindlichkeit unschickliche Vorfälle vor, denn es war fast unmöglich, die Plätze so zu vertheilen, dass alle Gäste befriedigt waren. In einem derartigen geschichtlich nachweisbaren Falle, wo man einem Adeligen einen geringeren Platz angewiesen hatte, als den, zu welchem er sich berechtigt fühlte, erklärte der Betreffende dem Zaren gerade

heraus, dass er sich lieber zum Tode verurtheilen, als eine solche Beschimpfung über sich ergehen lassen wolle. In einem ähnlichen Falle wurde der widerspänstige Gast mit Gewalt auf seinen Stuhl gesetzt, aber derselbe rettete die Ehre seiner Familie, indem er unter den Tisch schlüpfte!

Die nächste Umwandlung des Adels wurde durch Peter den Grossen herbeigeführt. Peter war von Natur und Stellung Autokrat und konnte keinen Widerstand vertragen. Er hatte sich ein grosses Ziel gesteckt und suchte überall gehorsame, intelligente, energische Werkzeuge, die sich zur Ausführung seiner Pläne eigneten. Er selbst diente dem Staate mit Eifer — als gewöhnlicher Handwerker, wenn er es für nöthig hielt — und verlangte von allen seinen Unterthanen ein Gleiches unter Androhung unbarmherziger Strafen. Gegen hohe Geburt und lange Stammbäume bewies er gewöhnlich eine höchst demokratische oder vielmehr autokratische Gleichgültigkeit. Er wollte sich die Dienste lebender Menschen sichern und gab Nichts auf die Ansprüche todter Vorfahren; seine Diener erhielten von ihm den Sold und die Ehre, welche ihren Leistungen entsprachen, ohne Rücksicht auf Geburt und gesellschaftliche Stellung. Daher ist es erklärlich, dass viele seiner Hauptmitarbeiter mit den alten russischen Familien keinen Zusammenhang hatten; Graf Jagushinski, welcher lange Zeit einen der wichtigsten Posten im Staate bekleidete, war der Sohn eines armen Küsters; Graf Devier war ein Portugiese von Geburt und früher Schiffsjunge gewesen; Baron Shafirov war ein Jude; Hannibal, der als Oberbefehlshaber starb, war ein Neger, den man in Konstantinopel gekauft hatte, und Seine Durchlaucht, der Fürst Mentschikoff hatte, wie man sagt, seine Laufbahn als Bäckerjunge begonnen. In Zukunft sollte hohe Geburt nichts gelten. Der Staatsdienst war allen Menschen aller Stände zugänglich, und persönliches Verdienst allein sollte bei Beförderungen maassgebend sein.

Den Konservativen jener Zeit muss dieses als ein höchst revolutionäres und tadelnswerthes Vorgehen erschienen sein, aber dem reformatorischen Drange des grossen Autokraten genügte dasselbe nicht. Er ging einen Schritt weiter und unterwarf den gesetzlichen status des Adels einer vollständigen Aenderung. Bis zu seiner Zeit durften die Adeligen nach eigener Wahl in den Staatsdienst treten oder nicht; diejenigen, welche sich zum

Dienst entschlossen, erhielten Güter als Lehen. Einige Familien hatten andauernd Posten im Militär- oder Zivildienste inne, aber die bei Weitem grössere Zahl lebte auf ihren Besitzungen und trat nur dann in den aktiven Dienst ein, wenn für einen in Aussicht stehenden Krieg die Landwehr aufgeboden wurde. Dieses System wurde gänzlich geändert, als Peter ein bedeutendes stehendes Heer und eine grosse zentralisirte Bureaukratie zu schaffen begann. Mit einem der „Rucke“, wie sie periodisch in der russischen Geschichte vorkommen, verwandelte er die Lehnsgüter in unabhängiges Eigenthum und stellte den Grundsatz auf, dass alle Adeligen, welche Besitzungen sie auch hätten, dem Staate in der Armee, der Flotte oder in der Zivilverwaltung vom Jünglings- bis zum Greisenalter dienen müssten. In Uebereinstimmung mit diesem Grundsatze ging ein Adeliger, der sich zu dienen weigerte, nicht nur seiner Güter verlustig, wie in früheren Zeiten, sondern wurde auch als Verräther angesehen und konnte zum Tode verurtheilt werden.

Auf diese Weise wandelte Peter die Adeligen in Staatsdiener um, und der Staat war zu seiner Zeit ein strenger Zuchtherr. Sie beschwerten sich bitterlich und mit Recht, dass sie ihrer alten Rechte beraubt worden und gezwungen seien, ruhig und ohne Murren die Lasten hinzunehmen, die es ihrem Herrn gefiel, ihnen aufzuerlegen. „Obgleich unserem Lande,“ so sagten sie, „kein Ueberfall droht, so werden doch, wenn kaum Friede geschlossen worden ist, bereits Pläne für einen neuen Krieg geschmiedet, welcher gewöhnlich aus nichts Anderem als aus dem Ehrgeiz des Monarchen oder vielleicht nur aus der Ehrsucht eines seiner Minister entspringt. Ihm zu Gefallen sind unsere Bauern bis auf das Aeusserste erschöpft und wir selbst gezwungen, unser Heim und unsere Familie nicht wie früher für einen einzigen Feldzug, sondern auf lange Jahre zu verlassen. Wir werden gezwungen, Schulden zu machen, und unsere Güter diebischen Aufsehern anzuvertrauen, welche dieselben meist so herunterbringen, dass wir, wenn man uns wegen Alter oder Krankheit vom Dienste entlässt, bis zum Ende unserer Tage den früheren Wohlstand nicht wieder erlangen können. Mit einem Worte, wir werden durch das Halten dieses stehenden Heeres und durch die damit verbundenen Folgen so ausgesogen und ruinirt, dass der grausamste Feind, selbst wenn er das ganze Reich

verwüsten würde, uns nicht halb so viel Schaden zufügen könnte.“*)

Dieses spartanische Regiment, welches Privatinteressen den Rücksichten auf Staatspolitik unbarmherzig zum Opfer brachte, konnte sich in seiner ursprünglichen Strenge nicht lange behaupten. Dasselbe untergrub seine eigenen Grundlagen, indem es zuviel verlangte. Drakonische Gesetze, die mit Einziehung der Güter und mit Todesstrafe drohten, waren nur von geringer Wirkung. Adelige wurden Mönche, liessen sich als Kaufleute einschreiben, oder vermiethten sich als Bediente, um ihre Verpflichtungen zu umgehen. Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Einige werden alt im Ungehorsam und sind nie auch nur ein einziges Mal im aktiven Dienst gewesen..... Da ist z. B. Theodor Mokejew ... trotz der strengsten gegen ihn erlassenen Befehle hat ihn nie Jemand fangen können. Einige von denen, welche man zu ihm sandte, traktirte er mit Schlägen, und wenn er die Boten nicht misshandeln konnte, gab er vor, gefährlich krank zu sein, oder er heuchelte Wahnsinn, indem er in den Teich lief und sich bis an den Hals in's Wasser stellte; aber sobald die Boten ausser Sicht waren, kehrte er nach Hause zurück und brüllte wie ein Löwe.“**)

Nach Peter's Tode wurde dieses System nach und nach gemildert, aber der Adel konnte sich nicht mit theilweisen Zugeständnissen zufrieden geben. Russland war in der Zwischenzeit so zu sagen aus Asien nach Europa gerückt und eine europäische Grossmacht geworden. Die oberen Klassen hatten allmählich etwas von den Moden, der Literatur, den Einrichtungen und den moralischen Begriffen Westeuropa's gelernt, und die Adelligen verglichen natürlich die Klasse, der sie angehörten, mit der Aristokratie Deutschlands und Frankreichs. Für Solche, welche von den neuen ausländischen Ideen beeinflusst wurden, fiel der Vergleich sehr demüthigend aus. Im Westen war der Adel eine freie bevorzugte Klasse, stolz auf seine Freiheit, seine Rechte und seine Bildung; während die russischen Adelligen zum Staatsdienste gezwungen wurden, und dabei ohne Vorrechte, ohne

*) Diese Klagen sind von dem preussischen Diplomaten Vockerodt, der zu jener Zeit in Russland lebte, aufgezeichnet worden.

**) Possoschkow, O skúdsti i o bogátstwje.

Würde der Körperstrafe unterworfen und mit lästigen Pflichten beladen waren, von denen es kein Entkommen gab. Es entstand daher unter den Adeligen, welche mit westlicher Zivilisation bekannt geworden waren, ein Gefühl der Unzufriedenheit mit ihrer Lage und der Wunsch, eine ähnliche soziale Stellung zu erlangen, wie sie der Adel in Frankreich und Deutschland einnahm. Diese Bestrebungen wurden zum Theil von Peter III. verwirklicht, der im Jahre 1762 den Dienstzwang aufhob. Seine Gemahlin Katharina II. ging in gleicher Richtung viel weiter vor und eröffnete eine neue Epoche in der Geschichte der Dworjanstwo, während welcher die Pflichten und Verbindlichkeiten derselben zurücktraten und ihre Rechte und Privilegien mehr in den Vordergrund kamen.

Katharina hatte guten Grund, den Adel zu begünstigen. Als Fremde und Usurpatorin, die durch ein Hofkomplot (1762) auf den Thron erhoben worden war, konnte sie im Volke nicht jene halb-religiöse Verehrung wach rufen, welche den rechtmässigen Zaren immer entgegengebracht wurde, und musste desshalb einen Halt in den oberen Klassen suchen, welche in ihrer Auffassung von rechtmässiger Thronfolge weniger streng und weniger unversöhnlich waren. Sie bestätigte deshalb den Ukas, der den Dienstzwang der Adeligen abschaffte, und suchte durch Ehrenbezeugungen und Belohnungen ihre freiwilligen Dienste zu erlangen. In ihren Manifesten sprach sie von ihnen stets in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und versuchte sie zu überzeugen, dass die Wohlfahrt des Landes von ihrer Loyalität und Ergebenheit abhängen. Sie hatte nicht die Absicht, ihre eigene politische Macht zu schmälern, indess liess sie die Adeligen einer jeden Provinz sich zu einer Korporation vereinigen, welche periodisch Versammlungen abhielt, die den französischen Provinzialparlamenten gleichen sollten, und betraute jede dieser Korporationen mit einem grossen Theile der Lokalverwaltung. Durch diese und ähnliche Mittel machte sie sich mit Hülfe ihrer männlichen Thatkraft und ihres weiblichen Taktgefühls sehr populär und brachte eine gänzliche Umwandlung in den Anschauungen über den Staatsdienst hervor. Früher hatte man den Dienst als eine Last angesehen, jetzt galt derselbe als ein Vorrecht. Tausende, welche sich nach dem Befreiungsmanifest auf ihre Güter zurückgezogen hatten, strömten jetzt zurück und suchten Anstellung, und diese Tendenz wurde durch

die gegen die Türken unternommenen glorreichen Feldzüge, welche den Patriotismus anregten und reichliche Gelegenheit zu Beförderungen darboten, noch verstärkt. „Nicht nur Grundbesitzer,“ heisst es in einem Lustspiele jener Zeit,*) „sondern Leute jeden Standes, sogar Krämer und Schuhflicker, streben danach, Offiziere zu werden, und Jemand, der sein ganzes Leben ohne einen offiziellen Rang verbracht hat, gilt kaum noch als menschliches Wesen.“

Und Katharina that mehr als das. Sie theilte die Ansicht, die seit der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. in ganz Europa verbreitet war — dass ein verfeinerter, Pomp liebender und Vergnügen suchender Hofadel nicht nur das beste Bollwerk der Monarchie sei, sondern auch eine nothwendige Zierde jedes hochzivilisirten Staates bilde, und da sie den heissen Wunsch hegte, ihrem Lande den Ruf, hochzivilisirt zu sein, zu verschaffen, so suchte sie sich diese nationale Zierde heranzubilden. Die Vorliebe für französische Zivilisation, welche schon in den höheren Klassen ihrer Unterthanen vorhanden war, kam ihr hierbei zu Statten, und ihre Anstrengungen in dieser Richtung waren ausserordentlich erfolgreich. Der Hof von St. Petersburg wurde beinahe so glänzend, so galant und so frivol wie der von Versailles. Alle, die nach hohen Ehren strebten, nahmen französische Sitten an, sprachen französisch und heuchelten eine grosse Bewunderung für die französische klassische Literatur. Die Höflinge sprachen von „point d'honneur“, diskutirten über die Frage, was mit der Würde eines Adelligen verträglich sei, suchten jenen „ritterlichen Geist“ zu entfalten, „welcher den Stolz und die Zierde Frankreichs ausmacht“ und schauten mit Abscheu zurück auf die demüthigende Stellung ihrer Väter und Grossväter. „Peter der Grosse,“ so schreibt einer derselben, „schlug Alle, die um ihn waren, ohne Rücksicht auf Familie oder Rang, aber jetzt würden viele von uns bestimmt, wenn sie geschlagen oder gepeitscht worden wären, die Todesstrafe dem Leben vorziehen, selbst wenn die Züchtigung von den heiligen Händen des vom Herrn Gesalbten ausgeführt würde.“

Der Ton, welcher in den Hofkreisen St. Petersburgs herrschte, verbreitete sich allmählich bis in die niederen Klassen der Dworjanstwo, und oberflächlichen Beobachtern schien es, als ob eine ziemlich gelungene Nachahmung des fran-

*) Knjashnin „Chwastún.“

zösischen Adels entstanden sei, aber in Wirklichkeit war die Kopie dem Original sehr unähnlich. Der russische Dworjanin erlernte leicht die Sprache und nahm die Manieren des französischen *gentilhomme* an, und brachte es dahin, sein physisches und geistiges Aeussere zu ändern; aber alle jenen tieferen zarteren Theile der menschlichen Natur, welche durch die aneinander gereihten Erfahrungen vergangener Generationen gebildet werden, konnten nicht so leicht und so schnell eine Wandlung durchmachen. Der französische Edelmann war der direkte Nachkomme des Barons aus der Feudalzeit, und die Grundanschauungen seiner Vorfahren waren mit seiner Natur, so zu sagen, verwachsen. Er hatte allerdings nicht das frühere hochmüthige Benehmen gegen den Monarchen, und seine Sprache war mit der demokratischen Philosophie der damaligen Zeit gefärbt, aber er besass ein grosses, geistiges und moralisches Erbtheil, das aus den goldenen Tagen der Feudalzeit direkt auf ihn gekommen war — ein Erbtheil, das selbst die grosse Revolution, die damals bevorstand, nicht vernichten konnte. Der russische Adelige dagegen hatte von seinen Vorfahren gänzlich andere Ueberlieferungen empfangen. Sein Vater und sein Grossvater hatten eher die Lasten, als die Vorrechte des Standes empfunden, zu dem sie gehörten. Dieselben hatten es nicht als eine Schande angesehen, Körperstrafen zu erdulden, und waren nicht als Edelleute und Nachkommen von Bojaren eifersüchtig auf ihre Ehre gewesen, sondern als Wachtmeister (Brigadier), Kollegien-Assessore oder Geheimräthe. Ihre Würde hatte nicht auf der Gnade Gottes, sondern auf dem Willen des Zaren beruht. Unter diesen Umständen konnte selbst der stolzeste Magnat von Katharina's Hofe, obschon er vielleicht das Französische geläufiger als seine Muttersprache sprach, nicht sehr tief von der Auffassung von edlem Blute, dem geheiligten Charakter des Adelsstandes und den zahlreichen feudalen Ideen, die mit diesen Begriffen verwebt sind, durchdrungen sein. Und indem sie die äusseren Formen ausländischer Kultur annahmen, gewannen sie, dem Anschein nach, nicht viel an wahrer Würde. „Der alte Stolz der Adelligen ist verschwunden,“ ruft ein Zeitgenosse, der mehr echtes aristokratisches Gefühl hat, als seine Genossen. *)

*) Fürst Schtscherbatoff.

„Es gibt keine edlen Familien mehr, sondern bloss offiziellen Rang und persönliches Verdienst. Alle streben nach offiziellem Rang, und da nicht Alle direkte Dienste leisten können, so sucht man Auszeichnungen auf allen möglichen Wegen zu erlangen — indem man dem Monarchen schmeichelt, und den wichtigen Persönlichkeiten Honig um den Bart streicht.“ Es lag ein gut Theil Wahrheit in dieser Klage, aber die Stimme dieses einsamen Aristokraten verhallte wie ein Schrei in der Wildniss. Sämmtliche gebildeten Stände, — Leute von alter Familie, sowie auch Parvenu's — waren mit wenigen Ausnahmen zu sehr mit der Jagd nach einer Anstellung beschäftigt, um sich derartigen sentimentalen Wehklagen hinzugeben.

Wenn der russische Adel also in seiner neuen Form nur eine sehr unvollkommene Nachbildung seines französischen Musters war, so glich derselbe noch viel weniger der englischen Aristokratie. Trotz der liberalen Phrasen, in welchen sich Katharina gewöhnlich gefiel, hatte sie niemals die leiseste Absicht, auch nur ein Jota ihrer autokratischen Macht aufzugeben, und der Adel als Klasse erhielt niemals auch nur einen Schatten von politischem Einfluss. Unter dem Anschein von Würde und Hoheit war keine wirkliche Unabhängigkeit vorhanden. Bei allen ihren Thaten und offen ausgesprochenen Meinungen wurden die Höflinge von den wirklichen oder vermeintlichen Wünschen der Monarchin geleitet, und sie verwendeten ein gut Theil ihres politischen Scharfsinns auf das Bemühen, zu entdecken, was ihr gefallen würde. — „Die Leute sprechen nie Politik in den Salons,“ sagte ein Zeitgenosse,*) „nicht einmal zum Lobe der Regierung. Die Furcht hat Vorsicht zur Folge gehabt. Die Unzufriedenen der Hauptstadt äussern ihre Meinungen nur in intimen Freundes- oder noch vertraulicheren Verwandtenkreisen. Diejenigen, welche diesen Zwang nicht ertragen können, ziehen sich nach Moskau zurück; diese Stadt kann indess nicht der Mittelpunkt der Opposition genannt werden, denn in einem autokratisch regierten Lande gibt es keine Opposition, aber dieselbe ist die Hauptstadt der Missvergnügten.“ Und selbst dort wagte es die Unzufriedenheit nicht, bei Anwesenheit der Monarchin an's Licht zu treten. „In Moskau,“ sagt ein anderer

*) Ségur, der lange Zeit Gesandter am Hofe Katharina's war.

Zeuge, der an die Unterwürfigkeit von Versailles gewöhnt ist, „könnte man glauben, unter Republikanern zu sein, welche eben das Joch eines Tyrannen abgeworfen haben, aber sobald der Hof ankommt, bemerkt man nichts als niedrige Sklaven.“*)

Obgleich auf diese Weise vom direkten Einflusse auf politische Dinge ausgeschlossen, hätte der Adel dennoch durch die Provinzialversammlungen und durch den ihm übertragenen Antheil an der Lokalverwaltung eine gewisse politische Bedeutung im Staate erlangen können: aber in Wirklichkeit hatte er weder die nöthige politische Erfahrung, noch die erforderliche Geduld, noch selbst den Wunsch, eine derartige Politik zu verfolgen. Die Mehrzahl der Grundbesitzer zog die Aussichten auf Beförderung im kaiserlichen Dienste dem ruhigen Leben eines Landedelmanns vor, und diejenigen, welche beständig auf ihren Gütern lebten, bewiesen gegen Alles, was mit der Lokalverwaltung zusammenhing, grosse Gleichgültigkeit oder entschiedene Antipathie. Das, was offiziell bezeichnet wurde als „ein Privilegium, welches den Adeligen für ihre Treue und dafür, dass sie ihr Leben für das Vaterland eingesetzt hatten, verliehen worden war“, wurde von denjenigen, denen es zu Gute kommen sollte, als eine neue Art Dienstzwang angesehen, als eine Verpflichtung, Richter und Landpolizeioffiziere zu liefern!

Wenn man noch einen weiteren Beweis dafür verlangt, dass die Adeligen unter all diesen Veränderungen noch eben so abhängig als je von der Willkür oder der Laune des Monarchen waren, so brauchen wir nur einen Blick auf ihre Stellung zur Zeit Paul's I., dem launischen, exzentrischen, heftigen, Sohn und Nachfolger Katharina's, zu werfen. Die autobiographischen Denkwürdigkeiten der Zeit schildern in lebhaften Farben die demüthigende Stellung selbst der leitenden Staatsmänner, die in beständiger Furcht lebten, durch Handlung, Wort oder Blick den Zorn des Monarchen zu erregen. Wenn wir diese zeitgenössischen Berichte lesen, so glauben wir eine Schilderung des alten Rom unter den despotischsten und launischsten Kaisern vor uns zu haben. Das hochmüthige Betragen der Günstlinge seiner Mutter hatte Paul, bevor er zum Throne gelangte, so erzürnt und erbittert, dass er keine Gelegenheit vorbegehen liess, seine Verachtung der aristokratischen Ansprüche zu zeigen,

*) Sabathier de Cabres, „Catharina II. et la cour de Russie en 1772“.

und diejenigen zu demüthigen, bei denen er dieselben voraussetzte. „Apprenez, Monsieur,“ sagte er ergrimmt bei einer Gelegenheit zu Dumouriez, der zufällig eine der bedeutenden (*considérable*) Persönlichkeiten des Hofes erwähnt hatte, „apprenez, qu'il n'y a pas de *considérable* ici, que la personne à laquelle je parle et pendant le temps que je lui parle!“ *)

Von der Zeit Katharina's bis zur gegenwärtigen Regierung wurde keine wichtige Aenderung in dem gesetzlichen Status des Adels gemacht, aber durch den beständigen Zufluss von westlichen Ideen und abendländischer Kultur fand eine allmähliche Umwandlung seines sozialen Charakters statt. Die ausschliesslich französische Kultur, die am Hofe Katharina's en vogue war, nahm eine mehr kosmopolitische Färbung an und drang nach unten hin durch, bis Alle, die irgend welche Ansprüche darauf erhoben, *civilisés* zu sein, das Französische mit ziemlicher Geläufigkeit sprachen und wenigstens oberflächlich mit der westeuropäischen Literatur bekannt waren. Was die Adeligen vom gesetzlichen Standpunkte hauptsächlich von den anderen Klassen unterschied, war, dass sie bewohnte Ländereien besaßen, — d. h. Güter mit Leibeigenen. Durch die Befreiung der Leibeigenen im Jahre 1861 wurde dieses werthvolle Vorrecht abgeschafft und etwa die Hälfte des Grundbesitzes ging in die Hände des Bauernstandes über. Durch die administrativen Reformen, welche seitdem stattgefunden haben, ist jede geringe Bedeutung, welche die Provinzialkorporationen gehabt haben mögen, vollständig vernichtet worden. Auf diese Weise stehen gegenwärtig die Adeligen auf gleicher Stufe mit den anderen Klassen mit Bezug auf das Recht, Grundeigenthum zu besitzen und mit Bezug auf die Verwaltung der Lokalangelegenheiten.

Aus dieser flüchtigen Skizze wird der Leser leicht ersehen, dass der russische Adel eine eigenthümliche historische Entwicklung gehabt hat. In Deutschland, Frankreich und England hatten die Adeligen frühzeitig in Folge ihrer politischen Lage eine einheitlich organisirte Körperschaft gebildet. Auf der einen Seite hatten sie die anmassenden Tendenzen der Monarchie, auf der anderen Seite diejenigen der Bürgerschaft zurückzuweisen,

*) Dieser Ausspruch wird oft fälschlich dem Kaiser Nikolaus zugeschrieben. Die Anekdote findet sich bei Ségur.

und in diesem langen Kampfe mit mächtigen Nebenbuhlern hielten sie instinktiv zusammen und entwickelten einen kräftigen *esprit de corps*. Neue Mitglieder drängten sich in ihre Reihen, aber die Anzahl dieser Eindringlinge war so klein, dass sie schnell mit der Klasse verschmolzen, ohne den allgemeinen Charakter oder die traditionellen Ideale derselben zu verändern und ohne den Wahn von der Reinheit des Blutes stark zu erschüttern. Der Stand nahm in Folge dessen mehr und mehr den Charakter einer Kaste an, die ihre eigene geistige und moralische Kultur hatte, und vertheidigte seine Stellung und Vorrechte nachdrücklichst, bis die stetig wachsende Kraft der Mittelklassen seinen Einfluss untergrub. Sein Schicksal ist in den verschiedenen Ländern verschieden gewesen. In Deutschland klammerte sich derselbe an seine Traditionen aus der Feudalzeit und bewahrte so seine gesellschaftliche Exklusivität. In Frankreich wurde der Adel durch die Monarchie seines politischen Einflusses beraubt und durch die Revolution vollständig vernichtet. In England mässigte er seine Ansprüche, verbündete sich mit den Mittelklassen, schuf unter dem Mantel einer konstitutionellen Monarchie eine aristokratische Republik und trat Zoll für Zoll, wie es die Nothwendigkeit erheischte, einen Theil seines politischen Einflusses an seinen Verbündeten ab, der ihm beigestanden hatte, die königliche Macht zu beugen. Der deutsche Baron, der französische *gentilhomme* und der englische Edelmann sind daher die Vertreter drei genau zu unterscheidender Typen; aber bei allen ihren Verschiedenheiten haben sie vieles mit einander gemein. Sie haben Alle in höherem oder geringerem Grade ein hochmüthiges Bewusstsein angeborener, unvergänglicher Ueberlegenheit über die geringeren Klassen, sowie eine mehr oder weniger sorgfältig verhüllte Abneigung gegen den Stand, welcher ihnen ein angreifender Nebenbuhler war und noch ist.

Der russische Adel besitzt diese charakteristischen Eigenschaften nicht. Derselbe wurde aus viel zahlreicheren und verschiedenartigen Materialien gebildet, und diese Materialien vereinigten sich nicht aus eigenem Antriebe zu einem organischen Ganzen, sondern wurden durch das Gewicht der autokratischen Macht zu einem Konglomerate zusammengepresst. Der Adel wurde nie ein halb-unabhängiger Faktor im Staate. Die Rechte und Vor-

rechte, welche er besass, waren ihm sämmtlich von der Monarchie gewährt worden, er fühlte daher weder eine tiefgewurzelte Eifersucht noch Hass gegen die kaiserlichen Prärogative. Auf der anderen Seite hat derselbe nie mit den anderen gesellschaftlichen Ständen zu kämpfen gehabt und hegt deshalb gegen sie keine nebenbuhlerischen oder feindlichen Gefühle. Wenn man einen russischen Adeligen mit Entrüstung von Autokratie oder mit Bitterkeit vom Bürgerstande sprechen hört, so ist es ganz sicher, dass diese Gefühle nicht in überlieferten, mittelalterlichen Anschauungen ihren Ursprung haben, sondern in den Prinzipien, die er aus den modernen Schulen sozialer und politischer Philosophie geschöpft hat. Die Klasse, zu welcher er gehört, hat so viele Umwandlungen durchgemacht, dass dieselbe keine verschimmelten Traditionen oder tiefgewurzelte Vorurtheile besitzt und sich immer bereitwillig den bestehenden Verhältnissen anpasst. Es kann in der That gesagt werden, dass derselbe im Allgemeinen mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit blickt und stets bereit ist, irgend welche neuen Ideen, die nach Fortschritt schmecken, anzunehmen. Weil der Adel Tradition und Vorurtheile nicht kennt, ist er sehr empfänglich für grossmüthigen Enthusiasmus und fähig, mit krampfartiger, plötzlicher Thatkraft vorzugehen; aber ruhiger, moralischer Muth, zähes Festhalten an dem einmal gefassten Vorsatze gehören nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Wir finden, mit einem Worte, in ihm weder die besonderen Tugenden, noch die besonderen Laster, welche in einer Atmosphäre politischer Freiheit erzeugt und gross gezogen werden.

Wie sich auch die Thatsache erklären möge, es unterliegt keinem Zweifel, dass der russische Adel wenig oder nichts von dem hat, was wir aristokratisches Gefühl nennen, wenig oder nichts von jenem hochmüthigen, herrschsüchtigen, exklusiven Geiste, den wir mit dem Worte Aristokratie zu verbinden gewöhnt sind. Wir finden viele Russen, welche stolz sind auf ihren Reichthum, ihre Bildung, oder ihre Stellung, aber wir treffen kaum je einen Russen, der auf seine Herkunft stolz ist, oder sich einbildet, dass ein langer Stammbaum ihm irgend welche Rechte auf politische Privilegien oder gesellschaftliche Rücksichten gibt. Derartige Ideen erscheinen dem gewöhnlichen russischen Adeligen albern und lächerlich. Es liegt daher eine gewisse Wahrheit in

der oft angewendeten Redensart, dass es in Wirklichkeit in Russland keine Aristokratie gibt.

Jedenfalls kann man den Adel als Ganzes nicht eine Aristokratie nennen. Will man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen, so muss derselbe auf eine Gruppe von Familien beschränkt werden, welche mit dem Hofe zusammenhängt und den höchsten Rang des Adels bildet. Unter dieser gesellschaftlichen Aristokratie gibt es viele alte Familien, aber ihre eigentliche Basis bildet doch offizieller Rang und allgemeine Bildung und nicht etwa Stammbaum oder Geblüt. Die feudalen Begriffe von edlem Herkommen, guter Familie und Aehnlichem sind von Einzelnen angenommen worden, aber dieselben können nicht als Charakterzüge des Standes gelten. Obgleich sich derselbe gewöhnlich eine gewisse Exklusivität bewahrt, ist er doch mit dem deutschen „Adel“ nicht zu vergleichen, und ganz ausser Stande, eine Einrichtung wie die „Tafelfähigkeit“ zu verstehen, nach welcher Jemand, der nicht einen Stammbaum von einer gewissen Länge besitzt, als unwürdig betrachtet wird, an der königlichen Tafel zu sitzen. Der russische Adel nimmt sich eher die englische Aristokratie zum Muster und hegt die geheime Hoffnung, eines Tages eine ähnliche soziale und politische Stellung zu erlangen, wie der hohe und niedere Adel in England. Obgleich derselbe keine besonderen gesetzlichen Vorrechte hat, so gewährt doch seine jetzige Stellung in den Behörden und bei Hofe seinen Mitgliedern grosse Erleichterungen zur Beförderung im Staatsdienste. Auf der anderen Seite lässt sein halbbureaukratischer Charakter, sowie das Gesetz und der Brauch, das Grundeigenthum nach dem Tode der Eltern unter die Kinder zu vertheilen, das Festhalten am Hergebrachten nicht zu.

Neue Menschen drängen sich durch offizielle Auszeichnungen in ihre Reihen, während viele der alten Familien nach und nach gänzlich verarmen. Der Sohn eines kleinen Gutsbesitzers oder selbst eines Dorfgeistlichen kann bis zu den höchsten Staatsämtern emporsteigen, während die Nachkommen des halb sagenhaften Rurik vielleicht bis zum Tagelöhner herunterkommen. Man sagt, dass noch vor Kurzem ein gewisser Fürst Krapotkin in St. Petersburg seinen Lebensunterhalt als Droschkenkutscher erwarb!

Es ist deshalb augenscheinlich, dass diese gesellschaftliche

Aristokratie mit den geadelten Familien nicht verwechselt werden darf. Adelsbriefe besitzen eben in Russland nicht den gleichen Werth wie in Westeuropa. Dieselben sind sehr häufig — denn es gibt sehr viele geadelte Familien, und alle Kinder führen die Titel der Eltern, selbst während dieselben noch am Leben sind — und keineswegs immer mit offiziellem Rang, Reichthum, gesellschaftlicher Stellung oder Auszeichnung irgend welcher Art verbunden. Es gibt Hunderte von Fürsten und Fürstinnen, welche nicht das Recht haben, bei Hofe zu erscheinen, und die weder in der guten Gesellschaft St. Petersburgs, noch in irgend einer gebildeten Gesellschaft eines andern Landes zugelassen werden würden.

Der einzige echt russische Titel ist „Knjas“, der gewöhnlich mit Fürst übersetzt wird. Denselben tragen: die Nachkommen von Rurik, von dem lithauischen Fürsten Ghedimin und von den durch die Zaren offiziell anerkannten tatarischen Khanen und Mursi. Ausserdem gibt es 14 Familien, welche den Titel während der letzten beiden Jahrhunderte auf kaiserlichen Befehl angenommen haben. Die Titel Graf und Baron sind erst zur Zeit Peter's des Grossen eingeführt worden. Von Peter und seinen Nachfolgern haben 67 Familien den Titel „Graf“ und zehn den Barontitel empfangen. Die Letzteren sind sämmtlich, mit zwei Ausnahmen, ausländischer Herkunft und stammen meistens von Hofbanquiers ab.*)

Es herrscht die weit verbreitete Ansicht, die russischen Adeligen seien in der Regel ungeheuer reich. Dies beruht auf Irrthum. Die Mehrzahl derselben ist arm. Zur Zeit der Befreiung von der Leibeigenschaft im Jahre 1861 gab es 100,247 Grundbesitzer, und darunter waren über 41,000 Besitzer von weniger als 21 männlichen Leibeigenen — das heisst in ziemlich ärmlichen Verhältnissen. Ein Grundeigenthümer, der 500 Hörige besass, galt keineswegs als ungewöhnlich reich, und doch gab es nur 3,803 Grundherren, die zu dieser Kategorie gehörten. Allerdings hatten einige Wenige ungeheure Besitzungen. Graf Scheremétjew besass z. B. über 150,000 männliche Leibeigene, also mehr als 300,000 Seelen, und der Grundbesitz des Grafen

*) Ausser diesen gibt es natürlich die deutschen Grafen und Barone der Ostseeprovinzen, die russische Unterthanen sind.

Orlow-Dawydow übersteigt gegenwärtig bei Weitem eine halbe Million Morgen. Die Demidow-Familie bezieht kolossale Einnahmen aus ihren Bergwerken, und die Stroganow haben Besitzungen, deren Flächenraum hinreichen würde, einen recht anständigen unabhängigen Staat in Westeuropa zu bilden. Die sehr reichen Familien sind indess nicht zahlreich. Die verschwenderischen Ausgaben, denen sich russische Adelige oft hingeben, sind nur zu häufig nicht auf ein grosses Vermögen, sondern einfach auf thörichte Grossthuerei und sorglose Unvorsichtigkeit zurückzuführen. Ueber die jetzige wirthschaftliche Lage der Grundbesitzer werde ich ausführlicher berichten, wenn ich die Befreiung der Leibeigenen und ihre Folgen bespreche.

Vielleicht sollte ich nun, nachdem ich die frühere Geschichte der Adelsklasse habe Revue passiren lassen, den Versuch wagen, derselben das Horoskop zu stellen, oder doch etwas über ihre wahrscheinliche Zukunft äussern. Obgleich Vorhersagungen stets gewagt sind, so ist es doch bisweilen möglich — wenn man die Geschichte der Vergangenheit in grossen Linien gezeichnet hat — denselben eine kleine Strecke in die Zukunft zu folgen. Wenn es gestattet ist, diese Methode der Weissagung im vorliegenden Falle anzuwenden, so würde ich sagen, dass die russische Dworjanstwo sich eher mit den übrigen Klassen verschmelzen, als eine abgeschlossene Körperschaft bilden wird. Erbliche Aristokratie — wo dieselbe zufällig vorhanden ist — kann sich erhalten oder ihre Auflösung kann hingezogen werden; aber es scheint, als ob eine solche nicht mehr neu entstehen könnte. Im westlichen Europa gibt es noch ein gut Theil aristokratischen Gefühls, sowohl bei den Adelligen als im Volke, aber dasselbe ist nicht die natürliche Folge der sozialen Verhältnisse, sondern steht eher mit denselben im Widerspruch. Es ist eben kein Produkt der modernen Gesellschaft, sondern ein Erbstück, das aus dem Mittelalter auf uns gekommen ist, als Macht, Reichthum und Bildung noch in den Händen einzelner Bevorzugter waren. Wenn es je in Russland eine Periode gab, die den Feudalzeiten im westlichen Europa entsprach, so ist dieselbe längst vergessen. Sowohl im Volke als auch bei den Adelligen ist sehr wenig aristokratisches Gefühl vorhanden, und es ist schwer, sich eine Quelle zu denken, aus welcher dasselbe jetzt hergeleitet werden könnte. Ueberdies wünschen die Adelligen

nicht einmal eine derartige Errungenschaft. Soweit dieselben überhaupt politische Ziele haben, bestreben sie sich, die politische Freiheit des Volkes als Ganzes zu sichern und nicht exklusive Rechte und Privilegien für ihren eigenen Stand zu erringen.

Unter der Klasse, welche ich als gesellschaftliche Aristokratie bezeichnet habe, gibt es einzelne Persönlichkeiten, welche für ihren Stand exklusiven politischen Einfluss zu erlangen streben, aber dieselben haben wenig Aussicht auf Erfolg. Wenn ihre Wünsche durch Zufall je in Erfüllung gehen sollten, so würden wir wahrscheinlich eine Wiederholung des Vorfalles haben, der sich im Jahre 1730 ereignete. Als in diesem Jahre einige grosse Familien die Herzogin von Kurland unter der Bedingung auf den Thron erhoben, dass sie einen Theil ihrer Macht einem allerhöchsten Rathe abtrete, wurde sie von den geringeren Adelsklassen gezwungen, die von ihr unterzeichnete Verordnung zu zerreißen! Diejenigen, welche die autokratische Gewalt nicht billigen, sind einer aristokratischen Oligarchie noch viel mehr abhold. Die Adeligen, wie auch das Volk, scheinen instinktiv die Ueberzeugung jenes französischen Philosophen zu theilen, der es für besser hielt, von einem Löwen aus guter Familie, als von 100 Ratten seiner eigenen Gattung regiert zu werden.

Achtzehntes Kapitel.

Gesellschaftliche Klassen.

Gibt es in Russland gesellschaftliche Klassen oder Kasten? — Genau unterschiedene gesellschaftliche Typen. — Klassen, die von der Gesetzgebung und der offiziellen Statistik anerkannt werden. — Ursprung und allmähliche Bildung dieser Klassen. — Die Eigenthümlichkeit der historischen Entwicklung Russlands. — Politisches Leben und politische Parteien.

In dem Vorhergegangenen habe ich wiederholt den Ausdruck „gesellschaftliche Klassen“ angewendet, und vielleicht hat der Leser mehr als einmal gewünscht zu erfahren, was gesellschaftliche Klassen im russischen Sinne bedeuten? Es dürfte deshalb gut sein, diese Frage, ehe wir weiter gehen, zu beantworten.

Wenn man die Frage einem Russen vorlegte, so wäre es nicht unwahrscheinlich, dass er dieselbe etwa auf folgende Art beantworten würde: „In Russland gibt es keine gesellschaftlichen Klassen, und es hat niemals solche gegeben. Diese Thatsache bildet eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten in seiner Entwicklungsgeschichte und eine der sichersten Grundlagen seiner zukünftigen Grösse. Wir wissen nichts und haben nie etwas von jenen Klassenunterschieden und Klassenfeindseligkeiten gewusst, die im westlichen Europa in früherer Zeit die Gesellschaft häufig stark erschüttert haben und noch jetzt ihre Existenz in der Zukunft gefährden.“

Diese Darlegung wird von einem Reisenden, der Russland nicht mit vorgefassten Meinungen besucht und seine Ansichten nach eigenen Beobachtungen bildet, nicht ohne Weiteres als richtig angenommen werden. Ihm scheint es, als bildeten die Klassenunterschiede eines der hervorragendsten Merkmale der russischen Gesellschaft. Schon nach wenigen Tagen lernt er es,

die verschiedenen Klassen nach ihrer äusseren Erscheinung zu unterscheiden. Er erkennt leicht die französisch sprechenden Adeligen im westeuropäischen Anzuge, den behäbigen, bärtigen Kaufmann mit schwarzer Tuchkappe und im langen, glänzenden, doppelreihigen Rocke, den Geistlichen mit seinem unbeschnittenen Haar und fliegendem Gewande, den Bauern mit seinem hellen Vollbart und dem übelriechenden, schmutzigen Schaffelle. Da er überall diese wohl unterschiedenen Typen antrifft, schliesst er natürlich, dass die russische Gesellschaft aus abgeschlossenen Kasten bestehe, und dieser erste Eindruck wird durch einen Blick auf den Kodex völlig bestätigt. Von den 15 Bänden, aus denen die kodifizierte Gesetzgebung besteht, enthält ein ganzer Band — und keineswegs der kleinste — Nichts als die Pflichten und Rechte der verschiedenen Klassen. Er schliesst also daraus, dass die Klassen sowohl gesetzlich als wirklich vorhanden sind. Um doppelt sicher vorzugehen schlägt er die offizielle Statistik nach und findet folgende Tabelle:

Erbliche Adelige	652,887
Persönliche Adelige . , .	374,367
Geistliche Klassen	695,905
Städtische „	7,196,005
Ländliche „	63,840,291
Militärische „	4,767,703
Ausländer	153,135
	77,680,293*).

Mit diesem Material bewaffnet, wendet sich der Reisende an seine russischen Freunde, die ihn versichert haben, dass ihr Vaterland nichts von Klassenunterschieden wisse. Er glaubt zuversichtlich, im Stande zu sein, dieselben zu überzeugen, dass sie sich einer Täuschung hingegeben haben, aber er irrt sich. Sie werden ihm sagen, dass diese Gesetze und diese Statistik nichts beweisen, und dass die darin erwähnten Kategorien blosser Erdichtungen der Behörden sind.

Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich durch die doppel-sinnige Bedeutung der russischen Ausdrücke „Ssoslowja“ und

*) Livron: „Statistitscheskoje Obosrenie rossiiskoi Imperii“. St. Petersburg 1875. Die obigen Zahlen umfassen das ganze Reich.

„Ssostajanie“, welche gewöhnlich mit „gesellschaftliche Klassen“ übersetzt werden. Wenn unter diesen Ausdrücken „Kasten“ im orientalischen Sinne verstanden werden, so kann man bestimmt versichern, dass es solche in Russland nicht gibt. Zwischen den Adeligen, den Geistlichen, den Bürgern und den Bauern gibt es keine Rassenunterschiede und keine unübersteiglichen Schranken. Der Bauer wird häufig Kaufmann, und wir haben viele Fälle, dass Bauern und Söhne von Geistlichen Adelige geworden sind. Noch bis vor Kurzem bildeten die Gemeindegeistlichen, wie wir gesehen haben, eine besondere exklusive Klasse, die in mancher Beziehung einer Kaste ähnlich war, aber die einschränkenden Bestimmungen sind aufgehoben worden, und man kann jetzt sagen, dass es in Russland keine Kasten im orientalischen Sinne gibt.

Wenn man unter dem Worte Ssoslowijé eine organisirte politische Einheit mit einem esprit de corps und einem klar ausgesprochenen politischen Ziele versteht, so kann man ebenfalls zugeben, dass derartige Vereinigungen in Russland nicht vorkommen. Da es Jahrhunderte lang unter den Unterthanen des Zaren kein politisches Leben gegeben hat, so sind auch keine politischen Parteien vorhanden gewesen.

Es würde jedoch auf der anderen Seite eine grobe Uebertreibung sein, wollte man behaupten, es habe in Russland nie gesellschaftliche Klassen gegeben, und die Kategorieen, welche in der Gesetzgebung und in der amtlichen Statistik vorkommen, seien blosse, administrative Erdichtungen.

Vom ersten Anfang der russischen Geschichte an kann man das Bestehen gesellschaftlicher Klassen nachweisen; es gab Fürsten, Bojaren, die bewaffneten Begleiter der Fürsten, den Bauernstand, die Sklaven und a. m. Eines der ältesten vorhandenen gesetzlichen Dokumente — das „russische Recht“ (Rússkaja Práwda) des Grossfürsten von Jaroslaw (1019—1054) — enthält in den für verschiedene Verbrechen festgesetzten Strafen unwiderlegliche Beweise, dass diese Klassen von dem Gesetze formell anerkannt wurden. Seit jener Zeit haben dieselben häufig ihren Charakter geändert, aber niemals zu existiren aufgehört.

In früheren Zeiten, als noch weniger regiert wurde, hatten die Klassen vielleicht keine klar bestimmten Grenzen, und die Eigenthümlichkeiten, welche dieselben von einander unterschieden, waren eher thatsächliche als gesetzliche, dieselben lagen in der

Lebensart und der gesellschaftlichen Stellung und weniger in besonderen Verpflichtungen und Vorrechten. Aber als die autokratische Macht sich entwickelte und dahin strebte, einen Staat mit einer stark zentralisirten Verwaltung zu schaffen, bildete sich auch das gesetzliche Element bei den gesellschaftlichen Unterschieden mehr und mehr aus. Das Volk musste für finanzielle und andere Zwecke in verschiedene Kategorien eingetheilt werden. Die bestehenden thatsächlichen Unterschiede dienten natürlich der gesetzlichen Eintheilung als Grundlage, aber das Eintheilen hatte mehr als eine bloss formelle Bedeutung. Die Nothwendigkeit, die verschiedenen Gruppen genau abzugrenzen, hatte zur Folge, dass die bereits unter ihnen vorhandenen Schranken erhöht und verstärkt wurden, und so vergrösserte sich die Schwierigkeit, aus der einen Gruppe in eine andere überzugehen. Zur Erläuterung möge folgendes Beispiel dienen: so lange als es keine strenge administrative Beaufsichtigung und Leitung gab, konnte ein Bauer leicht unter das bewaffnete Gefolge eines Fürsten aufgenommen werden, oder ein Bewaffneter zum Bauernstande übergehen, aber als die administrative Ordnung zunahm, besonders als es gebräuchlich wurde, statt des Eigenthumes, Personen mit Steuern zu belegen, konnte dieses Uebergehen aus der einen Klasse in die andere nicht ohne Beschränkung zugelassen werden, denn die Verpflichtungen, welche dem Individuum oblagen, hätten sich vermindern können. Selbst wenn keine Verminderung, sondern nur ein Wechsel stattgefunden hätte, so konnte nicht immer die Erlaubniss gegeben werden, denn die Bewegung hätte grössere Dimensionen annehmen und dadurch das Gleichgewicht unter den verschiedenen Klassen stören können. So wenigstens dachten die Zaren, und demgemäss gelangten sie dahin, als allgemeinen Grundsatz anzunehmen, dass Niemand aus der Klasse austreten solle, in welcher er geboren war. Die Geschichte der Gemeindegeistlichkeit hat uns hierzu ein Beispiel geliefert.

Peter der Grosse zeichnete sich bei diesem Werke der Klassifikation ganz besonders aus. Mit seiner unersättlichen Leidenschaft für Regulative errichtete er furchtbare Schranken zwischen den verschiedenen Kategorien und setzte mit mikroskopischer Genauigkeit die Verpflichtungen einer jeden fest. Nach seinem Tode wurde das Werk in gleichem Sinne fortgeführt,

diese Richtung erreichte unter Nikolaus ihren Höhepunkt, als die Zahl der an den Universitäten zuzulassenden Studenten durch kaiserlichen Ukas bestimmt wurde!

Es mag uns seltsam erscheinen, dass Herrscher sich freiwillig die herkulische Aufgabe auferlegen, die numerische Stärke der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen zu reguliren, während dieselbe vielleicht viel besser durch Angebot und Nachfrage ohne gesetzliche Einmischung gelöst werden dürfte; wir müssen indess im Auge behalten, dass die russische Regierung stets mehr Vertrauen zu bureaukratischer Weisheit, als zu dem Instinkt und dem einfachen Verstande des Volkes gehabt hat.

Unter der Regierung Katharina's II. wurde ein neues Element in die offizielle Auffassung von gesellschaftlichen Klassen eingeführt. Bis zu ihrer Zeit hatte die Regierung nur an Klassenverpflichtungen gedacht; unter dem Einflusse westlicher Ideen führte sie den Begriff von Klassenrechten ein. Wie wir gesehen haben, wollte sie in ihrem Reiche eine noblesse und einen *tiers-état* nach französischem Muster schaffen und verlieh zu diesem Behufe zuerst der Dworjanstwo und später den Städten eine kaiserliche Charte oder Freiheitsbriefe. Nachfolgende Monarchen sind in gleichem Geiste vorgegangen, und der Kodex enthält gegenwärtig für jede Klasse neben zahlreichen Verpflichtungen auch zahlreiche Vorrechte.

Die oft wiederholte Behauptung, dass die russischen gesellschaftlichen Klassen bloss künstliche Kategorieen sind, die durch die Gesetzgebung geschaffen wurden, ist also, wie wir sehen, bis zu einem gewissen Grade wahr, aber dieselbe ist keineswegs ganz richtig. Die gesellschaftlichen Gruppen, wie Bauern, Grundbesitzer u. A. entstanden in Russland wie in anderen Ländern einfach durch die Macht der Verhältnisse. Die Gesetzgebung anerkannte und entwickelte nur die gesellschaftlichen Unterschiede, welche bereits vorhanden waren. Der gesetzliche Status, sowie die Verpflichtungen und Rechte jeder Gruppe, wurden bis in das Kleinste festgesetzt und geordnet, und zu den thatsächlichen Schranken, welche die Gruppen von einander trennten, wurden noch gesetzliche hinzugefügt.

Bei der historischen Entwicklung Russlands ist das Eine eigenthümlich: bis vor Kurzem blieb es ein fast ausschliesslich Ackerbau treibender Staat mit Ueberfluss an unbenutztem Grund

und Boden. Seine Geschichte weist deshalb wenig Zwiste auf, welche aus der Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse und dem verstärkten Kampfe um's Dasein hervorgehen. Im Laufe der Zeit bildeten sich allerdings gewisse soziale Gruppen, aber denselben wurde nie gestattet, ihre eigenen Streitigkeiten auszufechten. Die unwiderstehliche autokratische Macht hielt sie immer in Schach und modelte dieselben in eine Form um, die ihr gutdünkte, indem sie ihre Verpflichtungen, ihre Rechte, ihre gegenseitigen Beziehungen und ihre entsprechenden Stellungen in der politischen Ordnung sorgfältig und bis in das Kleinste festsetzte. Deshalb finden wir in der Geschichte Russlands fast keine Spur jenes Klassenhasses, der in der Geschichte West-europa's so deutlich zu Tage tritt.*)

Die praktische Folge von alledem ist, dass es in Russland gegenwärtig sehr wenig Kastengeist oder Kastenvorurtheil gibt. Wir haben bereits gesehen, wie die Adeligen und die vor Kurzem befreiten Bauern in der Semstwo friedlich zusammenarbeiten, und man findet viele ähnliche merkwürdige Thatsachen in der Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft. Die zuversichtliche Voraussetzung mancher Russen, dass in ihrem Vaterlande eines Tages politisches Leben ohne politische Parteien gedeihen wird, ist, wenn kein Widerspruch an sich, so wenigstens eine utopische Albernheit, aber wir können sicher annehmen, dass, wenn politische Parteien zum Vorschein kommen, dieselben von denen ganz verschieden sein werden, die in Deutschland, Frankreich und England vorhanden sind.

*) Dieses ist, glaube ich, die wahre Erklärung einer wichtigen Thatsache, welche die Slawophilen sich bemühten, durch eine wenig verbürgte Sage zu erklären.

Neunzehntes Kapitel.

Unter den Ketzern.

Die Molokáni. — Meine Fragemethode. — Alexandroff-Häi. — Eine unerwartete theologische Diskussion. — Lehre und kirchliche Organisation der Molokáni. — Beaufsichtigung der Sitten und gegenseitige Hülfe. — Die Geschichte dieser Sekte. — Ein falscher Prophet. — Christenthum nach dem Nützlichkeitsprinzip. — Eintheilung der fantastischen Sekten. — Die Chlysti. — Das Verfahren der Regierung gegen die Sektirer. — Zwei Arten von Ketzerthum. — Die wahrscheinliche Zukunft der andersgläubigen Sekten. — Politisches Missvergnügen.

Wenn man auf einem Wolgadampfer die schon beschriebenen malerischen Shigulinski Hügelkette passirt hat, so bemerkt man auf dem linken Ufer des Flusses eine sich lang dahinziehende Stadt. Unter den Gebäuden tritt nur die ungeheure, viereckige Kirche hervor, die mit einem hellgrünen Dache versehen ist und von den üblichen birnenförmigen Kuppeln überragt wird. Dieses ist Ssamára, die Hauptstadt der Provinz oder des „Gouvernements“ gleichen Namens.

Ssamára ist eine neue Stadt, ein Kind des jetzigen Jahrhunderts und erinnert durch ihr unfertiges Aeussere an die neuen Städte in Amerika. Die meisten Häuser sind aus Holz gebaut. Die Strassen befinden sich noch in einem so primitiven Zustande, dass dieselben nach heftigem Regen des Schmutzes wegen fast unpassirbar werden, und bei trockenem, stürmischen Wetter erzeugen dieselben dicke Wolken erstickenden Staubes. Ein Mal sah ich, während meines Aufenthaltes daselbst, einen Staubwirbelwind, bei welchem es zuweilen unmöglich war, vom Fenster meines Gasthofes aus die Häuser auf der anderen Seite der Strasse zu erkennen. Unter solchen primitiven Umgebungen er-

scheint die riesige neue Kirche nicht ganz am Platze, und man denkt unwillkürlich, dass ein Theil der für den Bau derselben ausgegebenen Summe nützlicher hätte verwendet werden können. Aber die Russen haben ihre eigenen Ideen über das, was sich schickt und ziemlich ist. In Allem, was Aeusserliches betrifft, sind sie sehr religiös und opfern in freigebiger Weise Geld für kirchliche Zwecke. Ausserdem meint die Regierung, dass jede Hauptstadt einer Provinz eine Kathedrale besitzen solle.

Früher war Ssamára ein vorgeschobener Posten russischer Kolonisation gewesen und hatte häufig Vorsichtsmaassregeln gegen die Einfälle der in der Nachbarschaft hausenden nomadisirenden Stämme treffen müssen; aber die landwirthschaftliche Grenze ist seitdem weit nach Osten und Süden ausgedehnt worden, und jetzt zählt die Provinz zu den produktivsten im Reiche. Die Stadt ist der Hauptmarktplatz dieses Gebiets und darauf beruht ihre Bedeutung. Das Getreide wird von den Bauern aus grossen Entfernungen herangebracht und von den Grosshändlern in weiten Lagerräumen aufgespeichert. Von hier aus wird dasselbe zu Wasser und per Eisenbahn nach Moskau und St. Petersburg verschickt. In früherer Zeit war dieses eine sehr langwierige Prozedur. Die mit Getreide beladenen Boote wurden von Pferden oder stämmigen Bauern hunderte von Werst die Flüsse hinauf und die Kanäle entlang gezogen. Darauf kam die Periode der „Kabestans“, d. h. schwerfälliger Maschinen, welche durch Anker und Drahtwinde die Bewegung übertrugen. Gegenwärtig geht der Transport auf viel raschere Weise vor sich. Das Getreide wird auf riesige Barken geladen, die von starken Schleppdampfern bis zu einem mit dem grossen Eisenbahnnetz verbundenen Punkte den Fluss hinauf gezogen werden.

Wenn der Reisende die Kathedrale und die Getreidespeicher gesehen hat, so kennt er alle Sehenswürdigkeiten des Ortes. Er wird dann etwa noch die beiden „Kumyss-Etablissements“ besuchen, die in der Nähe der Stadt recht hübsch gelegen sind. Hier findet er eine beträchtliche Anzahl schwindsüchtiger und anderer Kranken, welche ungeheure Mengen gegohrener Stutenmilch (Kumyss) vertilgen und erklären, dass sie diesem neuen Heilmittel viel zu verdanken haben. Nachdem ich dieses Alles besichtigt hatte, fühlte ich, dass meiner Touristenpflicht Genüge geschehen war, und ging an meine regelmässige Arbeit, die darin

bestand, Nachforschungen über die wirthschaftliche Lage der Provinz und besonders über die Lage der befreiten Bauern anzustellen.

Während mich diese Beschäftigung in Anspruch nahm, hörte ich vieles über eine eigenthümliche Sekte, die man Molokáni nannte und mich interessirte ihr Glaube, weil derselbe einen wohlthätigen Einfluss auf ihr materielles Wohlergehen auszuüben schien. Sie gehörten zu derselben Rasse und lebten unter denselben Verhältnissen, wie die orthodoxen Bauern neben ihnen, aber sie besaßen zweifellos bessere Häuser, bessere Kleider, zahlten ihre Steuern pünktlicher, kurz, sie schufen sich ein ge-
deihlicheres Fortkommen. Alle meine Gewährsleute beschrieben mir dieselben übereinstimmend als ruhige, anständige, nüchterne Leute; über ihre religiösen Lehren waren indess die Aussagen sehr oberflächlich und widerspruchsvoll. Einige gaben sie für Protestanten oder Lutheraner aus, während andere sie für die letzten Ueberbleibsel einer merkwürdigen ketzerischen Sekte hielten, die in der ersten Zeit des Christenthums bestanden habe. Ein Herr meinte mir versichern zu können, dass ihre Lehre eine veränderte Form von Manichäismus sei, aber ich konnte seiner Ansicht kein Vertrauen beimessen, denn auf meine Frage stellte es sich heraus, dass er von Manichäismus nichts als den Namen wusste.

Da ich genaue Nachrichten über den Gegenstand zu erhalten wünschte, beschloss ich der Sache selbst auf den Grund zu gehen. Dieses war im Anfange jedoch keine leichte Aufgabe. Es wurde mir nicht schwer, die Bekanntschaft eines reichen, in der Stadt ansässigen Molokáner zu machen; auch gelang es mir, sein Vertrauen so weit zu erwerben, dass er mir einen Empfehlungsbrief für die leitenden Mitglieder der Sekte in den Dörfern, die ich zu besuchen gedachte, versprach; aber nach einiger Ueberlegung reute ihn seine Absicht und er kam seinem Versprechen nicht nach. Ich fand in den Dörfern, durch welche mich mein Weg führte, zahlreiche Anhänger der Sekte, aber dieselben zeigten Alle einen entschiedenen Widerwillen, über ihren religiösen Glauben zu sprechen. Von jeher an Erpressung und Verfolgung von Seiten der Beamten gewöhnt und in dem Wahne, ich sei ein geheimer Agent der Regierung, vermieden sie es sorglich, über irgend etwas Anderes,

als das Wetter und die Ernteaussichten zu reden und beantworteten meine Fragen über andere Dinge, als ständen sie vor einem Grossinquisitor.

Einige erfolglose Versuche überzeugten mich, dass es unmöglich sein würde, ihre Glaubensansichten durch direktes Fragen aus ihnen heraus zu bekommen. Ich schlug deshalb einen anderen Weg ein. Aus den dürftigen Antworten, die man mir bereits gegeben hatte, konnte ich schliessen, dass ihre Lehre wenigstens eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem Presbyterianismus in Schottland hatte und aus früherer Erfahrung war mir bekannt, dass die Neugierde eines intelligenten russischen Bauern durch die Beschreibung fremder Länder leicht erregt werden kann. Auf diesen beiden Thatsachen basirte mein Feldzugsplan. Wenn ich einen Molokänen traf, oder Jemanden, den ich für einen solchen hielt, so unterhielt ich mich eine Zeit lang mit ihm über die Witterung und die Ernte, als ob ich keinen anderen Zweck im Auge hätte. Wenn dieses Thema gründlich durchgesprochen war, so leitete ich das Gespräch allmählich vom Wetter und der Ernte in Russland auf dieselben Dinge in Schottland und ging dann langsam von schottischer Feldwirthschaft auf die schottische presbyterianische Kirche über. Fast in jedem Falle hatte mein Verfahren den gewünschten Erfolg. Sobald der Bauer hörte, dass es ein Land gibt, wo die Leute die heilige Schrift selbst unter sich auslegen, keine Bischöfe haben und die Verehrung von Heiligenbildern als Götzendienst ansehen, so lauschte er ganz bestimmt mit gespannter Aufmerksamkeit; und wenn er weiter erfuhr, dass die Gemeinden in jenem Wunderlande jährlich ihre Abgeordneten zu einer Versammlung entsenden, in welcher alle die Kirche betreffenden Dinge frei und öffentlich besprochen werden, so gab er fast immer seinem Erstaunen freien Ausdruck und ich wurde mit einer Reihe von Fragen bestürmt: „Wo ist das Land?“ „Liegt es nach Osten, im Westen?“ „Ist es sehr weit ab?“ „Wenn nur unser Presbyter das Alles hören könnte!“

Dieser letzte Ausruf kam mir gerade gelegen, denn ich konnte nun die Bekanntschaft des Presbyters machen ohne den Anschein, dieselbe gewünscht zu haben, und ich wusste, dass eine Unterredung mit demselben mir gewiss von Nutzen sein würde. Der Presbyter ist zwar ein ungebildeter Bauer, wie die übrigen Gemeindemitglieder, aber meistens ist derselbe intelli-

genter und mit den religiösen Lehren besser vertraut. Mehr als einmal habe ich einen grossen Theil der Nacht mit einem Presbyter zugebracht und dabei Vieles über die religiösen Ansichten und Gebräuche der Sekte erfahren. Nach solchen Zusammenkünften war ich sicher, von allen Molokáni des Dorfes mit Zutrauen und Achtung behandelt zu werden und Empfehlungen für die Glaubensbrüder in den benachbarten Dörfern, die ich zu besuchen gedachte, zu erhalten. Mehrere der intelligenteren Bauern, mit denen ich mich unterhielt, riethen mir sehr zu, das dicht an der Grenze der Kirgisensteppe gelegene Dorf Alexandroff-Haï zu besuchen. „Wir sind dunkle (d. h. unwissende) Leute hier,“ pflegten sie zu sagen, „und wissen gar Nichts, aber in Alexandroff finden Sie diejenigen, welche den Glauben kennen, und diese werden mit Ihnen diskutiren.“ Diese Voraussage ging auf eine etwas unerwartete Weise in Erfüllung.

Als ich einige Wochen später von einem Besuche bei den Kirgisen der inneren Horde zurückkehrte, kam ich eines Abends in diesen Mittelpunkt des molokánischen Glaubens an und wurde von einem aus der Bruderschaft gastfreundlich aufgenommen. In einem Gespräch mit meinem Wirthe drückte ich beiläufig den Wunsch aus, Jemanden zu finden, der in der heiligen Schrift wohl bewandert und fest im Glauben sei, und er versprach, mir in dieser Hinsicht nach Kräften behülflich zu sein. Am nächsten Morgen erfüllte er mehr, als er versprochen hatte. Gleich nachdem die Theemaschine abgetragen worden war, öffnete sich die Thüre des Zimmers und zwölf Bauern wurden feierlich hereingeführt! Nach den üblichen Begrüssungen mit diesen unerwarteten Besuchern theilte mir mein Wirth zu meiner Verwunderung mit, dass seine Freunde gekommen seien, um mit mir über den Glauben zu sprechen, und ohne weitere Förmlichkeit legte er eine Foliobibel in slawonischer Sprache vor mich hin, damit ich die zur Unterstützung meiner Beweisführung nöthigen Stellen aufschlagen könne. Da ich keineswegs vorbereitet war, eine regelrechte theologische Diskussion zu eröffnen, so wurde ich durch diesen Vorgang in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt und bemerkte, dass meine Reisegefährten (zwei russische Freunde), die für diese Dinge gar kein Interesse hatten, sich an meiner unbehaglichen Lage weidlich ergötzen. Es gab indess keine Möglichkeit, die Sache zu umgehen. Ich hatte

eine Gelegenheit erbeten, mit einigen der Brüder eine Besprechung haben zu können, und erhielt dieselbe auf eine Weise, die ich sicher nicht erwartet hatte. Meine Freunde zogen sich zurück; sie überliessen mich „meinem Schicksale“, wie sie mir zuflüsterten, und die „Diskussion“ begann.

Mein Schicksal war keineswegs so schrecklich, wie man vorausgesetzt hatte, aber im Anfang war die Lage etwas unbehaglich. Keine der Parteien hatte eine klare Vorstellung von dem, was die andere wünschte, und meine Besucher erwarteten, dass ich die Verhandlungen eröffnen würde. Diese Erwartung war ganz natürlich und gerechtfertigt, denn ich hatte sie unabsichtlich zu dieser Zusammenkunft eingeladen, aber ich konnte ihnen keine Rede halten und hatte dazu den besten aller Gründe, — ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Hätte ich ihnen meinen eigentlichen Zweck mitgetheilt, so würden sie wahrscheinlich Verdacht geschöpft haben. Meine gewöhnliche Kriegslist mit Wetter und Ernte zu beginnen, war hier durchaus nicht anwendbar. Einen Augenblick dachte ich daran, den Vorschlag zu machen, ein Kirchenlied zu singen, um dadurch das Eis zu brechen, aber ich fühlte, dass das der Versammlung eine Feierlichkeit geben würde, die ich vermeiden wollte. Nach Allem erschien es als das Beste, sogleich eine regelmässige Diskussion zu beginnen. Ich sagte ihnen deshalb, dass ich mit vielen ihrer Brüder in verschiedenen Dörfern gesprochen habe und dass mir dabei einzelne nach meiner Ansicht sehr bedauerliche Irrlehren aufgefallen seien. So z. B. könne ich mich nicht mit der Annahme einverstanden erklären, dass es ein Unrecht sei, Schweinefleisch zu essen. Vielleicht war dieses eine etwas ungehobelte Art, auf die Sache einzugehen, aber wir hatten wenigstens einen *locus standi* — Etwas zu besprechen — und es erfolgte sofort eine lebhafte Diskussion. Meine Gegner bemühten sich, zunächst ihren Satz aus dem neuen Testamente zu beweisen, und als dieser Beweis nicht Stich hielt, nahmen sie zum Pentateuch ihre Zuflucht. Von einem besonderen Artikel der Zeremonial-Vorschriften gingen wir auf die umfassendere Frage über, wie weit die Zeremonial-Vorschriften noch als bindend gelten können, und dann folgten andere Punkte von gleicher Wichtigkeit. Wenn die Logik der Bauern nicht immer untadelhaft war, so liess ihre Kenntniss der heiligen Schrift Nichts zu wünschen übrig. Zur

Unterstützung ihrer Ansichten führten sie lange Stellen aus dem Gedächtnisse an, und wenn ich irgend einen Spruch, den ich brauchte, nur unbestimmt andeutete, so ergänzten sie denselben mündlich, so dass die grosse Foliobibel nur als Zierde diente. Drei oder vier von ihnen schienen das ganze neue Testament auswendig zu können. Ich kann dem Leser eine Beschreibung des Verlaufs unserer unparlamentarischen Debatte ersparen und will nur anführen, dass wir nach vierstündiger ununterbrochener Unterhaltung darin übereinkamen, dass unsere Meinungen bei Fragen über Einzelheiten auseinandergingen, und dass wir ohne jede Spur von jenem Missbehagen von einander schieden, welches religiöse Diskussionen gewöhnlich erzeugen. Niemals habe ich Männer getroffen, die bei Debatten redlicher und höflicher, bei dem Suchen nach Wahrheit ernster und gegen dialektische Triumphe gleichgültiger gewesen wären, als diese einfachen, ungebildeten Bauern. Wenn bei einem oder zwei Punkten eine etwas ungebührliche Wärme entfaltet wurde, so muss ich meinen Gegnern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, dass sie nicht der beleidigende Theil waren.

Diese lange Diskussion, sowie zahlreiche Besprechungen, die ich vorher und seitdem mit Presbytern und einfachen Brüdern in verschiedenen Theilen des Landes hatte, bestätigten meinen ersten Eindruck, dass die Lehren der Molokáni dem Presbyterianismus sehr ähnlich sind. Es ist jedoch ein wichtiger Unterschied vorhanden. Der Presbyterianismus hat eine kirchliche Organisation und ein geschriebenes Glaubensbekenntniss und seine Lehren sind schon seit langer Zeit in Folge öffentlicher Diskussionen, polemischer Literatur und allgemeiner Versammlungen bestimmt festgesetzt worden. Die Molokáni dagegen haben nicht die Gelegenheit gehabt, ihre Fundamental-Grundsätze zu entwickeln und ihre unbestimmten religiösen Anschauungen in ein klares, logisches System zu bringen. Ihre Theologie ist deshalb noch in einem halbflüssigen Zustande, so dass es unmöglich ist, vorauszusagen, welche Form dieselbe allendlich annehmen wird. „Wir haben darüber noch nicht nachgedacht,“ wurde mir häufig erwidert, wenn ich über irgend eine undeutliche Lehre Auskunft erbat; „wir müssen in der Zusammenkunft am nächsten Sonntag darüber sprechen. Wie denken Sie darüber?“ Ausserdem gewähren ihre fundamentalen Grundsätze individuellen und lokalen

Meinungsverschiedenheiten einen grossen Spielraum. Sie behaupten, dass die heilige Schrift die einzige Richtschnur für den Glauben und Wandel des Menschen sei, aber dass dieselbe dem geistigen und nicht dem wörtlichen Sinne nach ausgelegt werden müsse. Da es keine irdische Autorität gibt, welcher zweifelhafte Punkte überwiesen werden können, so ist es Jedermann anheimgestellt, die Auslegung anzunehmen, die seinem eigenen Urtheile als richtig erscheint. Dieses wird zweifellos schliesslich zu einer Reihe von verschiedenen Sekten führen und schon jetzt gibt es eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit unter den einzelnen Gemeinden; aber diese Verschiedenheit ist noch nicht anerkannt worden, und ich kann hier erwähnen, dass ich nirgends den fanatisch-dogmatischen, wortklauberischen Geist angetroffen habe, der die Seele der Sektirerei ist.

Als Vorbild ihrer kirchlichen Organisation nehmen die Molokáni die früheste apostolische Kirche, wie dieselbe im neuen Testamente geschildert ist, sie verwerfen unbedingt jede spätere Autorität. In Uebereinstimmung mit diesem Muster haben sie keine Kirchenbehörden und keine bezahlte Geistlichkeit, sondern erwählen aus ihrer Mitte einen Presbyter und zwei Gehülfen — Männer, die unter den Brüdern durch ihren exemplarischen Lebenswandel und ihre Kenntniss der Bibel bekannt sind —, deren Pflicht es ist, das religiöse und moralische Wohlergehen der Heerde zu überwachen. An Sonntagen halten sie Versammlungen, welche zwei oder drei Stunden dauern, in Privathäusern — sie dürfen keine Kirchen bauen — ab. Sie singen geistliche Lieder, beten, lesen in der Bibel und halten vertrauliche Gespräche über religiöse Dinge. Fühlt Jemand das Bedürfniss, irgend eine die Lehre betreffende Frage zu stellen, so trägt er dieselbe der Gemeinde vor, und irgend eines oder mehrere der Mitglieder äussern ihre Meinungen, indem sie die Bibelstellen anführen, worauf dieselben gegründet sind. Wenn die Frage durch die Bibelstellen vollständig gelöst wird, so wird dieselbe entschieden, wenn nicht, so bleibt sie offen.

Wie bei vielen jungen Sekten, gibt es auch unter den Molokáni ein System strenger moralischer Beaufsichtigung. Hat sich ein Mitglied der Trunkenheit oder irgend einer unziemlichen Handlung schuldig gemacht, so wird dasselbe erst vom Presbyter privatim, oder vor versammelter Gemeinde ermahnt,

und wenn dieses nicht die gewünschte Wirkung hat, so wird dasselbe für kürzere oder längerer Zeit von den Zusammenkünften und von jedem Verkehr mit den Mitgliedern ausgeschlossen. In schlimmen Fällen nimmt man zur Ausstossung seine Zuflucht. Geräth auf der anderen Seite ein Mitglied ohne sein Verschulden in Geldverlegenheit, so werden ihm die Anderen beistehen. Dieses System gegenseitiger Ueberwachung und gegenseitiger Hülfe erklärt ohne Zweifel zum Theil die Thatsache, dass die Molokáni sich stets von der umgebenden Bevölkerung durch ihre Nüchternheit, Aufrichtigkeit und ihr materielles Gedeihen vortheilhaft unterscheiden.

Es ist sehr wenig über die Geschichte und die jetzige Stärke der molokánischen Sekte bekannt. Einige meinen, dieselbe sei im 16. Jahrhundert von ausländischen Protestanten begründet worden, aber es können zur Unterstützung dieser Ansicht nichts als vage Ueberlieferungen beigebracht werden. Die älteste über sie vorhandene Urkunde ist, so viel ich weiss, ein Aktenstück aus der Zeit Katharina's II. Was ihre gegenwärtige Stärke anbelangt, so ist es schwierig, dieselbe auch nur muthmaasslich anzugeben. Sicherlich zählt die Sekte viele Tausend Mitglieder — wahrscheinlich mehrere Hunderttausend. Früher wurden sie von der Regierung aus den mittleren Provinzen nach den dünnbevölkerten äusseren Gebieten transportirt, wo sie weniger Gelegenheit hatten, orthodoxe Nachbarn in ihrem Glauben wankend zu machen; wir finden sie demgemäss in den südöstlichen Bezirken von Ssamára an der Nordküste des Asow'schen Meeres, in der Krim, im Kaukasus und in Sibirien. Es leben indess noch sehr viele in den mittleren Gebieten, besonders in der Provinz Tambow.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Molokáni ihre Ansichten und religiösen Meinungen mit dem in Einklang bringen, was ihnen als eine neue Lichtseite erscheint, schützt sie wirksam vor Frömmerei und Fanatismus, aber sie werden dadurch Uebeln anderer Art ausgesetzt, vor denen sie durch einige wenige starre Vorurtheile bewahrt werden könnten. „Falsche Propheten stehen unter uns auf,“ sagte ein altes nüchternes Mitglied bei einer Gelegenheit zu mir, „und leiten viele vom Glauben ab.“ Von diesen falschen Propheten war in neuerer Zeit Iwan Grigoriew der hervorragendste; derselbe war eine dunkle Persönlichkeit,

die zuweilen einen türkischen und ein ander Mal einen amerikanischen Pass vorwies, aber in jeder anderen Hinsicht ein echter Russe zu sein schien. Vor einigen Jahren war er nach Alexandroff-Haï gekommen. Obgleich er sich für einen guten Molokänen ausgab, und auch als solcher empfangen wurde, äusserte er doch bei den wöchentlichen Zusammenkünften viele neue und stutzig machende Ideen. Zunächst drang er in seine Zuhörer, zu leben wie die ersten Christen und alle Dinge gemeinsam zu haben. Dieses leuchtete den Molokáni sehr ein, da sie stets die ersten Christen als ihr Vorbild hinstellen, und einige von ihnen dachten daran, persönliches Eigenthum sofort abzuschaffen, aber als der Lehrer ziemlich klar andeutete, dass diese Gemeinschaft auch freie Liebe einschliessen solle, entstand ein entschiedener Widerstand, und man machte geltend, dass die frühe christliche Kirche Ehebruch im Grossen und verwandte Sünden nicht empfohlen habe. Dieses war ein gewichtiger Einwurf, aber „der Prophet“ war der Lage gewachsen. Er erinnerte seine Freunde daran, dass, ihrer eigenen Lehre gemäss, „die Schrift nicht im buchstäblichen, sondern im geistigen Sinne aufgefasst werden müsse, dass das Christenthum die Menschheit frei gemacht habe, und dass Jedermann seine Freiheit benutzen müsse.“ „Alle Dinge sind gesetzlich, aber nicht alle Dinge sind zweckdienlich,“ d. h. wir sollen uns bei unseren Handlungen nur durch die Zweckdienlichkeit leiten lassen und alle Widersprüche gegen einen Plan, welche darauf basiren, dass derselbe ungesetzlich sei, müssen als nichtig erklärt werden. Derjenige, welcher sich durch Gesetze beschränken lässt, ist kein wahrer Christ.

Diese Darlegung der neuen Lehre wurde mir von einem intelligenten Molokänen wiedergegeben, als ich eines Abends bei ihm in seinem Hause in Nowo-Usensk, der Hauptstadt des Kreises, in welchem Alexandroff-Haï liegt, zum Besuche war. Mir erschien es, als ob der Urheber dieses geistreichen Versuches, das Christenthum mit den äussersten Nützlichkeitsprinzipien in Einklang zu bringen, ein verkappter gebildeter Mann sein müsse. Ich theilte diese Ueberzeugung meinem Wirthe mit, aber er stimmte nicht mit mir überein.

„Nein, ich glaube nicht,“ antwortete er, „ich bin eigentlich sicher, dass er ein Bauer ist, und vermuthe stark, dass er früher einmal Soldat war. Er hat wenig Kenntnisse, aber er

besitzt eine wunderbare Rednergabe. Ich habe nie Jemanden sprechen gehört, wie er spricht. Er würde das ganze Dorf beschwätzt haben, wenn nicht ein alter Mann anwesend gewesen wäre, der ihm mehr als gewachsen war. Und dann ging er nach Orloff-Haï und dort hat er thatsächlich die Leute beschwätzt.“ Was er eigentlich in dem letzteren Orte in's Werk gesetzt hatte, habe ich nie genau feststellen können. Es hiess, er habe eine kommunistische Gemeinschaft gegründet, deren Vorsitzender und Schatzmeister er selbst war, und die Mitglieder zu einer ausserordentlichen Theorie prophetischer Erbfolge bekehrt, die augenscheinlich für seine eigene sinnliche Befriedigung erfunden war. Mein Wirth rieth mir, weitere Nachrichten vom Propheten selbst — der zu jener Zeit, wegen Führung eines gefälschten Passes angeklagt, im Gefängniss sass — oder von einem seiner Freunde, einem gewissen Herrn J., der in der Stadt wohnte, zu erbitten. Da es schwierig war, Zulass zu dem Gefangenen zu erlangen, und mir wenig Zeit übrig blieb, so schlug ich den letzteren Weg ein.

Herr J. selbst war ein etwas sonderbarer Charakter. Er war Student in Moskau gewesen; in Folge einiger jugendlicher Unbesonnenheiten während der Universitätsunruhen, von denen ich schon gesprochen habe, hatte man ihn in diesen Ort verbannt. Nachdem er einige Jahre vergeblich auf Freilassung gewartet hatte, gab er den Gedanken an eine wissenschaftliche Laufbahn auf, heirathete ein Bauernmädchen, pachtete ein Grundstück, kaufte ein Paar Kameele und siedelte sich als kleiner Landwirth an.)* Er erzählte Vielerlei über den Propheten.

Iwan Griogoriew war, wie es schien, wirklich ein einfacher russischer Bauer, aber von Jugend auf war er eine jener rastlosen Naturen gewesen, die es nie lange bei einer Sache aushalten. Wo sein Geburtsort lag, und warum er denselben verliess, hat er aus Gründen, die ihm selbst am besten bekannt sind, nie geäussert. Er hatte viele Reisen gemacht und war ein aufmerksamer Beobachter gewesen. Ob er je bis nach Amerika

*) Hier sah ich zum ersten Male, dass Kameele zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt wurden. Mit einem Joch an einen kleinen vieräderigen Karren angespannt, erschienen die „Schiffe der Wüste“ gar nicht an ihrem Platze.

gekommen war, erschien zweifelhaft, aber in der Türkei war er gereist, und mit verschiedenen russischen Sektirern, die in grosser Anzahl in der Nähe der Donau wohnen, hatte er fraternisirt. Hier nahm er wahrscheinlich viele seiner eigenthümlichen religiösen Ideen auf, und fasste seinen grossartigen Vorsatz, eine neue Religion zu stiften, mit dem Begründer des Christenthums zu wetteifern! Er bezweckte nichts Anderes als dieses, wie er ein Mal zugestand, und er sah nicht ein, warum der Erfolg ausbleiben könne. Er glaubte, der Stifter des Christenthums sei bloss ein Mensch gewesen wie er, der das Volk um sich und die Zeitverhältnisse besser als Andere verstand, und er war überzeugt, dass er selbst diese Eigenschaften besitze. Eine Fähigkeit indess, um Prophet zu werden, besass er sicherlich nicht; er hatte keinen echten, religiösen Enthusiasmus in sich, und ihm fehlte daher jener mächtig wirkende Märtyrergeist. Vieles von seinen eigenen Predigten glaubte er selbst nicht, und er schien eine gewisse Verachtung gegen diejenigen zu haben, welche dieselben naiver Weise ganz hinnahmen. Er war nicht bloss schlau, sondern er wusste auch, dass er es war, und dabei hatte er das Bewusstsein, dass er eine falsche Rolle spielte. Und doch wäre es vielleicht ungerecht, zu sagen, dass er ein blosser Betrüger war, der ausschliesslich seinen eigenen Vorthail im Auge hatte. Obschon er eine einfach angelegte Natur war, und bei sich darbietender Gelegenheit seinen Neigungen fröhnte, so schien er doch zu glauben, dass, wenn seine kommunistischen Pläne verwirklicht würden, dieselben nicht nur ihm, sondern auch dem Volke nutzbringend sein müssten. Ein sonderbares Gemisch von Prophet, sozialem Reformator und schlauem Betrüger! Ob er jemals wieder als Prophet auftreten wird, lässt sich unmöglich vorher sagen, aber sicher ist, dass er keine Aussicht hat, unter den Molokáni der Provinz Ssamára nochmals einen Erfolg zu erringen.

Ausser den Molokáni gibt es in Russland viele andere ketzerische Sekten. Einige derselben sind einfach evangelische Protestanten, wie die „Stundisten“, welche die religiösen Grundanschauungen ihrer Nachbarn, der deutschen Kolonisten, angenommen haben, während andere von wilden Enthusiasten zusammengesetzt sind, die ihrer erhitzten Einbildungskraft die Zügel schiessen lassen, und in dem, was die Deutschen treffend

„höheren Blödsinn“ nennen, schwärmen. Ich kann es hier nicht versuchen auch nur einen allgemeinen Begriff dieser fantastischen Sekten mit ihren doktrinären und zeremoniellen Albernheiten wiederzugeben, aber ich gebe die folgende Eintheilung derselben zum Nutzen derer, welche etwa den Gegenstand studiren wollen:

1) Sekten, welche die heilige Schrift als Basis ihres Glaubens annehmen, aber die darin enthaltenen Lehren durch gelegentliche Inspiration oder innere Erleuchtung ihrer leitenden Mitglieder auslegen und vervollständigen.

2) Sekten, welche die heilige Schrift wenig oder gar nicht beachten und ihre Lehre aus der vermeintlichen Inspiration ihrer Lehrer entnehmen.

3) Sekten, welche an die Wiedermenschwerdung Christi glauben.

4) Sekten, welche Religion mit nervöser Erregung verwechseln und mehr oder weniger erotischer Natur sind. Die zum Prophezeien erforderliche Erregung wird gewöhnlich durch Tanzen, Springen, sich Drehen im Kreise, oder Selbstzüchtigung hervorgebracht und die bei solchen Gelegenheiten gesprochenen Albernheiten gelten als der direkte Ausdruck göttlicher Weisheit. Die religiösen Uebungen ähneln mehr oder weniger denen der „Tanzenden Derwische“, welche Jedem, der Konstantinopel besucht hat, bekannt sind. Es ist indess ein wichtiger Unterschied vorhanden: die Derwische machen ihre religiösen Uebungen öffentlich und beobachten folglich ein gewisses Dekorum, aber diese russischen Sekten versammeln sich im Geheimen und lassen ihrer Aufregung freien Spielraum, so dass bei ihren Versammlungen zuweilen die abscheulichsten Orgien stattfinden. Bei einer der bekanntesten dieser Sekten — den Skopzen oder Beschnittenen — hat der Fanatismus zur physischen Verstümmelung geführt.

Um den allgemeinen Charakter der zu der letzteren Kategorie gehörigen Sekten zu erläutern, führe ich hier einen kurzen Auszug aus einer Beschreibung der „Chlysti“ an, deren Verfasser in die Geheimnisse dieser Sekte eingeweiht worden war.

Bei ihnen fühlen sich sowohl Männer als Frauen zu Lehrern und Propheten berufen, und als solche führen sie ein strenges aszetisches Leben, enthalten sich der gewöhnlichsten und un-

schuldigsten Vergnügungen, erschöpfen sich durch langes Fasten und wilde, verzückte religiöse Uebungen und verabscheuen die Heirath. Unter der durch ihre vermeintliche Heiligkeit und Inspiration hervorgerufenen Erregung nennen sie einander nicht nur Lehrer und Propheten, sondern auch „Erlöser“, „Heiland“, „Jesus“, „Mutter Gottes“. Im Allgemeinen nennen sich dieselben einfach Götter und beten zu einander, wie zu wirklichen Göttern und lebenden Erlösern oder Madonna's. Kommen mehrere dieser Lehrer in einer Versammlung zusammen, so streiten sie in eitler und prahlerischer Weise darüber, wer von ihnen die meiste Gnade und Macht besitzt. Bei solchen Wettstreiten geben sie sich bisweilen derbe Ohrfeigen und derjenige, welcher die Schläge am geduldigsten aushält und dem Angreifer auch die andere Backe darreicht, erlangt den Ruf, der Heiligste zu sein.

Eine andere Sekte dieser Art sind die „Springer“, bei welchen das erotische Element unangenehm zu Tage tritt. Nachstehend eine Beschreibung ihrer religiösen Zusammenkünfte, die im Sommer in den Wäldern, im Winter in einem abgelegenen Hause oder einer Scheune abgehalten werden. — Nach gebührender Vorbereitung werden vom Hauptlehrer, der einen weissen Talar trägt und in der Mitte der Gemeinde steht, Gebete vorgelesen. Erst liest er mit gewöhnlicher Stimme, und dann geht er allmählich in einen heiteren Gesang über. Wenn er bemerkt, dass das Singen hinreichend auf die Hörer gewirkt hat, so fängt er an zu springen. Die Zuhörer, die ebenfalls singen, folgen seinem Beispiel. Ihre stets wachsende Erregung findet in den höchst möglichen Sprüngen ihren Ausdruck. Dieses setzen sie so lange als möglich fort — Männer und Weiber kreischen wie tobende Wilde. Wenn Alle gründlich erschöpft sind, erklärt der Führer, „dass er die Engel singen höre,“ — und nun beginnt eine Szene, die hier nicht beschrieben werden kann. Ja man muss sagen, dass bei vielen dieser Sekten das erotische Element eine so hervorragende Rolle spielt, dass es unmöglich ist, ihre Zeremonien in einem für das allgemeine Publikum bestimmten Werke zu schildern.

Es ist nicht mehr als billig, hier hinzuzufügen, dass wir sehr wenig über diese eigenthümlichen Sekten wissen, und was wir wissen, ist von erklärten Feinden derselben geschrieben. Es ist daher leicht möglich, dass einige derselben keineswegs so

albern sind, wie sie gewöhnlich hingestellt werden, und dass viele der umlaufenden Geschichten blosse Verläumdungen sind. Gewissen Sekten wird z. B. vorgeworfen, dass sie Kinder tödten und das Blut des Opfers zu heiligen Zwecken verwenden; aber dieses ist nie genügend bewiesen worden, und wir wissen, dass diese Beschuldigung von heidnischen Schriftstellern gegen die ersten Christen gleichfalls erhoben wurde. Meine eigenen Bemühungen, auf diesem Gebiete durch persönliche Beobachtung etwas zu erforschen, sind, wie ich gestehen muss, gänzlich fruchtlos geblieben.

Die Regierung ist der Sektirerei durchaus feindlich gesinnt und bemüht sich dann und wann dieselbe zu unterdrücken. Das ist ganz natürlich, soweit diese fanatischen Sekten davon betroffen werden, aber es erscheint sonderbar, dass die friedlichen, fleissigen, ehrlichen Molokáni und Stundisten in die Acht erklärt werden sollten. Warum sollte ein russischer Bauer dafür bestraft werden, dass er Lehren für wahr hält, welche mit Zustimmung der Behörden von seinen Nachbarn, den deutschen Kolonisten, öffentlich bekannt werden?

Um dieses zu verstehen, muss der Leser wissen, dass es nach der russischen Auffassung zwei verschiedene Arten von Ketzerei gibt, die sich nicht durch die geglaubten Dogmen, sondern durch die Nationalität des Gläubigen unterscheiden. Einem Russen scheint es in der Natur der Dinge zu liegen, dass Tataren Muhamedaner, dass Polen römische Katholiken und dass Deutsche Protestanten sind; und der blosse Akt, russischer Unterthan zu werden, setzt nicht voraus, dem Tataren, Polen oder Deutschen irgend eine Verpflichtung, seinen Glauben zu ändern, aufzuerlegen. Diese Nationalitäten können deshalb in vollkommenster Freiheit ihre Religionen bekennen und üben, so lange sie sich enthalten, durch Propaganda die göttliche Ordnung der Dinge zu stören. So ist die allgemein anerkannte Theorie, und wir müssen, um gerecht zu sein, den Russen nachsagen, dass sie sich gewöhnlich nach derselben richten. Wenn die Regierung zuweilen versucht hat, fremde Rassen zu bekehren, so war der Beweggrund immer ein politischer, und die Bemühungen haben nie im grossen Publikum oder selbst unter der Geistlichkeit grosse Sympathie gefunden. In gleicher Weise haben auch die, nach dem Beispiel der westlichen Nationen ein-

gerichteten Missionsgesellschaften vom Publikum nie grosse Unterstützung erhalten. Mit Bezug auf Fremde hat also diese eigenthümliche Theorie zu einer sehr ausgedehnten religiösen Toleranz geführt. Tataren, Polen und Deutsche sind zwar in gewissen Sinne Ketzer, aber ihre Ketzerei ist natürlich und kann gerechtfertigt werden. Mit Bezug auf die Russen liegt indess die Sache ganz anders. Wenn es in der Natur der Dinge liegt, dass der Tatar Muhamedaner, der Pole ein römischer Katholik und der Deutsche Protestant ist, so gilt es als ebenso selbstverständlich, dass der Russe ein Mitglied der orthodoxen Kirche sein muss. In diesem Punkte stimmen die öffentliche Meinung und das geschriebene Gesetz vollkommen überein. Wenn ein orthodoxer Russe römisch-katholisch oder protestantisch wird, so ist sein Ketzerthum nicht von der Art, wie das des Polen oder des Deutschen. Wie rein und erhaben auch seine Beweggründe sein mögen, sein Religionswechsel ist nicht zu rechtfertigen; im Gegentheil er verfällt den Strafgesetzen und wird gleichzeitig von der öffentlichen Meinung als Abtrünniger — fast als Verräther — verdammt.

Ueber die Zukunft dieser Sekten lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Die unreineren und fantastischeren werden wahrscheinlich mit der sich unter dem Volke ausbreitenden Elementarbildung verschwinden, aber die protestantischen Sekten scheinen eine grössere Lebensfähigkeit zu besitzen. Gegenwärtig wenigstens sind dieselben in schneller Ausdehnung begriffen. Ich habe Dörfer gesehen, in denen, nach den Aussagen der Bewohner, noch vor 15 Jahren kein einziger Ketzer lebte, und wo jetzt die Hälfte der Bevölkerung aus Molokáni besteht; und dieser Wechsel ist ohne irgend welche regelmässige Propaganda vor sich gegangen. Die bürgerlichen wie auch die geistlichen Behörden wissen sehr wohl, dass die Bewegung vorhanden ist, aber sie sind ausser Stande, dieselbe zu verhindern. Die wenigen gemachten Anstrengungen sind ohne Wirkung geblieben, oder noch schlimmer als nutzlos gewesen. Unter den Stundisten ist körperliche Züchtigung als Gegenmittel angewendet worden — hoffentlich ohne das Zuthun der Zentralbehörden — und zu den Molokáni der Provinz Ssamára wurde ein gelehrter Mönch entsandt, um dieselben durch Vernunft und Beredtsamkeit von ihren Irrthümern zu bekehren. Welche Wirkung die Birken-

ruthen auf die religiösen Ueberzeugungen der Stundisten ausübten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, aber ich muss annehmen, dass dieselben nicht sehr befriedigend ausgefallen sind, denn nach den letzten Berichten ist die Sekte in stetem Wachsen begriffen. Von der Mission in der Provinz Ssamára weiss ich zufällig mehr, und kann nach den Aussagen vieler Bauern — von denen einige zur orthodoxen Kirche gehörten — sagen, dass die einzige direkte Wirkung war: religiösen Fanatismus anzufachen und eine gewisse Anzahl Orthodoxer dazu zu bewegen, in das ketzerische Lager überzugehen. Bei den öffentlichen Diskussionen fanden die Streitenden keinen gemeinsamen Boden, auf welchem sie ihre Beweisführung aufbauen konnten, weil ihre Grundanschauungen verschieden waren. Der Mönch sprach von der Kirche als der irdischen Vertreterin Christi und der alleinigen Inhaberin der Wahrheit, während seine Gegner von einer Kirche in diesem Sinne Nichts wussten und einfach daran festhielten, dass alle Menschen nach den Satzungen der Bibel leben sollten. Einmal liess sich der Mönch herbei, von ihrem eigenen Standpunkte aus mit ihnen zu streiten, aber er erlitt dabei eine schmachliche Niederlage, denn er konnte nicht eine einzige Stelle anführen, welche die Verehrung von Heiligenbildern befürwortete — der russische Bauer sieht darin nämlich einen wesentlichen Theil der Orthodoxie. Nach diesem Vorfalle steifte er sich stets auf die Autorität der ersten ökumenischen Konzile und der Kirchenväter, welche die Molokáni nicht als Autoritäten anerkannten. Alles in Allem war die Mission eine gänzlich verfehlte und alle Parteien bedauerten, dass dieselbe unternommen worden war. „Es war ein grosser Fehler,“ äusserte ein orthodoxer Bauer vertraulich zu mir, „ein sehr grosser Fehler. Die Molokáni sind ein schlaues Volk. Der Mönch war ihnen nicht gewachsen, sie kannten die heilige Schrift viel besser als er. Die Kirche sollte sich nicht herablassen, mit Ketzern zu diskutieren.“

Es wird häufig behauptet, dass diese ketzerischen Sekten politisch unzufrieden seien, und die Molokáni gelten in dieser Hinsicht als besonders gefährlich. Vielleicht entbehrt diese Ansicht nicht ganz der Begründung, denn die Menschen sind von Natur geneigt, die Berechtigung einer Macht zu bezweifeln, welche sie systematisch verfolgt, aber man kann ruhig versichern, dass Fanatismus dieser Art, der früher etwa vorhanden gewesen

ist, jetzt, da die thatsächliche Verfolgung ausser Mode gekommen ist, seine Bedeutung verloren hat. Mit Bezug auf die Molokáni glaube ich, dass die Beschuldigung eine grundlose Verläumdung ist. Ihrer Denkungsart scheinen politische Ideen gänzlich fremd zu sein. Während meines Verkehrs mit denselben habe ich sie häufig von der Polizei, als von „Wölfen, die gefüttert werden müssen“ sprechen hören, aber über den Kaiser äusserten sie sich nie anders, als in Ausdrücken kindlicher Anhänglichkeit und Verehrung.

Ende des ersten Bandes.

== Zur Nachricht. ==

Herr Mackenzie Wallace hat die Güte gehabt, uns eine zeitgemässe Umgestaltung des Kapitels über die orientalische Frage (Bd. II) für unsere Ausgabe zuzusagen; ferner gestattete derselbe freundlichst die Aufnahme eines weder im Originalwerke noch in den französischen Ausgaben enthaltenen, höchst interessanten Aufsatzes über

Geheime Gesellschaften in Russland.

Unsere Uebersetzung wird dadurch die „vollständigste“ aller vorhandenen.

(Das Werk ist bereits in neun Sprachen übersetzt.)

Zu unserem Bedauern liess es sich nicht ermöglichen — wie ursprünglich beabsichtigt — diesen Aufsatz bereits in vorliegendem Halbbande aufzunehmen, doch bringen wir denselben im zweiten Bande zum Abdruck, ohne deshalb eine Preiserhöhung eintreten zu lassen.

Uebersetzer und Verleger.

W. S. g. u.

— Die Arbeit —

Die deutsche Nation hat sich in der
Geschichte der Welt als eine der
größten und mächtigsten Nationen
bewiesen. Sie hat die Kunst, die
Wissenschaft, die Literatur und die
Religion zu einer Höhe gebracht,
die keine andere Nation erreicht hat.

Gedichte des Verfassers in Prosa

Verfasser: Friedrich Schlegel

Die deutsche Nation hat sich in der
Geschichte der Welt als eine der
größten und mächtigsten Nationen
bewiesen. Sie hat die Kunst, die
Wissenschaft, die Literatur und die
Religion zu einer Höhe gebracht,
die keine andere Nation erreicht hat.

Verlag von Cotta

— Die Ethik —

Die Ethik ist die Lehre von der Moral, von dem Guten und Bösen, von den Pflichten und Tugenden. Sie ist eine der ältesten Wissenschaften und hat sich in der Geschichte der Menschheit vielfach verändert. In der Antike war sie eng mit der Philosophie verbunden, in der Neuzeit hat sie sich mehr von der Philosophie getrennt und ist zu einer eigenständigen Wissenschaft geworden.

Gebundene Gesellschaft in Russland

Die Gesellschaft in Russland ist eine der ältesten und hat sich in der Geschichte der Menschheit vielfach verändert. In der Antike war sie eng mit der Philosophie verbunden, in der Neuzeit hat sie sich mehr von der Philosophie getrennt und ist zu einer eigenständigen Wissenschaft geworden.

Die Gesellschaft in Russland ist eine der ältesten und hat sich in der Geschichte der Menschheit vielfach verändert. In der Antike war sie eng mit der Philosophie verbunden, in der Neuzeit hat sie sich mehr von der Philosophie getrennt und ist zu einer eigenständigen Wissenschaft geworden.

Die Gesellschaft in Russland ist eine der ältesten und hat sich in der Geschichte der Menschheit vielfach verändert. In der Antike war sie eng mit der Philosophie verbunden, in der Neuzeit hat sie sich mehr von der Philosophie getrennt und ist zu einer eigenständigen Wissenschaft geworden.

Wallace, Donald Mackenzie

Russland einzig berechnigte, von Verfasser durchgesehene, durch ein
Kapitel über geheime Gesellschaften in Russland vermehrte deutsche Ausgabe

Bd.: 1

Leipzig 1879

Russ. 168 fr-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11393445-5